Moderne Wunder.

von

C. Willmann.

Avery Architectural and Fine Arts Library
Gift of Seymour B. Durst Old York Library

4.21 PART XL

Digitized by the Internet Archive
in 2013

http://archive.org/details/modernewundernat00will

Carl Willmann.

Moderne Wunder.

Natürliche Erklärung

der neueren und älteren Geheimnisse der Spiritisten und Antispiritisten,
Geistercitierer, Hellseher,
Gedankenleser, Heilmedien, Mnemotechniker, Rechenkünstler

sowie der

neueren sensationellen Wunder und Darstellungen

aus dem Gebiete der Optik, Physik und Mechanik.

Von

Carl Willmann

Inhaber einer mechanischen Werkstatt für magische Apparate in Hamburg.

Dritte Auflage.

Mit 63 Text-Illustrationen und 8 Vollbildern.

Leipzig.

Verlag und Druck von Otto Spamer.

1897.

OFFSITE
BF
1042
.N73
1897

Vorwort zur zweiten Auflage.

Bei der zweiten Auflage dieses Werkes, welches allseitig eine beifällige Aufnahme und sogar eine Übersetzung in die dänische und englische Sprache fand, bietet sich dem Verfasser Gelegenheit, den an ihn gerichteten Wünschen, in seinem Bestreben hinsichtlich der Bekämpfung des Aberglaubens fortzufahren, zu entsprechen.

Er glaubte allen denen, welche sich ihm hierin angeschlossen und welche ihm weiteres Material bereitwilligst zur Verfügung stellten, sowie allen, welche ihre reges Interesse in so reichem Maße bekundeten, seinen Dank für die vielen Zeichen der Anerkennung und der Aufmunterung am besten dadurch darzuthun, daß er eine sorgfältige Bearbeitung des Werkes vornahm und hierbei das ihm zur Verfügung gestellte Material sowie die in neuester Zeit auf diesem Gebiete gemachten Beobachtungen und Erfahrungen berücksichtigte.

Der Verfasser spricht an dieser Stelle wiederholt den Wunsch aus, daß der Inhalt dieses Werkes auch ferner dazu beitragen möge, Aufklärung zu schaffen, die Wahrheit zu fördern und die Zahl der Bekämpfer dieses Aberglaubens zu mehren.

Die Wahrheit allein hat Bestand im beständigen Wechsel der Irrungen! —

Einer der größten Feinde der Wahrheit ist der Aberglaube, welcher weit verzweigt über alle Länder der Erde in immer neuen Gestalten seine Fangnetze auswirft und alles umstrickt, was er zu erreichen vermag.

Dieser neue Aberglaube präsentiert sich der Welt unter dem Namen „Spiritismus“, und gleich einer Epidemie hat sich derselbe, von Amerika kommend, auch in Deutschland ausgebreitet. Noch sind die Leiter dieser Irrlehre eifrig bemüht, das Gift des Aberglaubens weiter zu pflanzen, und namentlich hat der Spiritismus in den Großstädten festen Fuß gefaßt und mit seinen Theorien die Seelen der Menschheit vergiftet.

Treten wir ein in die Räume eines Irrenhauses. Dort sehen wir im engen Raume ein altes Mütterchen sitzen, deren Haar gebleicht ist. Ihre Haltung ist gebückt, und gramdurchfurcht ist ihr Antlitz. Die Augen starren ins Leere und blicken unstät von einem Gegenstand auf den andern. Der Geist der Greisin ist umnachtet. Ehemals war sie ein glückliches Weib, eine treusorgende Mutter und eine liebende Gattin, bis ihr Tropfen für Tropfen des spiritistischen Giftes eingegeben, und sie nur zu bald eine eifrige Anhängerin jener verdammungswürdigen Lehre wurde. Auch bei ihr wirkte das Gift fort und fort, bis ihre Seele, bis ihr Geist erlag. Seit mehr als zehn Jahren ringen Körper und Geist miteinander, um sich zu trennen; allein vergebens, der Wahnsinn hält sein Opfer fest, und noch lange kann es währen, bevor der Tod, der Ausgleicher alles irdischen Elendes, die Greisin von ihren unsäglichen Leiden erlöst.

Nicht weit von jenem alten Mütterchen tobt ein junger Mann, der bis vor kurzem ein eifriger Anhänger des Spiritismus war. Er opferte sein Vermögen, vernachlässigte sein Geschäft und ebenso seine Familie, bis er am Rande des Ruins stand. Alle Vorstellungen von seiten seiner Gattin und seiner Freunde waren vergeblich gewesen, unaufhaltsam war er auf der abschüssigen Bahn gefallen, bis er nichts mehr besaß. Da zog auch bei ihm der Wahnsinn ein, und umnachtet wurde sein Gehirn, als er sah, wie er mit Weib und Kind verlassen dastand.

Ist es das nicht an der Zeit, Kämpfer zusammen zu rufen, welche gesonnen sind, gleich den Mitgliedern des Vereins gegen Mißbrauch geistiger Getränke, hier den Kampf gegen die unheilvollen Lehren des Spiritismus aufzunehmen und die spiritistische Flut zurück zu stauen?

Wenn auch die Ebbe bereits eingetreten ist, so bleibt trotzdem noch viel zu thun, um zu verhindern, daß diese der Flut nicht wieder weiche.

Darum auf zum Kampfe gegen den Spiritismus, auf zum Kampfe für Wohlstand und Gesundheit, für Gesittung und Ehre für das Beste und Heiligste des lebenden wie des zukünftigen Geschlechts! —

Der Verfasser.

Inhalt.

Seite

Aberglaube und Afterwunder . . . . . 1—41

Ursprung und Wesen des Aberglaubens . . . . . 1— 3

Orientalische Magier und moderne Naturforscher . . . . . 3— 5

Wunderleistungen indischer Gaukler und ihre natürliche Erklärung . . 5—21

Chinesische Mumien von Seejungfern und deren Fabrikation . . . . 21—23

Die Vertreter der Wissenschaft und Philosophie in ihrer Stellung zu den falschen Wundern der Neuzeit und zu den sogenannten Wunderleistungen des Spiritismus . . . . . 24—28

Das Scheinwunder des Gedankenlesens 28

Bishop, Bastian, Cumberland . . . . . 28—30

Abraham (Bellini) und Faulhaber . . . . . 30—33

Wissenschaftliche Erklärungen über das Gedankenlesen . . . . . 34—36

Cumberland, Bellini und Jacoby . . . . . 36—41

Die Sinnestäuschungen . . . . . 42—64

Die menschlichen Sinnesorgane und ihre Grenzen . . . . . 42—44

Täuschungen des Gesichtssinnes . . . . . 44—52

Täuschungen andrer Gefühle . . . . . 52—55

Die fliegende Spieluhr . . . . . 55—56

Das Geisterklopfen und der elektrische Klopftisch . . . . . 57—60

Die Zauberglocke und die Geisterglocke . . . . . 60—62

Täuschungsmittel der Spiritisten . . . . . 63—64

Die Bindeproduktionen . . . . . 65—84

Knotentechnik und spiritistische Bänder . . . . . 65—67

Verschiebung der Knoten . . . . . 67—69

Durchschneidung der Bänder . . . . . 70—72

Das Mülsener Medium . . . . . 72—74

Knotenlockerung und Wiederanziehung . . . . . 74—75

Die Knotentechnik Jacobys . . . . . 75—76

Spiritistische Täuschungen und Selbsttäuschungen . . . . . 77—81

Die Umkehrung der Weste . . . . . 81—82

Der „Magnetische Verein" zu Paris . . . . . 82—83

Die spiritistischen Zirkel Hamburgs 84

Seite

Durchdringung der Stoffe . . . . . 95—104
Spiritisten, Zauberkünstler und Gelehrte . . . . . 85— 86
Die vier Probleme des Herrn Barons von Hellenbach . . . . . 86— 88
Der Geistersack . . . . . 88— 92
Doppelfesselung zweier Personen durch Schnüre und ihre Selbstbefreiung . . . . . 92— 94
Die Geisterbank . . . . . 95— 96
Die Geisterkiste . . . . . 96— 98
Der Wunderkoffer . . . . . 98— 99
Der Davenportsche Wunderschrank . . . . . 99—100
Der moderne Wunderschrank . . . . . 100—101
Der Pranger . . . . . 101—104

Materialisierte Gestalten . . . . . 105—129
Die spiritistische Geisterhypothese 105
Das Perisprit . . . . . 106—107
Das Treiben der Spiritistenklubs in Hamburg . . . . . 107—108
Entlarvung der materialisierten Gestalten (Medien H. Bastian, Betty Tamke, Valeska Töpfer). Dr. B. Cyriax . . . . . 109—113
Die antispiritistische Soiree zu Warnsdorf . . . . . 113—119
Professor Zöllner . . . . . 120—127
Der Spiritismus und die Wissenschaft . . . . . 127—129

Die Dunkelsitzung . . . . . 130—134
Äußere Anordnung spiritistischer Sitzungen . . . . . 130—131
„Kundgebungen der Geister" und ihre natürliche Erklärung durch die Selbstthätigkeit der sogenannten Medien: der kühle Luftzug; die Flämmchen; die Totenhand; das Geistergesicht; leuchtende Hände u. dgl. 131—134

Die Hand- und Fußabdrücke . . . . . 135—152
Paraffinhände und deren Formen . . . . . 135—138
Abdrücke in Mehl und Ruß . . . . . 138—139
Die Reproduktion von Fußabdrücken durch Prof. Zöllner . . . . 139—143
Die Sladesche Doppeltafel . . . . . 144—150
Die Wissenschaft und der Spiritismus . . . . . 151—152

Die Geisterschrift . . . . . 153—186
Schreibmedien und ihre Kunstfertigkeit . . . . . 153—155
Der Amerikaner Henry Slade und Prof. Zöllner . . . . . 155—156
Das Verfahren beim Schreiben und die Spiegelschrift . . . . . 157—159
Neuere Schreibtafeln aus Pappschiefer 159
Schreibtafeln mit besonderer Mechanik . . . . . 160—162
Slade in Hamburg . . . . . 162—179
Ludolf Schradieck und die Sladeschen Experimente . . . . . 167—179
Wie ich ein Medium wurde . . . . . 179—186

Seite

Die magnetische Heilkraft . . . . . 187—197

Sogenannte Heilmedien und ihr Verfahren . . . . . 187—189
Magnetische Kuren 189
Paracelsus und die Entdeckung des Magnetismus . . . . . 190—191
Die Irrlehren von Maxwell, Santanelli, Mesmer, Gaßner, Ledru . 192—193
Der Monddoktor Weißleder und der Totenerwecker Schröpfer . . . 193—194
Cagliostro, Lavater, Fürst Hohenlohe . . . . . 194—195
Der dänische Magnetiseur Karl Hansen . . . . . 195—197

Das Tischrücken . . . . . 198—202

Die Vorbereitung zur Sitzung . . . . . 198—199
Die Bewegung des Tisches und ihre natürliche Erklärung . . . . 199—202
Die Sitzung der Heidelberger Juristenfakultät im April 1853 . . 200
Die natürliche Sicherung des Erfolges . . . . . 200—202

Das Hellsehen . . . . . 203—241

Das Traumleben nach Robert Brander . . . . . 203—204
Neuere wissenschaftliche Erklärung und ihr Wert 205
Wahrsager und Kartenleger. Der „Cagliostro-Apparat“ . . . . . 206—207
Das Erraten gewählter Karten . . . . . 208—213
Die schriftliche Vorausbestimmung zu wählender Buchstellen . . . 213—215
Die Beschreibung anscheinend unbekannter Gegenstände . . . . . 215—217
Das Lesen von Fragen in geschlossenen Kouverts 217
Das Verlesen der Namen Verstorbener und der spiritistische Brief . 218
Die Experimente von Professor Roberth . . . . . 218—219
Das Dominospiel mit verdeckten Steinen . . . . . 220—221
Das Erraten gedachter Zahlen 221
Die Angabe durchstochener Buchstellen . . . . . 222—223
Überraschende Leistungen in der Gedächtniskunst und Rechenkunst . 223—241

Das Gedankenlesen . . . . . 242—268

Die Grenzen des Gedankenlesens und wissenschaftliche Versuche zur Erklärung dieser Kunst . . . . . 242—246
Die Übertragung von Gedanken und Gefühlen . . . . . 247—248
Cumberland und Bellini 248
Das Auffinden gedachter Gegenstände, Zahlen, Personen u. s. w. im engeren Kreise . . . . . 248—252
Das Auffinden versteckter Sachen in größeren Sälen . . . . . 252—255
Der Einfluß auf fremde Willensbestimmung bei Kunststücken mit Spielkarten . . . . . 256—258
Das Erraten einer gedachten Zahl und einer Stadt auf der Landkarte 258—261
Cumberlands sogenannte „Mordszene“ . . . . . 262—266
Das angebliche Erraten von Gedankengängen . . . . . 267—268

Seite

Die Geistererscheinungen . . . . . 269—293

Die magische Laterne und die Zauberlaterne 269
Die Phantasmagorien von Robertson . . . . . 269—271
Das Polemoskop und der Zauberspiegel 272
Die großen Bühnenspiegel und der Geisterkasten . . . . . 275—277
Die Pantomime „Des Malers Traum“ . . . . . 278—281
Das plötzliche Erscheinen und Verschwinden der Gestalten 281
Spiritistische Geistererscheinungen . . . . . 282—286
Sogenannte Geisterphotographien der Spiritisten . . . . . 287—291
Die Geisterproduktion des Zauberkünstlers Jacoby . . . . . 291—292
Das spiritistische Verfahren bei der photographischen Aufnahme . . 293

Sensationelle Wunder . . . . . 294—319

Optische und physikalische Apparate zur Vorführung sogenannter Wundererscheinungen 294
Der durchsichtige Türke . . . . . 294—295
Das Durchstechen einer Person 295
Der sprechende Kopf . . . . . 296—298
Fatima, die Dame ohne Unterkörper 298
Das Verschwinden und die Verwandlung einer Person . . . . . 298—299
Schwebende und singende Engelsköpfe . . . . . 299—300
Stella und Omega . . . . . 300—302
Die schreibende und zeichnende Hand . . . . . 303—305
Das schwebende Mädchen . . . . . 305—308
Die goldene Fliege . . . . . 308—309
Die steigende Kugel . . . . . 309—310
Scheinbare Automaten: King-Fu, Psycho, der Kartenspieler, Schach-Automaten . . . . . 310—315
Thauma, die Rumpfdame . . . . . 315—317
Die Enthauptung eines Menschen . . . . . 317—319

Porträts und Vollbilder.

Carl Willmann . . . . . Titelbild
Der Prestidigitateur Jacoby gefesselt. (Vorderansicht.) . . . . . Seite 74
Der Prestidigitateur Jacoby gefesselt. (Hintere Ansicht.) . . . . . „ 76
Die Entfesselung des Prestidigitateurs Jacoby . . . . . „ 82
Professor Zöllner und das Medium Slade. . . . . „ 126
Mr. Henry Slade . . . . . „ 156
Mr. Stuart Cumberland . . . . . „ 242
Jacoby im Reiche seiner Geister . . . . . „ 292

Aberglaube und Afterwunder.

Der Aberglaube ist so alt, so lange die Welt besteht und Menschen auf ihr leben. Kein Volk blieb ganz frei von diesem Zerrbilde des wahren Glaubens. Denn die Natur des Menschen ist nun einmal auf den Glauben angelegt, und wo der echte Glaube, diese volle Hingabe des Herzens an das Göttliche, nicht Wurzel fassen mag, da stellt sich an seiner Statt der Aberglaube ein. Und dieser ist im letzten Grunde nur ein Ersatz, ja, wenn man will, eine notwendige Frucht des zweifelsüchtigen Unglaubens.

Aber in welches Gemüt auch immer der Unglaube seinen Einzug hält, da nistet er zugleich seinen Abkömmling, den falschen Glauben oder Afterglauben, mit ein. In unendlicher Verzweigung erfaßt der Aberglaube alle Bestrebungen des menschlichen Sinnes, von den höchsten Ideen bis zu den gewöhnlichsten Anschauungen des gemeinen Lebens herab. Sogar die Uberzeugung von seiner Nichtigkeit vermag nicht immer und nicht in allen Lagen des Lebens gegen des Aberglaubens Einfluß zu schützen. Bekämpft und niedergetreten wucherte er stets von neuem empor und suchte sowohl in den Perioden der Barbarei wie der höheren Geisteskultur seine Zaubergewalt über die menschlichen Gemüter zu behaupten.

An die Stelle der sittlichen Freiheit des Menschen setzt der Aberglaube den bestimmenden Einfluß übernatürlicher Mächte, welche sich der Mensch durch irgend welche Einwirkung günstiger zu stimmen vermeint. Auch scheint ein unbesiegliches Sehnen das menschliche Herz unter den Wunsch zu bannen, daß die lästigen Schranken der Gegenwart durchbrochen werden könnten, um einen Blick in die Zukunft zu gewinnen und auf deren Wandlungen einen Einfluß zu erlangen.

So sucht der Mensch in dem Bewußtsein der Abhängigkeit, in dem Gemisch von Kraft und Schwäche, von Forschungseifer und Leichtgläubigkeit sehr natürlich von ihm geahnte höhere Wesen in den Kreis seiner Pläne und Leidenschaften hineinzuziehen, um sie für sein Geschick zu interessieren und von ihnen zu erlangen, was er durch eigne Kraft nicht ermöglichen kann.

Von solchem Hange geleitet, ahnt er auch in den natürlichen Kräften und Wirkungen der Dinge einen ihm unbekannten unsichtbaren Einfluß. Er schwebt, getragen von dem Anreiz des Geheimnisreichen und Schauerlichen, mitten zwischen Natur und Übernatur; er sieht Wundervolles im Natürlichen und Natürliches im Wunderbaren, so daß selbst bei der höchsten persönlichen Bildung sich Glaube und Unglaube, Naturſinn und Wunderliebe oft seltsam miteinander vermischen.

Aller Glaube und Aberglaube, alle Wahrheit und aller Irrtum in den menschlichen Vorstellungen von Geheimnis, Wunderkraft und übernatürlichem Einfluß sind in der gemeinschaftlichen Voraussetzung höherer Wesen, als der Mensch selbst ist, gegründet. Was diesem Prinzip zu Grunde liegt, ist die bald dunkel geahnte, bald klarer erkannte Annahme, daß die sichtbare Körperwelt mit einer unsichtbaren, guten oder bösen Geisterwelt in einem geheimnisvollen Zusammenhange steht.

Wie die guten Geister, so können auch die bösen Dämonen auf unsre Erde kommen; wie jene, so haben auch diese ihren Einfluß auf die Menschen; sie können in und durch die Menschen, sei es zu ihrem Besten oder zu ihrem Verderben, wirken.

Dieser Glaube an gute und böse Geister herrschte nicht allein bei den Griechen und Römern, sondern auch unter mannigfachen Wandlungen bei den Ägyptern, Phönikern, Persern, Chaldäern und andern Völkern. Ganz allgemein ist noch heutzutage bei den Grön-

ländern der Glaube an den mächtigen Einfluß guter und böser Geister auf die Bewohner der Erde verbreitet.

Was aber beweist nun eine solche Erscheinung anders als ein mit dem menschlichen Sein notwendig verbundenes Bedürfnis, welches uns zugleich erkennen läßt, daß des Menschen innerliches Leben nicht im Körperlichen, sondern im Geistigen wurzelt. Deshalb führt auch der Wilde alle ihm unerklärlichen Naturerscheinungen ohne weiteres auf unmittelbare Geistereinflüsse zurück. Dieses ist ihm so natürlich, daß schon eine hohe Kulturstufe erreicht sein muß, auf welcher der Mensch erst beginnt, den natürlichen Ursachen der Erscheinungen nachzuforschen.

In der That sehen wir bei den weniger vorgeschrittenen Völkern den Aberglauben weit stärker vorherrschen, als bei den höhergebildeten Nationen. Wer kennt nicht die Erfolge der Wunderthäter im Morgenlande, der Geisterbeschwörer in Abessinien, der indischen Fakire und der Derwische, welche durch ihre Gaukeleien den Aberglauben nähren? Wem wären nicht die Gaukler in den Ländern des Islams bekannt, die durch ihre Zauberkünste und Beschwörungen das Volk in Staunen versetzen und dasselbe, weil sie ihm die natürliche Erklärung vorenthalten, immer mehr herabdrücken, um sich selbst den Anschein der Begabung mit übernatürlicher Wunderkraft zu erhalten?

Viele Derwische und Fakire, besonders die vom Orden des Scheich Bedr-Eddin besitzen nicht unbedeutende Kenntnisse in der Naturkunde und in mancherlei darauf gegründeten Zauberkünsten, was sie zu ihrem persönlichen Vorteile oder auch zu gunsten der Überlegenheit und der Heiligkeit ihres Ordens ausnutzen.

Bei näherer sachkundiger Prüfung erweisen sich indes die größten Wunderthaten der indischen Gaukler viel unbedeutender, als sie uns durch die neuesten Berichte der Reisenden übermittelt werden. Die Beschreibungen, welche uns in letzter Zeit durch Männer der Wissenschaft über die Wunder der Fakire geboten sind, haben in der Form, worin sie gehalten, freilich für die Prüfung nur geringen Wert. Wenn die Gelehrten selbst über manche Vorführungen, z. B. über das sichtliche Wachsen eines vor ihren Augen vom Fakir in einen Blumentopf gelegten Samens, ihre hohe Verwunderung aussprechen, so liefern sie dadurch den Beweis, daß selbst Wissensforscher, sobald ihnen ein kleines Experiment außerhalb des eigentlichen Bereiches ihrer Erfahrung

vorgeführt wird, sich blenden lassen können. Durch derartige Berichte wird weder der Aufklärung noch dem Volke ein Dienst geleistet.

Im Gegenteil muß durch das ausdrückliche Zugeständnis des gelehrten Berichterstatters, daß er bei unsern europäischen Zauberkünstlern nichts Ähnliches, als die ihm sonst als einfache und unwissende Leute erschienenen Fakire leisten, gesehen haben, in den Lesern solcher Berichte nur der abergläubische Wahn, der Gedanke an übernatürliche Erscheinungen geweckt oder bestärkt werden.

Es zeigt sich hier, daß der Experimenteur, welcher vom Verfasser des Artikels als unwissend bezeichnet wurde, vielleicht in diesem Falle klüger war als der gelehrte Mann der Wissenschaft selbst.

Neuerdings hat nun ein bedeutender Naturforscher Deutschlands, Prof. Preyer, darauf hingewiesen, daß mit einer vornehmen Zurückhaltung, wenn man dergleichen Vorgänge auf dem Gebiete der Magie nur belächle oder ganz unbeachtet lasse, nichts erreicht werde, daß vielmehr die moderne Wissenschaft es sich angelegen sein lassen müsse, gerade die dunklen Partien des Lebens und des uns Unbegreiflichen mit der Leuchte der Aufklärung zu erhellen. Gewiß ist diese Forderung berechtigt; aber die Herren Vertreter der Wissenschaft sollten hierbei auch in Betracht ziehen, daß gerade die Magie sich mit den neuesten Errungenschaften auf allen Gebieten des Wissens befaßt, aus allen neuesten Erfindungen, Beobachtungen und Erfahrungen dasjenige herausfucht, was für die große Menge nicht klar, minder verständlich und teilweise unbekannt ist. Aus allen diesen Neuheiten der verschiedensten Wissenszweige macht eben der Magier seine Kombinationen und verwertet sie, um sie nach teilweiser Ausstattung mit eignen Ideen als wunderähnliche Experimente vorzuführen. So kommt es, daß selbst Gelehrte, welche in den Zweigen der Wissenschaft bewandert, aber in vielen Fällen nur einseitig erfahren sind, sich oft die einfachsten Experimente jener Wundermänner nicht zu erklären vermögen und hierdurch dazu beitragen, daß von dem noch minder kenntnisreichen Volke die fraglichen Vorführungen in das Reich der Wunder verwiesen werden.

Vor allem darf man nicht etwa die Möglichkeit verwerfen, daß ein sonst ungelehrter und daher auf niedriger Stufe stehender Mensch als Schnellkünstler (Prestidigitateur) einen wissenschaftlich gebildeten

Mann durch Vorführung seiner Experimente zu blenden und in Staunen zu setzen vermag, wie wir es in der That selbst in unserm zivilisierten Lande recht oft erlebt haben.

Wenn nun die Vertreter der Wissenschaft wirklich Klarheit schaffen wollen, so dürfen sie in erster Linie nicht übersehen, daß viele Experimente der Wundermänner auf Geheimnissen beruhen, welche dieselben um keinen Preis verraten. Sowohl bei den indischen Fakirs und Derwischen, als bei den japanischen Zauberern und den europäischen Schnellkünstlern spielen die Geheimnisse eine große Rolle. Um so mehr kommt es darauf an, dasselbe zu lüften und die Experimente genau zu prüfen. Hierdurch würde dem sogenannten Wunder der Nimbus und dem Aberglauben die Nahrung entzogen; außerdem würde man aber auch in vielen Fällen der Kunst und Industrie einen großen Dienst leisten. Denn schon öfters sind aus den Ideen der Magier, wie aus den von ihnen benutzten Utensilien, sobald sie der großen Menge zugänglich wurden, bedeutende Verbesserungen und Neuheiten in der Industrie hervorgegangen.

In den Staaten der Zivilisation ist zwar der Glaube an Wunder und Zauberei minder kräftig; doch ist die Magie bei uns salonfähig geworden, sie wird von einer großen Anzahl Dilettanten in Familienkreisen geübt. Der moderne Magier trägt mit seinen Experimenten nichts Übernatürliches vor, sondern will nur die Gesellschaft auf kurze Zeit unterhalten. Der Zuschauer weiß, was er von den scheinbaren Wunderleistungen zu halten hat; er setzt voraus, daß alle Vorführungen sich auf natürliche Gesetze gründen und begnügt sich mit der ihm gewordenen Unterhaltung; ja er verzichtet meist darauf, hinter die Geheimnisse des Künstlers zu kommen.

In Indien aber liegt es anders, denn dort werden die Wundermänner als höher begabte Menschen angesehen, ausgestattet mit einer übernatürlichen Kraft, deren blendende Leistungen selbst von berühmten Wissensforschern Europas wohl bewundert, aber nicht erklärt und nicht auf ihre einfachen natürlichen Ursachen zurückgeführt werden.

In der Zeitschrift „Ausland“ (Nr. 4 von 1885) bemerkt der Verfasser eines Artikels über „Die indischen Zauberer“, daß ein indischer Gaukler sich nicht einfallen ließe, seinen Sohn ein andres Gewerbe erlernen zu lassen, als sein eignes. Will doch der Vater seine

„Geschäftsgeheimnisse“ wahren und der Familie erhalten. Wenn ferner der Verfasser dieses Artikels die Behauptung aufstellt, daß die Künste der indischen Zauberer von den berühmtesten europäischen Taschenspielern nie erreicht wurden, so gibt er durch diesen Ausspruch zu erkennen, daß er sich, um zutreffend urteilen zu können, mit der Magie noch nicht genügend beschäftigt hat. Im andern Falle hätte er das Gegenteil sagen können und müssen. Er führt z. B. an, daß das ganze Handwerkszeug eines indischen Taschenspielers in einem baumwollenen Sacke bestehe, den derselbe mit sich führt, und welcher zur Aufnahme seiner wenigen Apparate und seines musikalischen Instrumentes dient. Er ahnt offenbar nicht einmal, daß gerade dieser Sack ein notwendiges Ding für die Zwecke des Gauklers ist. Der Sack des indischen Gauklers ist nämlich für ihn dasselbe, was für den europäischen Zauberkünstler die „Servante“ ist. Beide Künstler bedürfen eines derartigen Mittels notwendig, um changierte Gegenstände darin verschwinden, andre darin erscheinen zu lassen und noch andre darin zu vertauschen, welche sich nachher vor den Augen der Zuschauer als verwandelt darstellen.

Das musikalische Instrument, ohne das es bei einer Vorstellung des indischen Gauklers nicht abgeht, welches aus einer Art Flöte besteht, mit der man dem Ton des Dudelsacks ähnliche näselnde Töne hervorbringen kann, ist für ihn das, was für den europäischen Taschenspieler der Zauberstab ist. Beide Teile dienen nur dazu, um bei passender Gelegenheit beim Anfassen derselben gewisse Gegenstände den Augen der Zuschauer besser verbergen zu können.

Das erste beschriebene Kunststück, welches darin besteht, daß eine in einem Korb eingeschlossene, vorher gefesselte Person, welche mit einem Tuche völlig verdeckt wird, vor den Augen der Zuschauer verschwindet, wirkte auf den Verfasser dieses Artikels überraschend. Dennoch ist es eins der ältesten Kunststücke, welches die Magie aufzuweisen hat; es wurde schon vor vielen Jahren allabendlich von dem berühmten Clown Tom Belling im Zirkus Renz vorgeführt, ja sogar vollständig geschirrte Pferde ließ man verschwinden, ohne daß es dem größeren Teil des Publikums gelungen wäre, hinter das Kunststück zu kommen.

Als zweites Wunder hören wir von einem Blumentopfe, in dessen Inhalt ein befeuchteter Mangosamen gesteckt wurde, welcher nach

einem wiederholten Überdecken zu einem mit Früchten beladenen Baum heranwuchs.

Dasselbe Wunder fand unter der Überschrift „Ostindische Zauberer" in dem „Buch für Alle" (Jahrgang 1889, Heft 7) nachfolgende Beschreibung:

„Schon im Altertum flößten die ostindischen Zauberer den Abendländern hohe Bewunderung ein, und auch heute noch sind einige ihrer Leistungen staunenswert und unerklärlich. Zwar behauptet einer unsrer geschicktesten und bekanntesten modernen Zauberkünstler mit Recht, daß die indischen Zauberer kein Kunststück verständen, welches die europäischen „Salonmagier" nicht nachmachen könnten; allein es besteht zwischen beiden noch ein radikaler Unterschied. Unsre Salonmagier geben ihre Vorstellungen auf einer eigens dazu errichteten Bühne, die mit allen optischen, physikalischen, magnetischen, elektrischen und chemischen Apparaten, mit allen Erfindungen der Technik ausgerüstet ist, durch welche eine Täuschung des weit absitzenden Publikums möglich gemacht wird. Die weiten Ärmel und langen Schöße des Fracks gestatten außerdem, diejenigen Gegenstände zu verbergen, welche man später „hervorzaubern" will. Der indische Zauberer aber hat nichts von alledem. Er produziert seine Künste auf offenem Markte, im Saale oder auf der Veranda eines fremden Hauses, wo keinerlei Vorbereitungen möglich sind, er arbeitet ohne Apparate, selbst ohne Kleidung, denn unter seinem dünnen baumwollenen Lendenschurz läßt sich nichts verbergen, und seine Zuschauer sitzen außerdem dicht um ihn herum, so daß eine Täuschung derselben, wenn nicht unmöglich, so doch mit den äußersten Schwierigkeiten verknüpft ist, und dennoch verrichtet er Dinge, für welche unsre Salonmagier den ganzen verwickelten Apparat, den ihre Kunst heutzutage erfordert, in Anspruch nehmen müßten.

„Am erstaunlichsten für alle, die es gesehen, ist noch immer das berühmte Kunststück des magischen Pflanzenwachstums, das in gleicher Weise nachzumachen, bisher kein Europäer versucht hat.

„Zuerst ließ der Zauberer eine Brillenschlange tanzen, vor den Augen der Zuschauer eine Frauensperson verschwinden und machte noch einige ähnliche, bekannte Kunststücke; dann aber ging er zu dem schwierigsten und merkwürdigsten Stücke über. Er zeigte den gespannt auf ihn Blickenden einen Mangokern, pflanzte denselben in einen kleinen, auf dem Asphaltboden der Veranda aufgehäuften Erdhügel und deckte letzteren mit einem seidenen Taschentuche zu, dann begann er, während sein Begleiter auf einer Kürbispfeife blies, seine Beschwörungen. Nach einiger Zeit hob er das Taschentuch ab, und auf dem Erdhügel zeigten sich die ersten Sprossen eines Mangobaums. Wieder wurde das Tuch darüber gedeckt, und wieder begannen die Beschwörungen.

„Als er das Taschentuch zum zweitenmal hob, hatte der Mangosproß bereits Blätter entwickelt. Derselbe Vorgang wiederholte sich noch mehrere Male, bis ein mehrere Fuß hohes, schön entwickeltes Mangobäumchen dastand. Das Erstaunen der den Zauberer scharf überwachenden Zuschauer war ein ungemessenes. Das Mangobäumchen zeigte sich bei näherer Untersuchung aus dem gepflanzten Kerne entsprossen und mit seinen entwickelten Wurzeln fest mit der feuchten Erde verwachsen. Wie dies möglich, war allen ein Rätsel. Bis jetzt ist es noch niemand gelungen, das Geheimnis dieses von zahlreichen Europäern in den verschiedenen Teilen Indiens beobachteten Vorganges zu lüften, da die Zauberer durch keine noch so hohe Geldsumme bewogen werden können, es zu verraten."

Der Verfasser dieses Artikels, welcher, wie aus letzterem ersichtlich, das Buch „Moderne Wunder" nach dem Erscheinen der ersten Auflage desselben gelesen hat, nimmt eingehends auf einen von dem Verfasser des letzteren gemachten Ausspruch Bezug, betont den zwischen indischen Zauberern und europäischen Salonmagiern bestehenden Unterschied und hebt hervor, daß dem indischen Zauberer weder die Apparate noch die weiten Ärmel und langen Frackschöße des europäischen Magiers zu Gebote stehen. Er legt Gewicht darauf, daß der indische Zauberer seine Künste auf offenem Markte, im Saale oder der Veranda eines fremden Hauses vorführt, wo keinerlei Vorbereitungen möglich sind, und betont, daß der Zauberer unter dem ihn einzig als Kleidung dienenden dünnen baumwollenen Lendenschurz nichts verbergen könne.

Der Herr Verfasser dieses Aufsatzes, welcher sich bezüglich des letzten Punktes im Irrtum befindet, lieferte den Beweis, daß er selbst nicht Augenzeuge dieser Vorführung gewesen ist. Wenn nun derselbe einer derartigen Vorführung zum erstenmal beiwohnte, so ist es erklärlich, daß er hierfür keine genügende Erklärung fand und das Experiment als ein Wunder anstaunte. Solches erlebt der europäische Magier nicht selten. Oft versetzen die einfachsten Kunststücke, die bei einem Publikum, welchem derartige Vorführungen bis dahin unbekannt waren, in ein viel größeres Erstaunen als ein zusammengesetztes Experiment vor verwöhnten Zuschauern. Es kommt eben hierbei lediglich auf eine größere oder geringere Bekanntschaft des Publikums und dergleichen Zaubervorführungen an. Selbst wenn er die einfachsten Kunststücke vorführt, versetzt er die Zuschauer oft in das größte Erstaunen.

Damit ist aber nicht gesagt, daß die Experimente des Magiers

als staunenswert anzusehen sind, und kann dieses nur von solchen Zuschauern geschehen, welche mit den Geheimnissen der Magie nicht genügend vertraut sind.

Ebenso verhält es sich mit den Ausführungen des indischen Zauberers, der sicher nicht mehr zu leisten vermag als ein europäischer Magier. Ganz abgesehen von den bei dem letzteren in Anwendung kommenden Apparaten sei hier bemerkt, daß ein moderner Magier unter den gleichen Bedingungen weit größere Effekte zu erzielen vermag als ein indischer Zauberer, und das erklärt sich daraus, daß die Magie in Europa bedeutend weiter ausgebildet ist wie in Indien, und der europäische Magier eine weit bessere Schule hierin durchgemacht hat; während sich der indische Zauberer immerhin nur auf die Einstudierung und Vorführung weniger Kunststücke beschränkt.

Es würde zu weit führen, das Vorbesagte an dieser Stelle eingehender zu begründen; doch wird sich jeder, der sich hierfür interessiert, durch Nachschlagen in dem im gleichen Verlage erschienenen Buche „Die moderne Salonmagie von Carl Willmann" genügend orientieren können. Was nun speziell die Ausführung des besprochenen Kunststücks anbetrifft, so mag noch erwähnt werden, daß auch dieses den indischen Verhältnissen angepaßt ist und denselben entsprechend vorgeführt wird. Die Anschauung, daß eine Täuschung der Zuschauer von seiten eines indischen Zauberers mit den äußersten Schwierigkeiten verknüpft ist, weil derselbe seine Kunststücke auf freiem Fußboden inmitten seiner Zuschauer ausführt, ist eine irrige, und ebenso verkehrt ist die Ansicht, daß derselbe ohne Apparate arbeite, und daß er unter seinem Lendenschurz nichts verbergen könne.

Gleich dem europäischen Magier dienen auch dem indischen Zauberer vielerlei Utensilien als Staffage, und haben den Zweck, den Künstler in den Stand zu setzen, beim scheinbar bedeutungslosen Vorstellen oder Vorschieben eines solchen Apparates den zur Ausführung des Kunststücks erforderlichen Gegenstand herbeizuholen oder denselben ersterem zu entnehmen.

Bei einem Zauberkünstler ist eben alles berechnet. Der arglose Zuschauer ahnt oft nicht den Zweck der Aufstellung eines ihm als nebensächlich erscheinenden Gegenstandes. Er vermutet auch nicht, daß der Zauberer, während dieser z. B. (sei es nur, um mehr Platz

für das eingeleitete Kunststück zu schaffen, oder sei es aus irgend einem andern Grunde) den betreffenden Apparat zur Seite stellt, diesem irgend einen für die Ausführung des betreffenden Kunststückes erforderlichen Gegenstand unbemerkt entnimmt.

Es ist Thatsache, daß derartige als Staffage dienende Apparate, auch gleichzeitig für andre Zwecke präpariert sind, und daß kleinere, für die Ausführung andrer Kunststücke erforderlichen Gegenstände so an denselben angebracht werden, daß es der Uneingeweihte nicht zu erkennen vermag. Der Künstler aber, welcher die Lage des betreffenden Gegenstandes genau kennt, stellt den Apparat so, daß die Zuschauer ersteren nicht wahrnehmen. Nicht selten ist aber auch der betreffende Gegenstand ein Teil des zur Seite stehenden Apparates, und ist dieser in demselben derart untergebracht, daß er in Form eines Knopfes, eines Griffes, einer Zunge u. s. w. hervorsieht, so daß ihn der Künstler, während er den Apparat zur Seite schiebt, beim richtigen Erfassen unbemerkt mit abnehmen und später an andrer Stelle wieder erscheinen lassen kann.

Es ist als bestimmt anzunehmen, daß auch dem indischen Zauberer diese Präparationen bekannt sind; wenigstens haben die von Hagenbeck in Deutschland eingeführten Zauberer hierfür den Beweis geliefert. Dieselben hatten sogar in dieser Beziehung den europäischen Magiern gegenüber etwas voraus, indem sie, wie wiederholt festgestellt wurde, kleinere Gegenstände unter der Kopfbedeckung, ja sogar unter der Armhöhle verborgen hielten und diese im geeigneten Moment unbemerkt hervorholten, resp. verschwinden ließen. Wenn nun dieses festgestellt ist, so findet auch die Annahme Berechtigung, daß der indische Zauberer unter dem von ihm getragenen Lendenschurz ebenfalls einige zur Ausführung seines Kunststückes erforderlichen Gegenstände verbirgt.

Warum sollte dieses nicht der Fall sein? Deutet doch schon die ganze Stellung des Zauberers, wie man sie so vielfach abgebildet sieht, darauf hin. Sie haben, auf dem linken Knie liegend, die rechte Hand auf das rechte Knie gestützt, während sie die linke Hand ausstrecken, um die Beschwörung zu beginnen.

Nicht ohne Grund hat der Zauberer diese Stellung gewählt, und nicht vergebens führt er einen Begleiter, welcher hier die Stelle

eines Famulus des europäischen Magiers einnimmt, mit sich herum. Die Anwesenheit des letzteren, sowie die Stellung der beiden Personen zu einander ist für die Ausführung des Kunststückes von großer Bedeutung, und bei beiden ist jede Bewegung und Haltung des Körpers berechnet.

Bevor wir nun zu einer näheren Erklärung des Kunststückes selbst schreiten, müssen wir das Wunder wie die Mitwirkung einer übernatürlichen Kraft oder einer unsrer exakten Wissenschaft noch unbekannten Naturkraft von vornherein ausschließen. Wir sind davon überzeugt, daß das vor den Augen der Zuschauer entstandene Mangobäumchen kein reines Naturprodukt war, und sind zu dieser Überzeugung berechtigt, da das Naturgesetz für die Entwickelung eines Mangokernes bis zu einem mehrere Fuß hohen und sogar Früchte tragenden Baume ganz andre Bedingungen, sowie in erster Linie eine längere Zeitdauer, als wie solche hier dafür ausgesetzt war, vorschreibt. Es steht somit außer Zweifel, daß das als ein unerklärliches Wunder dargestellte Kunststück nur auf Täuschung der Zuschauer beruht, und es fragt sich nun, in welcher Weise diese Täuschung ausgeführt wurde.

Der voraufgehende Bericht, welcher gleich der beigegebenen Zeichnung ungenügend klar ausgeführt ist, gibt uns hierüber keinen Aufschluß; vielmehr läßt derselbe erkennen, daß auch in diesem Falle Prüfung wie Kontrolle bei der Ausführung des Kunststückes keine genügende war. Es ist anzunehmen, daß sowohl der Bericht wie die Skizze zu dem Bilde von einem Laien herrühren, welcher beide Teile der Redaktion der betreffenden Zeitschrift zur Benutzung einsandte, und daß auf diese Weise durch die Bearbeitung von seiten eines Mitarbeiters ein Aufsatz entstand, der wohl angethan ist, den Glauben an Wunder zu erhalten, jedoch für die Belehrung und Aufklärung der Leser ohne Wert ist.

Dem Einsender des Berichtes ist hierin kein Vorwurf zu machen, wohl aber trifft ein solcher die Redaktion der betreffenden Zeitschrift. Dieser lag es ob, nachdem ihr, resp. dem Herrn Mitarbeiter die Bestrebungen des Verfassers dieses Buches bekannt waren, sich vorher genügend bei dem letzteren oder bei irgend einem andern Fachmanne zu informieren, wozu sich ihr jederzeit Gelegenheit bietet. Die Aufgabe der Presse soll nicht darin bestehen, durch Zweifel erweckende Aufsätze bei den Lesern den Glauben an die Möglichkeit derartiger

Wunder zu nähren, sondern sie soll, wenn sie solche allerdings die Leser vielfach interessierende Mitteilungen bringt, bestrebt sein, letzteren genügende Erklärungen anzuschließen.

Vielleicht trägt diese Bemerkung dazu bei, für die Zukunft die Herren Vertreter der Presse zur Einholung eines fachmännischen Urteils, sowie die Besucher Indiens, falls sich letzteren wieder einmal die Gelegenheit bieten sollte, dieses Kunststück beobachten zu können, zu einer exakten Prüfung und scharfen Kontrolle zu veranlassen.

Daß dieses bisher unterblieb, erklärt sich daraus, daß der Laie, welcher mit den Geheimnissen der Magie nicht vertraut ist, keine Ahnung davon hat, welche Mittel der Zauberer zur Ausführung seines Kunststücks verwendet, wie er oft im stande ist, mit den einfachsten Mitteln die größten Effekte zu erzielen, und welche Handfertigkeit und Gewandtheit er durch langjährige Übung zu erlangen vermag. Hier kommt hinzu, daß der Zuschauer sich in erster Linie dem Genusse der Unterhaltung hingibt, und während das Kunststück ihn überrascht und von ihm angestaunt wird, kaum daran denkt, eine scharfe Kontrolle zu üben, noch viel weniger den Zauberer in seiner Vorführung zu stören. Letzteres würde auch ganz zwecklos sein, denn derselbe würde eine Störung auf keinen Fall dulden. Er stellt, gleich dem europäischen Magier, seine Bedingungen, welche den Verhältnissen Indiens angepaßt sind, und auf deren Erfüllung er bestimmt rechnet. Nur in dieser Voraussetzung beginnt er sein Kunststück und führt es aus. Er sowohl wie sein Begleiter beobachten hierbei die Zuschauer unausgesetzt. Beide bereiten den Schauplatz der Ausführung des Kunststücks entsprechend vor und nehmen ihre Stellungen so ein, daß sie jederzeit im stande sind, einen von seiten der Zuschauer herbeigeführten unerlaubten Eingriff in den Gang der Sache zu vereiteln.

Die erste Bedingung, die der indische Zauberer stellt, ist dieselbe wie die des europäischen Magiers und besteht darin, daß die Zuschauer den einmal eingenommenen Platz inne behalten. Sobald alle Anwesenden Platz genommen haben, schreitet er zur Aufstellung des erforderlichen Materials, trifft seine Vorbereitungen und nimmt selbst eine der Vorführung entsprechende Aufstellung.

Was die Untersuchung anbetrifft, so ist es als selbstverständlich

zu betrachten, daß den Zuschauern eine solche nur bis zu einer gewissen Grenze gestattet ist, die zu erkennen nur selten im Bereiche derselben liegt. Auch dieser Umstand kommt dem Zauberer zu gute; er läßt zu einer Zeit, wo er weiß, daß das Experiment eine von ihm selbst begrenzte Prüfung gestattet, solche vornehmen, und benutzt womöglich den Augenblick, wo die Aufmerksamkeit der Zuschauer auf den zur Prüfung vorliegenden Gegenstand gerichtet ist, um unbemerkt einen für die weitere Entwickelung des Experimentes erforderlichen Griff auszuführen.

Nach allen bisher von seiten der verschiedensten Sachkenner gemachten Erfahrungen und Beobachtungen ist konstatiert worden, daß der indische Zauberer seine Kunststücke nach denselben Regeln der Magie ausführt, wie sie auch für den europäischen Magier geltend sind, und so ist anzunehmen, daß dies auch bei diesem Kunststück der Fall ist.

Es ist bisher von fachmännischer Seite niemals beobachtet worden, daß von dem indischen Zauberer andre, dem europäischen Magier unbekannte Tricks, Mittel oder Griffe in Anwendung gebracht wurden, oder daß ersterer eine höhere Bildung oder Intelligenz bekundete, die ihn in den Stand setzte, mehr zu leisten, oder wenigstens die Vermutung nahe legen könnte, daß er mehr als letzterer zu leisten vermöchte. Dagegen ist stets das Gegenteil beobachtet worden, und es ist somit als eine erwiesene Thatsache zu betrachten, daß der indische Zauberer gegen den europäischen Magier sowohl hinsichtlich seiner Bildung, seiner Kenntnisse der Naturkräfte und der Wissenschaften, wie auch hinsichtlich seiner künstlerischen Leistungen weit zurücksteht. Es fehlt ihm das Talent, die Erfindungs- und Kombinationsgabe, und sein Programm ist stets nur auf wenige Nummern beschränkt. Er bringt nichts Neues auf dem Gebiete der Magie; sondern immer führt er wieder die alten, längst bekannten Kunststücke vor, die sich von dem Vater auf den Sohn vererbten, und wirkliche Fortschritte in seiner Kunst sind, wie dies beim europäischen Magier der Fall ist, bei ihm noch nie bemerkt worden.

Hieraus ersehen wir also, daß der indische Zauberer mit den einfachsten Mitteln arbeitet, und vielleicht trägt dieser Umstand dazu bei, das Kunststück um so rätselhafter erscheinen zu lassen. Je ein-

facher und geringer die angewendeten Mittel sind, desto wirkungsvoller und überraschender erscheint nicht selten das Experiment.

So liegt es auch hier. Der Zauberer ist nicht im stande, das Mangobäumchen ohne jede Bedeckung frei vor den Augen der Zuschauer wachsen zu lassen. Wenn er dieses könnte, dann müßten wir an ein Wunder glauben, allein er benötigt zur Ausführung seines Kunststückes ein seidenes Tuch, um damit den Erdhügel wieder zu bedecken. Wir vermissen auf dem Bilde leider dieses Tuch, welches für die Ausführung des Kunststückes von großer Bedeutung ist, und ebenso hat der Zeichner es versäumt, den wichtigsten Moment, nämlich die Bedeckung des Erdhügels, sowie den Gebrauch und die Anwendung des Tuches bildlich darzustellen und genau zu beschreiben.

Würde der Zauberer den Erdhügel nach dem Einpflanzen des Mangokernes einfach mit einem seidenen Tuch überdecken und den Baum alsdann sich selbst überlassend, langsam emporwachsen lassen, so daß die Zuschauer Gelegenheit fänden, mit dem Emporwachsen des Baumes das Heben des Tuches beobachten zu können; dann wäre die Leistung immerhin als eine große zu betrachten, und das Erstaunen der Zuschauer würde in diesem Falle gerechtfertigt erscheinen. Da dieses aber nicht in seiner Macht liegt, so besteht seine Aufgabe darin, das Mangobäumchen nach und nach vergrößert erscheinen zu lassen, und um dieses ausführen zu können, bedarf er eines seidenen Tuches. Er bedeckt damit vorerst den im Erdhügel eingepflanzten Mangokern und läßt nach dem Abheben des Tuches die ersten Sprossen eines Mangobäumchens erscheinen. Diese Ausführung erfordert keine besondere Geschicklichkeit; bei wenig Übung ist es ein Leichtes, den schon vorher hineingebrachten Sprößling beim Bedecken so von dem ihn umgebenden Erdreich zu befreien, daß derselbe nach dem Abheben des Tuches auf dem Hügel frei dasteht. Ebensowenig erfordert es besondere Geschicklichkeit, den ersten Sprößling beim Bedecken unbemerkt auf den Erdhügel zu bringen. Dagegen erfordert es schon mehr Übung, den Baum zu ergänzen. Zu diesem Zweck nimmt der Zauberer das Tuch wiederholt ab, changiert beim jedesmaligen Bedecken des Hügels den zur Fortentwickelung des Baumes erforderlichen Teil desselben, bringt ihn beim Überdecken des Tuches an die Stelle des zuerst gezeigten

und vereint beide geschickt, so daß der Baum beim späteren Abheben des Tuches in seiner Entwickelung als weiter vorgeschritten erscheint.

Diese Ausführung ist durchaus nicht so schwer, als wie man glaubt. Es ist zu bedenken, daß der Zauberer hierin mit den Jahren eine große Übung und durch diese eine große Fertigkeit und Sicherheit erlangt. Außerdem ist die Stellung des Zauberers und seines Begleiters zum Erdhügel zu bedenken und ferner in Betracht zu ziehen, daß ersterer das Tuch nach dem Abheben desselben bald über seine Schulter, bald über den linken Arm, über das rechte Knie oder gar über einen ihm zur Seite stehenden Apparat wirft und in dem Moment, wo er das Tuch wieder aufnimmt, den zur Fortentwickelung des Baumes nötigen Teil unbemerkt herbeiholt. Hierzu thut ihm seine Kopfbedeckung wie auch sein Lendenschurz sehr gute Dienste.

Die langsame Entwickelung des Baumes gestattet dem Zauberer, dem ersteren zur Zeit nur immer einen kleinen Teil hinzuzufügen, und so besteht für ihn die Hauptsache des ganzen Kunststückes eigentlich nur darin, die einzelnen Teile des Baumes schnell und unbemerkt so geschickt miteinander zu vereinigen, daß der Laie die Stellen der Zusammenfügung nicht zu erkennen vermag.

Derartige Präparationen gibt es verschiedene, doch würde es zu weit führen, dieselben hier eingehender zu erklären. Der sich hierfür Interessierende findet Gelegenheit, solche bei Durchsicht des von demselben Verfasser im gleichen Verlage erschienenen Werkes, „Die moderne Salonmagie“ kennen zu lernen und sich hierüber zu informieren. Wir wollen es jedoch nicht unterlassen, auf ein ähnliches Kunststück des europäischen Magiers hinzuweisen, welches vielleicht schon überall einmal gesehen wurde, und welches in seiner Präparation große Ähnlichkeit mit der des wachsenden Mangobaumes hat. Es ist dieses das Kunststück „Die Südfrüchte“, ein Experiment, welches die indischen Zauberer gelegentlich einer Vorführung von seiten des Verfassers in Erstaunen versetzte.

Dieses Kunststück besteht darin, daß der Künstler einen entliehenen Ring oder Handschuh in eine Nuß, diese in ein Hühnerei, dasselbe in eine Zitrone, diese in eine Apfelsine und dieselbe wieder in einen Kohlkopf hinein zaubert. Zum Schluß zerschneidet er den

einen Gegenstand nach dem andern, um dieselben, die wie fest ineinander gewachsen erscheinen, einzeln wieder hervor zu holen.

Auch dieses Experiment gestattet eine Prüfung, die allerdings ebenfalls begrenzt ist. Ebenso gestattet dasselbe eine Prüfung der einzelnen Gegenstände nach dem Zerlegen derselben, weil hierdurch die eigentliche Präparation zerstört und unkenntlich gemacht wurde. Daß die Prüfung vor der Ausführung des Kunststückes von seiten der nichts ahnenden Zuschauer nur eine oberflächliche war, fällt dem Laien weiter nicht auf, da ihm zum Schluß nach seiner Ansicht genügende Prüfung gestattet war.

Ebenso erstreckt sich eine Prüfung des wachsenden Mangobäumchens vorerst nur auf die Besichtigung des Erdhügels und des Mangosamens. Eine Prüfung des ersten Sprößlings und der weiteren Entwickelungsstufen des Baumes gestattet der indische Zauberer nicht, sondern er läßt nur noch zum Schluß eine Prüfung des vollendeten Baumes zu, die aber immer wieder an Bedingungen geknüpft und niemals eine vollkommene ist.

In dem Falle, wo der Zauberer erkennt, daß er eine strenge Prüfung nicht zu umgehen vermag, sieht er sich genötigt, das Produkt seiner Kunst mit einem gleichen Baum zu vertauschen, und ist auch hierauf stets vorbereitet.

Diese Vertauschung bereitet ihm weiter keine Schwierigkeiten. Er hat hierauf schon im voraus Bedacht genommen und sein Arrangement danach getroffen. Auch hat er ja Hilfe genug bei sich; denn nicht ohne Grund führt er einen oder mehrere Begleiter mit sich.

Wir sehen also, daß in Wirklichkeit dem beschriebenen Kunststück nicht mehr Bedeutung als den einfachsten Kunststücken der europäischen Magier beizumessen ist. Allerdings existiert eine große Anzahl von Menschen, welche geneigt sind, den Kunststücken der indischen Zauberer eine größere Bedeutung beizulegen. Es ist ja vorgekommen, daß die Europäer gelegentlich der Vorführungen der Hagenbeckschen Singhalesentruppe die einfachsten Kunststücke in großer Anzahl wie ein Wunder anstaunten und z. B. für das einfache und alte Kunststück „Das Becherspiel", welches diese Zauberer anstatt mit Metallbecher und Korkkügelchen mit halben Kokosnußschalen und Muskatnüssen ausführten, keine Erklärung fanden. Ein allgemeines Erstaunen gab

sich unter der Menge der Zuschauer kund, wenn der Zauberer die in seiner Hand verschwundene Muskatnuß wieder unter der vorher leer gezeigten und auf die Erde gestellten Kokosnußschale erscheinen ließ.

Hierdurch wurde der Beweis geliefert, mit wie einfachen Mitteln ein solcher Zauberer oft große Wirkungen zu erzielen vermag, und ebenfalls steht fest, daß selbst in Europa, wo die Magie durch ihre Einführung als Unterhaltungsmittel mehr populär geworden ist, derartige Experimente von einer großen Menge angestaunt und als unerklärlich bewundert werden.

Wir erkennen hieraus, wie wertlos ein Laienurteil über derartige Experimente ist, und wie wenig Bedeutung demselben beigemessen werden muß.

Wenn nun der Herr Verfasser des vorstehenden Artikels sagt, daß das beschriebene Kunststück von keinem europäischen Magier ausgeführt wird, so ist der Grund hierfür darin zu suchen, daß sich dasselbe für die europäischen Verhältnisse zur Vorführung nicht eignet. In den europäischen Salons findet ein Kunststück, zu dessen Ausführung eine unausgesetzte Bedeckung erforderlich ist, kaum noch Beachtung. Der Europäer ist hierin sehr verwöhnt und stellt große Anforderungen, da er derartige Experimente zu häufig zu sehen bekommt. Er verlangt heute die Vorführung wirkungsvoller Freihandkunststücke, welche ohne jegliche Bedeckung ausgeführt werden, und so würde sich der Magier vielleicht gar in die Lage versetzt sehen, dem Verlangen der Zuschauer nachzukommen: nämlich das Tuch gänzlich beiseite zu lassen.

Wie schon erwähnt, ist die Ausführung dieses Kunststücks an Bedingungen geknüpft, welche in Europa weder zulässig noch ausführbar sind. Je größer die Anforderungen der Europäer in dieser Beziehung werden, desto mehr verschwinden derartige Kunststücke vom Programm des Magiers; doch wenn es darauf ankäme, einen Vergleich in der Ausführung ein und desselben Kunststücks zwischen einem europäischen Magier und einem indischen Zauberer anzustellen, so würde selbst der Laie bald erkennen, daß der indische Zauberer hinsichtlich seiner Leistungsfähigkeit hinter dem europäischen Magier

weit zurücksteht und daß dem letzteren der erste Platz auf dem Gebiete dieser Kunst gebührt.

Das dritte Wunder wird uns in der Zeitschrift „Ausland" wie folgt geschildert:

„Der Mann nahm nun eine Kokosnußschale, welche an dem einen Ende abgesägt war, und füllte sie mit Wasser. Auf dieses Wasser setzte er ein Stückchen Kork, worin an der einen Seite eine gekrümmte und an der andern zwei gerade Stecknadeln steckten, so daß der Kork, wenn er schwamm, einer liliputischen Ente glich. Der Kork lag tot im Wasser und ließ entfernt nicht ahnen, was für eine Magie möglicherweise mit ihm getrieben werden könne. Nun nahm der Jongleur, welcher etwa zwei Armlängen davon entfernt saß, ein musikalisches Instrument aus der Tasche und begann eine lebhafte Weise zu spielen. Alsbald begann die Ente von Kork lebhaft im Wasser zu tanzen und paßte ihre Bewegungen genau dem Takte der Musik an. Der Tanz dauerte, bis die Musik zu Ende ging; hierauf befahl der Jongleur der Ente, einen Salâm, eine Verbeugung, zu machen, was diese sogleich that. Sodann befahl er dem schwimmenden Kork, bis auf den Boden des Wassers unterzutauchen, und dieser Befehl ward ebenfalls unmittelbar befolgt. Während dieser Vorstellung stand die Kokosnußschale beinahe vor unsern Füßen, und der Jongleur saß nicht nur außer ihrem Bereiche, sondern seine beiden Hände waren auch mit dem Spielen seines Instruments beschäftigt."

Die Erklärung dieses sogenannten „Wunders" ist sehr einfach; ich will sie dem Leser nicht vorenthalten, damit er erkenne, wie leicht der Verfasser des fraglichen Artikels zu täuschen war.

In der Kokosnußschale sind am Boden, in einem gegenseitigen Abstand von fünf Millimeter zwei kleine Löcher schräg zu einander gebohrt, so daß sie sich in der Mitte der Schale genau begegnen, ohne die Schale ganz zu durchdringen. Am Kork aber ist ein langes Chinesenhaar befestigt, dessen andres Ende durch die Löcher in der Schale gezogen, zum Künstler geleitet und an einem Knopfe oder sonst an der Kleidung passend befestigt ist. Der Kork, welcher die Ente vorstellt, liegt vorerst zur Seite und wird, nachdem die Schale mit Wasser angefüllt ist, darauf gesetzt.

Nun setzt sich der Künstler von der auf die Erde gesetzten Schale soweit entfernt, bis das Chinesenhaar ziemlich ausgezogen ist. Hierauf ergreift er sein musikalisches Instrument und hält dasselbe so in den Mund, daß das untere Ende desselben vom Haar gekreuzt wird.

Beim Musizieren legt er den kleinen Finger seiner linken Hand darauf und macht nun mit dem Instrument kleine Bewegungen, welche sich der Ente mitteilen und diese nach dem Takte der Musik tanzend erscheinen lassen. Sobald die Ente eine Verbeugung machen soll, zieht er sein Instrument ein wenig zu sich; also das Haar etwas mehr an, und die Ente verneigt sich, weil das Haar vorn an der den Hals der Ente vorstellenden Nadel befestigt ist; wogegen der Kork selbst mehr Widerstand entgegensetzt und bewirkt, daß sich nur das Vorderteil neigt.

Soll aber die Ente bis auf den Boden des Wassers untertauchen, so hat der Künstler nur nötig, das Haar stärker anzuziehen. In der Regel zieht man die Ente ganz bis auf den Boden der Schale, zieht am Haar stark an, und dieses reißt unter der Ente in den Löchern der Schale ab, während die Ente wieder an die Oberfläche steigt. Dieses Abreißen des Haares hat den Vorteil, daß der Künstler die Ente vom Wasser abnehmen und untersuchen lassen kann.

Daß ein Haar daran befestigt war, ahnt niemand; auch der Verfasser dieses Artikels vermutete es wohl nicht, weil man ein Haar, zumal da, wo die Erde als Unterlage dient, kaum in einer Entfernung von fünfzig Zentimeter noch wahrnehmen kann.

Übrigens führen die europäischen Zauberer auf gleiche Weise die „tanzende Zigarre in der Weinflasche" vor.

Ebenso einfach lassen sich sämtliche Experimente der indischen Gaukler auf ganz natürliche Weise darlegen. Wie aber wissenschaftlich gebildete Männer solchen Vorführungen eine so große und oft falsche Bedeutung beizulegen vermögen, ist fast unerklärlich. Auch bleibt es zu bewundern, daß die Männer der Wissenschaft nicht die Gelegenheit benutzen, die Experimente der Zauberer zu prüfen, welche Herr Hagenbeck in Hamburg wiederholt vorführte.

Als er im Jahre 1883 die Singhalesen im Zoologischen Garten zu Berlin auftreten ließ, waren alle Zeitungen voll über die Leistungen der zur Singhalesentruppe gehörenden Zauberer. Man veranlaßte mich, nach Berlin zu reisen, um die vorgeführten Wunder anstaunen zu können; aber enttäuscht trat ich meine Rückreise an. Die Experimente, welche von den Zauberern vorgeführt wurden, bestanden im Verschwindenlassen eines Hühnereies, im Muskaten- und Becherspiel, in

der magischen Schnur, welche man durchschneidet und wieder ganz macht, sowie in noch andern Stückchen, die man in den Nürnberger Zauberkästchen für Kinder vorfindet.

Allerdings gelangten die wenigen Vorführungen mit einer bedeutenden Schnelligkeit und Sicherheit zum Vortrag. Aber wenn man bedenkt, daß diese Menschen von ihrer Kindheit an täglich nur diese wenigen Pieces vorführen, so ist ihre große Fertigkeit leicht erklärlich. So gut aber auch die indischen Zauberer das „Changieren" verstehen, so vermögen sie sich hierin doch mit einem der bedeutenderen europäischen Zauberkünstler, dessen Programm oft 500 bis 900 Nummern aufweist, nicht zu messen.

Derartige Experimente von Angehörigen einer fremden Nation ausgeführt zu sehen, übt auf den Europäer einen gewissen Reiz aus, und oft läßt sich letzterer zu einer Bewunderung hinreißen und vergißt dabei gänzlich, daß er dieselben Kunststücke in vollendeterer Ausführung schon als Knabe selbst ausgeführt hatte.

Als die Hagenbeckschе Singhalesentruppe später nach Hamburg übersiedelte, nahm der Verfasser Veranlassung, die Herren Künstler zu examinieren, und fand nur zu bald heraus, daß ihr Gewerbe ein sehr kleinliches und trauriges war. Sein Besuch bei den Leuten wiederholte sich fast täglich, wobei er Gelegenheit nahm, dem einen derselben, welcher ihm als der Intelligenteste erschien, einige Pieces unsrer modernen Magie zu zeigen. Selbstredend fanden diese Menschen für derartige Experimente keine Erklärung, und bald wurde der Verfasser von allen, sobald er sich nur in ihrem Kreise blicken ließ, als eine Art Wundermann angestaunt, trotzdem die ihnen gezeigten Stücke nur geringer Natur waren. Bei dem zu jener Zeit zum Besten der Pensionskasse des Hamburger Stadttheaters veranstalteten Künstlerfeste, wo auch der Verfasser die Vorführung einiger magischer Experimente übernommen hatte, war sein singhalesischer Lehrling anwesend, um einen europäischen Zauberer in seiner Größe kennen zu lernen. Er schien die Sprache verloren zu haben, als er die Experimente desselben sah und mit eignen Augen wahrnahm, wie ersterer aus seiner Brieftasche mehrere Tauben, Hühner, Goldfischschalen und zum Schluß eine Unmasse Hundertmarkscheine hervorbrachte. Sicher wird dieser Künstler heute, nachdem er vom Verfasser genügend mit

Kunststücken ausgerüstet wurde, in seiner Heimat als der größte aller Zauberer angesehen werden.

Er schien sich aber dessen schon hier voll bewußt zu sein, was daraus hervorging, daß er, obgleich eine Verständigung nur mit Hilfe eines Dolmetschers stattfinden konnte, doch bei jeder Gelegenheit danach strebte, mit dem Verfasser allein zu sein. Durch Auflegen seines Fingers auf den Mund gab er ihm zu verstehen, daß er schweigen möge; ja er flüsterte ihm die wenigen Worte „andern nichts sagen" zu, welche er wahrscheinlich mit Hilfe des Dolmetschers erlernt hatte.

Auf diese Weise sind nun europäische magische Spiele in Indien eingeführt und werden dort von den Eingeborenen als Wunder angestaunt; vielleicht auch später wieder als „indische Tricks" nach Europa gebracht und hier als Neuheit in der Magie vorgeführt.

Nicht unerwähnt darf hierbei bleiben, daß die Indier in der Erfindung magischer Kunststücke bei weitem nicht so hervorragend sind, als sie im Rufe stehen; sie lernen viel mehr das meiste von den Engländern, bei denen die Magie mehr zu Hause ist. Amerika und England bilden die Hauptbezugsquelle der neuesten „Tricks" für fast sämtliche professionelle spiritistische Medien, während China für Deutschland, Amerika, Frankreich und England die Bezugsquelle aller Neuheiten der Jongleurkunst und Gymnastik ist.

Wie aber die Spekulation und Gewinnsucht bei allen Völkern vorherrscht, so ist sie auch die Triebfeder für die unwissenden indischen Gaukler. Selbst in Europa gibt es, wie an andrer Stelle bereits angeführt, derartige Wundermänner genug, welche auf Kosten der Thorheit ihrer Nebenmenschen Geld zu verdienen suchen. In letzterer Zeit scheint sich z. B. ein neues Gewerbe, welches auf die Dummheit der Menschen berechnet ist, einzuführen. Dasselbe besteht nämlich in der Fabrikation und im Vertrieb der Mumien von „Seejungfern". Noch im vorigen Jahrhundert glaubte man fest an die Existenz solcher Geschöpfe, und auch wohl heute noch besteht dieser Glaube zum Teil. Wie sollte derselbe auch schwinden, wenn man in den Schaufenstern einer Großstadt die Mumien einer ganz natürlichen Seejungfer unter einem Glaskasten ausgestellt sieht? Tausende von Menschen passieren das Schaufenster, tausende sehen die Mumie, sie

sehen ganz deutlich, daß dieselbe halb Fisch, halb Mensch ist, und niemand wird die Echtheit bezweifeln, denn man erkennt die natürlichen Schuppen des Hinterkörpers, den eingetrockneten Vorderkörper, welcher ganz deutlich den Kopf mit dem Gesicht eines Menschen ähnlichen Wesens, dazu weiße Zähne, sogar noch einige Haare, und hauptsächlich die völlig normal ausgewachsenen Arme mit ihren Händen erkennen läßt, an welchen letzteren die Nägel noch schön erhalten sind.

Tausende Menschen, welche die Mumie sehen, erzählen Abertausenden von dem, was sie gesehen haben, und so findet der Aberglaube stets seine neue Nahrung.

Daß aber in China diese Mumien auf künstlichem Wege hergestellt werden, ahnt niemand und erzählt auch niemand diesen Tausenden Menschen, welche das gesehene Präparat für echt halten.

Die Gewinnsucht ist es, welche die Chinesen veranlaßt, derartige Wundertiere herzustellen, und spekulative Köpfe führen dieselben nach allen Weltgegenden aus, um sie als Seltenheit und Original gegen einen hohen Preis zu verkaufen. Dem Verfasser sind Fälle bekannt, wo diese Mumien mit 200 Mark und darüber bezahlt wurden, und der Erwerber schätzte sich glücklich, seiner Naturaliensammlung ein so seltenes Exemplar einverleiben zu können. Der Käufer, seinerseits betrogen, setzt den Betrug fort, ohne es zu wissen, indem er das Präparat als ein Original vorstellt und den Glauben an derartige Wundergeschöpfe bestärkt.

Nebenstehend sehen wir die photographische Abbildung einer solchen Seejungfer, und dieselbe läßt uns erkennen, mit wie großer Sorgfalt derartige Kunstprodukte hergestellt werden. Die technische Ausführung dieser Mumien ist eine so täuschende, daß selbst das geübte Auge eines Gelehrten keinen Zweifel in die Echtheit derselben setzen würde. Zum Hinterkörper wird nämlich der Körper eines Fisches genommen, dessen Kopf kunstgerecht abgetrennt ist. An Stelle des Kopfes ist der Oberkörper einer weiblichen Gestalt anmodelliert, und zwar in Papiermaché so geschickt dargestellt, daß man den Übergang vom Fischkörper zum Körper des weiblichen Wesens nicht zu erkennen vermag. Die Arme, welche von einem Affen stammen, sind, nachdem das Fell von demselben abgezogen ist,

getrocknet, hierauf entsprechend präpariert und dem Körper der Mumie geschickt angefügt worden.

Die Zähne, einem wirklichen Fische entnommen, sind in mehreren Reihen hintereinander in den etwas geöffneten Mund künstlich eingesetzt; desgleichen sind die Augen denen eines getrockneten Fisches täuschend nachgebildet, und die wenigen noch am Hinterkopfe sichtbaren Haare sind von Künstlerhand so angebracht, daß man selbst mit Hilfe eines Vergrößerungsglases die Nachbildung nicht erkennen kann.

Die Fabrikation dieser Mumien scheint gegenwärtig in Aufschwung zu kommen; schon liefert eine amerikanische Firma dieselben

Die künstlich ausgeführte Mumie einer Seejungfer.

in drei verschiedenen Größen an Museen und Schaubudenbesitzer, welche sie der urteilslosen Menge als Original vorführen.

Die große Menge in ihrem Hange zum Wunderbaren will ja, wie ein altrömisches Wahrwort sagt, nun einmal gern getäuscht sein, wozu ihr denn wirkliche Betrüger und Selbstbetrogene, sei es bewußt, sei es unbewußt, weidlich verhelfen. Daß aber auf letztere Weise selbst Männer geistigen Wissens an jenem Werke mitarbeiten, ist schon oben mehrfach angedeutet worden. Und nun wirft sich die Frage auf, welchen Wert kann es z. B. für den Leser der Werke von Eduard von Hartmann, dem berühmten Verfasser der „Philosophie des

Unbewußten" haben, wenn sich dieser Gelehrte in seiner neuen Schrift über den „Spiritismus" auf einen im „Ausland" erschienenen Artikel über die indischen Zauberer bezieht und sich hierbei nicht scheut, die Leistungen dieser armseligen Gesellen als Wunder zu bezeichnen? Werden durch derartige Ausführungen nicht die Leser in ihrem Wahne und Glauben an Übernatürliches eher bestärkt, beziehentlich irregeleitet?

Leider trifft aber hier die selbst in neuer Zeit häufig gemachte Erfahrung zu, daß schreibende Gelehrte den Verfasser eines beliebigen Artikels, welcher letztere ihnen für ihre eigne Arbeit gerade zusagt, als Autorität in die Schranken führen und irgend welche Auslassungen wiederholen, beziehentlich weiter ausarbeiten, ohne vorher sich zu versichern, ob das von dem Autor Gesagte auch voll und ganz begründet sei. Die Litteratur, wenigstens auf dem spiritistischen Gebiete, liefert uns zu solchem bequemen Vorgehen vieler Schriftsteller genügende Beispiele. Es besteht diese ganze Litteratur aus zahllosen Wiederholungen, nur ausgeschmückt oder in andre Form gebracht, oder aus fortwährenden Citaten und Bezugnahmen auf Aufsätze in andern Werken.

Professor Hartmanns „Spiritismus" mag vom philosophischen Standpunkte aus betrachtet eine gewisse Bedeutung haben, allein der natürliche, minder gelehrte Mensch findet am Inhalt desselben weniger seine Befriedigung, weil er die richtige Auffassung und genügende Erklärung vermißt.

Wenn nun der Philosoph seinerseits wider den Aberglauben kämpft und sich bemüht, seinen Mitmenschen den Pfad zu weisen, auf dem sie die Geheimnisse der Natur zu begreifen vermögen, so sollte er sich auch bestreben, alles dasjenige, was er in seinem Werke einer Besprechung unterzieht, vorher selbst zu prüfen und sich eine persönlichen Überzeugung von der Richtigkeit der vorgetragenen Thatsachen zu verschaffen!

Welchen Wert ist aber einem den Spiritismus behandelnden Werke beizumessen, wenn der Verfasser desselben auf einer der ersten Seiten selbst erklärt, daß er noch nie einer spiritistischen Sitzung beiwohnte und deshalb einfach auf die Werke andrer Gelehrten sich beziehen muß? Warum hat denn der Verfasser den eignen Rat,

welchen er andern Wissensforschern erteilt, nicht selbst befolgt, nämlich in Begleitung eines Schnellkünstlers, der die Kunststücke der Medien kennt, einer spiritistischen Sitzung beizuwohnen, um den natürlichen Zusammenhang der scheinbaren Wunder besser zu erkennen?

Wenn nach solchem Vorgehen der Verfasser, auf die Ergebnisse einiger Sitzungen gestützt, dann ein Werk über den Spiritismus herausgegeben hätte, so wäre dasselbe gewiß von größerer Bedeutung gewesen. So aber muß jeder unbefangene Leser auf die Vermutung fallen, daß der Autor jedenfalls, obgleich er den Spiritismus aus eignem Augenschein nicht einmal geprüft hat, doch den günstigen Augenblick nicht hat vorübergehen lassen wollen, um in einer Zeit der spiritistischen Bewegung eine Abhandlung über dieselbe erscheinen zu lassen.

Ist nun auch über den Spiritismus von vielen Seiten geschrieben worden, so werden doch die meisten Leser derartiger Schriften nach Hartmanns Werke greifen, indem sie den Verfasser als Autorität auf diesem Gebiete betrachten; aber sie werden das Buch zur Seite legen, ohne ihre Kenntnisse dadurch bereichert oder die von ihnen gehoffte Erklärung gefunden zu haben. Ein Versuch hierzu wäre wohl um so dankenswerter gewesen, je schärfer der in neuester Zeit so weit verbreitete Geistersport geradezu als eine der größten Verirrungen des menschlichen Geistes verurteilt werden muß.

Der seit mehreren Jahrzehnten unter der Firma des „Spiritismus“ von Nordamerika zu uns herübergekommene Komödienschwindel mit Tischrücken, Geisterklopfen und Geistererscheinungen ist nichts weiter als eine bare Gaunerei, eine von sittlicher Fäulnis zeugende und von plumper Mystik schlecht verhüllte Erscheinung unsrer Zeit.

Trotz der vielfachen Entlarvung sogenannter Medien konnten die fanatischen Anhänger der modernen Irrlehre immer noch nicht endgültig von dem Schwindel überzeugt werden.

Noch immer sieht man den Hauptpfeiler dieses Aberglaubens, einen nur schlecht verhüllten Mystizismus, unerschüttert aus den Ruinen hervorragen, woran der Betrug und Schwindel in dichter Umrankung sich heraufwindet. Mit solchem Laubkranz um die Stirn konnte der von der Spekulation gekreuzte Materialismus als landstreicherischer Spiritismus unter Tischrücken und Geisterklopfen von der Neuen Welt her seinen Einzug auf unsern Kontinent halten und

sich in moderner Dekoration zeigen. So blendend ausgestattet fand der Mystizismus willkommene Aufnahme, und der Aberglaube wurde um so tiefer in das Volk getrieben, je argloser dieses in der künstlerischen Vorführung wunderähnlicher Dinge nur die harmlose Befriedigung erlaubter Neugier fand.

Es ist von vornherein zu betonen, daß sämtliche von den Medien vorgeführte Experimente nichts mehr als geschickt ausgeführte Taschenspielerkunststücke sind. Kaum sollte man glauben, daß es trotzdem noch Leute gibt, welche sich einbilden, bei den Spiritisten könne es nicht ganz mit natürlichen Dingen zugehen. In größeren Städten finden indes die Einwohner hinreichende Gelegenheit zur Aufklärung. Man hat hier die Medien aus erster Hand und daneben wieder die heitersten Vorstellungen, bei welchen die Kunststücke erklärt werden.

Außerdem bestehen an großen Plätzen Niederlagen, in welchen man die Apparate vorrätig findet, welche die Spiritisten zur Ausübung ihrer „Tricks“ (Kniffe oder Kunststücke) gebrauchen.

In London befindet sich sogar ein stehendes Theater, worin allabendlich zwei Schnelligkeitsvirtuosen auftreten, die hinterher die sämtlichen Späße der Medien erklären, welche letztere, ob sie nun Parker, Slade, Home oder Bastian heißen mögen, dem Volke glauben machen wollen, daß man durch ihre Vermittelung mit den Geistern in Verkehr treten könne. Es sind schlaue Betrüger, die durch den aus ihren Sitzungen für sie hervorgehenden Profit ihr Schäfchen ins Trockene bringen, wogegen die Unglücklichen, welche ihre Leichtgläubigkeit durch klingende Münze bewiesen, leider ihren Verstand zum Opfer bringen.

Der Zauberkünstler, welcher aus dem Tempel der Wissenschaften seine Kunst holt, wo er sinnend und schaffend geweilt hat, kann durch die Art seiner Mache überraschend und erheiternd wirken. Die Ablenkung des müden Geistes von des Tages Arbeit, die Erregung einer lustigen, für Geist und Körper gleich erfrischenden Kurzweil ist des Zauberkünstlers schönes Ziel.

Solchen Zweck verfolgen die Spiritisten dagegen nicht, sie hüllen sich und ihr mystisches Treiben in ein Dunkel und muten dem menschlichen Verstande einen Grad von Gläubigkeit zu, der an sich

schon beleidigend ist. So lange ein sogenanntes Medium noch nicht entlarvt ist, bezeichnen sie dasselbe als ein echtes, doch sobald dessen Schwindeleien aufgedeckt sind, erklären sie dasselbe für ein „verpfuschtes“ Medium, das seine Kraft eingebüßt hat. Diese und ähnliche Ausreden haben sie stets zur Hand, so daß mit ihnen in keinem Falle zu rechten ist; so durchlöchert ist ihr Bau, daß, wenn man glaubt, man habe das eine Loch verstopft, sie aus dem andern wieder hinausschlüpfen.

So findet der Aberglauben, sei es in Europa, sei es in Indien, überall seine Verbreitung. Weder die Behörden thun hier Einhalt, da ihnen meist die Kenntnis der Sachlage fehlt, noch die Männer der Wissenschaft greifen dagegen ein, weil sie in der Regel über derartige Erscheinungen vornehm hinwegblicken.

Es sollten deshalb die Behörden bei Erteilung von Konzessionen an Gaukler vorsichtiger zu Werke gehen; der Gelehrte aber sollte, wenn er sich z. B. in Indien, dem Lande der Wunder, aufhält, fest zugreifen und scharf prüfen. Bevor er sich nicht vollkommen überzeugt, daß bei den sogenannten Wunderdingen jegliche Täuschung ausgeschlossen ist, sollte er seine Wunderberichte lieber unterlassen, eingedenk dessen, daß die heutige Presse derartige Aufsätze vervielfältigt, und daß das Volk hierbei nicht aufgeklärt, vielmehr nur in seinem Aberglauben an falsche Wunder bestärkt wird.

Wenn Professor Preyer die dunklen Punkte des Lebens mit der Leuchte des Wissens erhellen will, so sollte er die Männer der Wissenschaft in dem Mute stärken, mit welchem sie zaglos hineingreifen in das volle Leben, um aus dessen Tiefen die echten Perlen zu heben und durchgreifend das Falsche vom Wahren zu sondern.

Inzwischen ist wenigstens thatsächlich, wenn auch aus minder idealem Triebe als wissenschaftlichem Forschungsdrange, das Geschäft praktischer Volksaufklärung durch mehrere Sachkenner des modernen Wunderschwindels in Szene gesetzt worden, welche zunächst als Gegner der Spiritisten prunkend hervortraten und hieraus eine erwerbsame Berufsthätigkeit gemacht haben.

So verdienstvoll immer von dieser Seite die in neuester Zeit häufig vor der Öffentlichkeit angestellten Versuche, die sogenannten Medien zu entlarven, sein mögen, ebenso gefährlich ist es, wenn die

„Antispiritisten“ ihrerseits von der Wahrheit abweichen. Für derartige Professionsmacher ist eine noch strengere Aufmerksamkeit als bei den Medien erforderlich, weil sie das Vertrauen der Zuschauer mehr als letztere genießen und dasselbe doch mißbrauchen. Denn auch diese Wundermänner pflegen bei dem fast epidemisch gewordenen spiritistischen Zuge leicht in den Mystizismus überzuspielen, indem sie sich zu dem Zwecke, ihr Verdienst gleichwie ihren Verdienst zu heben, auch noch mancherlei Täuschungen nebenher, insbesondere bei ihrer eignen Vorführung neuer Scheinwunder erlauben.

Aus letzterem Grunde tragen auch diese modernen Wundererklärer, welche unter dem Deckmantel der Volksaufklärung ihre Berufsarbeit treiben, zur wahren Aufklärung des Publikums ebenfalls nichts bei, sondern sie machen nur die Zahl der Irrtümer noch größer. Weit heilsamer wäre es, wenn solche Herren lieber bei der Ausübung ihrer eigentlichen Kunst, z. B. der Salonmagie blieben, eingedenk der Erfahrung, daß das Publikum denjenigen, der es unterhält, viel lieber bezahlt, als denjenigen, der es unterrichtet.

Unter den modernen Scheinwundern, durch deren Vorführung die Gegner des Spiritismus ihrem Auftreten einen besonderen Reiz zu verleihen und gleichzeitig ihre Person mit einem gewissen Nimbus zu umkleiden suchen, steht nun in erster Linie die sogenannte Kunst der Gedankenleser. Wenn sie auch anfänglich selbst unbefangene Beobachter überraschen konnte, so gründet sie sich doch zuletzt auf ganz natürliche Vorgänge und Hilfsmittel, deren geheimnisvolle oder verborgene Anwendung freilich sogar einen nüchternen Einblick in den Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung irre führen kann.

Gleich der modernen Geisterlehre wurde vor einigen Jahren das „Gedankenlesen“ von Amerika bei uns eingeführt. Es geschah durch den geschickten Experimenteur Washington Irving Bishop, der zuerst mit der Behauptung auftrat, gewisse Gedanken, welche bestimmte Menschen auf einen Gegenstand richteten, erraten zu können. Er erklärte das Gelingen seiner Vorführungen durch eine angeblich eigentümliche Beziehung der geistigen Fernwirkungen seiner Gehirnthätigkeit zu dem Gehirne desjenigen, an welchem er sein Experiment erprobte.

Bishop hat zuerst das Kunststück ausgeführt, eine Nadel, die

an einer beliebigen Stelle von einer dazu bestimmten Person versteckt worden war, aufzufinden, sobald er die fragliche Person an der Hand führte. Auf gleiche Weise vermochte er von andern insgeheim aufgeschriebene Zahlen zu erraten, unter mehreren auf einem Tische ausgebreiteten Gegenständen denjenigen herauszufinden, der von einer bestimmten Person gedacht war; ferner Personen zu bezeichnen, welche in Abwesenheit des Experimenteurs der zu führenden Person angedeutet wurden u. s. w.

So interessant solche Vorführungen nun auch erschienen, so fanden sie doch anfangs nur geringe Beachtung. Anders stellte sich die Sache, als der spiritistische Betrüger Harry Bastian durch den Erzherzog Johann entlarvt wurde. Nunmehr wurden jene Experimente „als Klarlegung des Geisterschwindels" beliebt. Auf Anregung des Erzherzogs Johann fand in Wien die erste Vorführung im Gedankenlesen durch den Antispiritisten Stuart Cumberland statt, welcher dann allerorts großes Aufsehen erregte.

Der bürgerliche Name dieses Gedankenkünstlers, der als Sohn unbemittelter Eltern im Jahre 1857 zu Leicester geboren war, lautet Charles Garner. Anfangs für die Militärlaufbahn bestimmt, bereitete er sich auf der Universität zu Oxford zunächst für dieses Ziel, später für die Rechtspflege vor; er trat aber in keine der beiden Berufsrichtungen ein, weil er beim Staatsexamen durchfiel. Er beschäftigte sich nun mit der Schriftstellerei, versuchte Novelletten für belletristische Blätter zu schreiben, hatte aber auch hierin keinen Erfolg und trat dann, um sich einen Erwerb zu schaffen, in eine Zeitungsexpedition ein.

Bald darauf wurde Cumberland mit dem in England weit verbreiteten Spiritismus bekannt, für den er sich sehr interessierte. Von spiritistischer Seite wird er ja stets als Spiritist und sogar als Medium bezeichnet, welches sich früher als solches an den Sitzungen recht rege beteiligt habe.

Später trat er als Reisebegleiter bei Bishop in Diensten, der ihn gleichfalls als einen gewissen Charles Garner bezeichnete.

In dieser Stellung hatte er Gelegenheit zu erkennen, daß das Gewerbe der Antispiritisten bei weitem einträglicher und minder ge-

fährlich sei, als das der Spiritisten, aus welchem Grunde er es unternahm, als Antispiritist die Welt zu bereisen.

Es gelang ihm, sich sowohl in Wien als auch in Berlin bis in die höchsten Kreise Eingang zu verschaffen und überall das regste Interesse für seine Experimente zu erwecken.

Alle Berichte, welche die Zeitungen über ihn und seine Kunst brachten, wurden vom Verfasser mit dem größten Interesse verfolgt, und derselbe fand Gelegenheit, die Experimente später von ihm persönlich ausgeführt zu sehen.

Ebenso wurde er im Sommer 1884 in Hamburg mit dem Kaufmann S. Abraham bekannt, welcher als Teilhaber eines dortigen Handlungshauses auf seinen Geschäftsreisen den Gedankenleser Cumberland mehrmals hatte seine Experimente ausführen sehen und dann selbst im Hamburger Tivoli-Theater als Dilettant auftrat, um dieselben Experimente auszuführen.

Gleich andern Anwesenden vermochte sich der Verfasser des Eindrucks nicht zu erwehren, als führe Abraham seine Experimente mit eingeweihten Personen aus. Man ist zu einer solchen Annahme leichter geneigt, so lange man eine andre genügende Erklärung für die Ausführung derartiger Experimente und einen Beweis vom Gegenteil nicht hat.

Als der Verfasser diese Ansicht dem Herrn Abraham offen bekundete, schien letzterer ausweichen zu wollen. Bald darauf lernte ersterer aber in Abrahams Gegenwart und im Kreise einer Privatgesellschaft von etwa zwanzig Personen einen schlanken jungen Mann im Alter von 25 Jahren kennen, welcher sich als einen Studierenden der Chemie Namens Carl Faulhaber vorstellte und erzählte, wie er, angeregt durch die Berichte über Cumberland, die Experimente nachgemacht und darin schließlich eine beträchtliche Übung erlangt habe, um seinerseits als Gedankenleser und Antispiritist auftreten zu können.

Das Gedankenlesen beruhe nicht, wie er bemerkte, auf einer besonderen physischen Veranlagung von Cumberland, sondern auf einer genauen Beobachtung der Muskelthätigkeit an Menschen, wobei jedoch die unwillkürlichen Muskelbewegungen nicht in Betracht kommen sollten.

Insofern nun aber die willkürlichen Muskelbewegungen bei derartigen Experimenten von vornherein ausgeschlossen werden müssen, weil sonst eine Täuschung und Verdunkelung zustande käme, so gab Faulhaber mit seiner Behauptung das erste Rätsel ohne Lösung auf.

Alle Anwesenden, deren Zahl ja nur eine kleine war, hatten die Überzeugung, daß bei der Ausführung der nun folgenden Experimente jegliche Beihilfe ausgeschlossen schien. War aber die Erklärung des Gedankenlesers schon recht unwissenschaftlich und dürftig, so nahmen die Experimente, die Herr Faulhaber nunmehr vorführte, einen noch weit unglücklicheren Verlauf.

Die drei ersten Experimente blieben ohne jeglichen Erfolg; endlich wurde eine versteckte Nadel bei einer Person gefunden. Nach einer ewig dünkenden Zeit gelang ein ferneres Experiment, nämlich das Auffinden einer Dame im Kreis, die einer der anwesenden Herren sich gedacht hatte. In gleicher Weise gelang schließlich auch das Auffinden einer Zahl, die von einigen Herren zusammengesetzt war. Im ganzen verließen jedoch alle Anwesenden unbefriedigt die Gesellschaft.

Das größte Fiasko erlebte der jugendliche Gedankenleser kurze Zeit darauf in Berlin. Doch entschuldigte er das Mißlingen seiner Experimente damit, daß die Herren ihre Aufmerksamkeit nicht streng genug auf die Sache gerichtet hätten.

Die Berliner Presse bemerkte damals zutreffend: „Das hat Herr Faulhaber sehr richtig aus den Gedanken der Zuschauer herausgelesen, daß bei denselben das ewige Mißlingen seiner Experimente einen überaus peinlichen Eindruck hervorgerufen hat — wenn er auch den wohlgemeinten Rat herausgefunden hat, der ihm allseitig „entgegengedacht“ worden ist, nämlich von weiteren derartigen Experimenten „als Beruf“ abzustehen, so wäre von der Vorstellung doch ein guter Erfolg zu verzeichnen — falls dieser gute Rat auch beherzigt würde!“ —

Hiernach hatte der Verfasser das Interesse am Gedankenlesen verloren; er legte demselben keinen Wert bei, weil er den Zweck desselben nicht zu erkennen vermochte.

Von einigen Herren, die von Helgoland zurückgekehrt waren, erfuhr er, daß Abraham dort mit vielem Erfolg einige Proben seiner

Kunst unter den strengsten Bedingungen abgelegt hatte. Kurz darauf wurde ihm der Besuch dieses Herrn zu teil, bei welcher Gelegenheit ihm von seiten Abrahams die Mitteilung wurde, daß er auch in Hamburg einige Vorstellungen im Gedankenlesen zu veranstalten gedenke. Der Verfasser unterließ es nicht, ihm seine Bedenken zu äußern. Indessen erklärte Abraham sich bereit, zum Beweise seiner Leistungsfähigkeit sofort einige Experimente auszuführen. So fand er wirklich unter mehreren auf einen Tisch gelegten Gegenständen den gedachten heraus und bezeichnete nach kurzem Herumführen einen andern, den eine zweite Person sich in seiner Abwesenheit gedacht hatte.

Hierdurch war der Beweis geliefert, daß der Experimenteur keine Gelegenheit fand, einen etwa aus Unvorsichtigkeit auf den Gegenstand gerichteten Blick auffangen und dadurch etwa die Richtung erkennen zu können, die er einzuschlagen hatte.

So überraschend schnell und sicher Abraham diese Experimente auch ausgeführt hatte, so wenig war der vorhandene Zweifel dadurch beseitigt worden. Es war die Meinung vorherrschend, daß, wie im Leben ja so oft, auch hier der Zufall seine Rolle spiele. Als aber Abraham mit mehreren Herren Ärzten und Gelehrten dieselben Experimente ebenso erfolgreich ausführte, mußte man die von ihm aufgestellte Behauptung, daß er die geringste Erregung fühle, die sich an der Hand der geführten Person kundgebe, sobald dieselbe in die Nähe des gedachten Gegenstandes komme, für wahr halten.

Diese Experimente erregten unter den Beteiligten ein allgemeines Interesse, so daß dem Herrn Abraham von allen Seiten der Rat erteilt wurde, er möge eine öffentliche Vorstellung veranstalten. Man kam zu der Ansicht, daß sich die Vorführung einiger Pieeen im „Gedankenlesen", die sich immer so ziemlich gleichen, doch etwas zu eintönig für die Zuschauer gestalten würde, und entschloß sich daher, die beabsichtigten Vorstellungen durch eine Piece zu bereichern, welche sicher die Aufmerksamkeit der Bevölkerung Hamburgs auf sich lenken würde.

Der Verfasser hatte, wie er solches in seiner Broschüre „Enthüllungen über das Treiben der Spiritisten" schilderte, in Gemeinschaft mit etwa fünfzig Herren das Mülsener Medium Emil Schraps entlarvt, und war nun in der Lage, den Beweis zu liefern, daß man

alle die Experimente die jenes Medium vorgeblich mit Hilfe der Geister ausführte, auf ganz natürlichem Wege vollbringen kann.

Die uns von demselben vorgeführte Bindeproduktion, eine neu ersonnene Idee, deren Lösung anfangs allen unmöglich erschien, lag mit einem Male klar und deutlich vor uns, nachdem der Verfasser das kleine Geheimnis erkannt hatte. Letzteres war so geringer Natur, daß vielleicht gerade deshalb die Aufmerksamkeit hiervon abgelenkt werden konnte.

Herr Abraham lud nun eine Gesellschaft von etwa siebzig Personen, worunter auch eine Anzahl Spiritisten, zu einer Privatsoiree ein, in welcher ihm die in Aussicht genommenen Vorführungen wohl gelangen.

Der Erfolg war ihm gesichert und die von ihm einzuschlagende Laufbahn geöffnet. Die Herren der Presse, welche gleichfalls erschienen waren, spendeten ihm das größte Lob, und die große Niederlage, welche bei dieser Gelegenheit die Spiritisten erlitten, machte seinen Namen in ganz Deutschland bekannt, da von allen Zeitungen sein Sieg über die Spiritisten verkündet wurde.

Die Unterstützung, die ihm hierbei von seiten des Verfassers zu teil geworden, bestand darin, daß dieser ihn die Bindeproduktion lehrte und ihn in den ersten drei Vorstellungen unter der Aufsicht einer Vertrauenskommission genau so band, wie er seinerzeit das Mülsener Medium gebunden hatte, aus welchen Schlingen dasselbe sich nicht befreien konnte. Erst nach Verlauf von drei Wochen stellte sich Schraps ein, um zu beweisen, daß er sich jetzt aus den Banden befreien könne, und gerade dadurch kam dem Verfasser der Gedanke, daß ein Mensch solches ohne Hilfe der Geister ausführen könne, wenn er nur Zeit hat sich vorher einzuüben.

Abraham hat bewiesen, daß er es durch Übung hierin weiter gebracht hat als jenes sogenannte Medium; er befreit sich aus den festesten Schlingen mit Leichtigkeit, so daß er getrost sich jedem Medium zur Seite stellen kann. Die Produktionen Cumberlands hierin sind heute mit denen Abrahams gar nicht zu vergleichen, und ersterer hat diese Fertigkeit bis jetzt nicht erreicht.

Abraham, der anfangs Cumberland nur kopierte, ihn jedoch in den antispiritistischen Experimenten weit überholt hat, ist ihm im Gedankenlesen mindestens ebenbürtig.

Den wohlgemeinten Rat, auch im „Gedankenlesen“ so ehrlich zu sein, wie bei der Vorführung der Bindeproduktion, befolgte Abraham möglichst, wenn auch nicht ganz; jedoch soviel war zu erkennen, daß er bei der Ausübung seines Berufes im „Gedankenlesen“ weit ehrlicher als Cumberland dem Publikum gegenüber auftrat.

Es steht ja fest, daß das Gedankenlesen so ausgeführt wird, wie die Experimenteure dasselbe erklären. Jedoch ist auch erwiesen, daß diese Experimente ihre Grenzen finden, und zwar, sobald der Experimenteur dieselben in einem größeren Saal vor vielen Menschen ausführen muß. In einem kleineren Kreise ist es leicht, einen Gegenstand unter andern herauszufinden oder eine Person zu bezeichnen, die sich eine andre gedacht hat, und dergl. Der Zweifel über die Ausführung wird wohl niemals aufhören; allein es ist ein ganz natürliches Experiment, welches heute schon von Hunderten ausgeführt wird, welche glücklicherweise nicht alle als „Gedankenleser“ die Welt zu bereisen Lust haben.

Professor W. Preyer veröffentlichte vor kurzem sehr interessante Erklärungen hierüber.

Seine Studien über die unwillkürlichen Muskelbewegungen bei Tieren und neugeborenen Kindern, Bewegungen, die er auch bei erwachsenen Menschen während anscheinender Muskelruhe mit sehr feinen Instrumenten nachzuweisen vermochte, führten ihn auf praktische Experimente im Gedankenlesen.

Er beobachtete drei bis vier verschiedene Arten von unwillkürlichen und unbewußten Muskelbewegungen. Alle Stellen des menschlichen Körpers zeigen zunächst pulsatorische Schwankungen, welche dem Schlag des Herzens entsprechen. So vermochte Preyer z. B. das Pulsieren des Fingernagels und damit Verminderung der Herzthätigkeit mittels einer empfindlichen Gasflamme weithin sichtbar, mittels des Telephons hörbar zu machen. Zweitens zeigen sich an den nicht unterstützten Stellen des Körpers Hebungen und Senkungen der Muskeln, die mit den Atembewegungen korrespondieren.

Dann aber gibt es andre unwillkürliche Muskelbewegungen aus mancherlei Erregungsursachen, die z. B. deutlich sichtbar werden, wenn man mit freiem Arm ein Glas Wasser zwischen Daumen und Zeigefinger hält. Der Wasserspiegel steht nie still und am wenigsten,

wenn man sich mit angespanntester Aufmerksamkeit bemüht, ruhig zu bleiben. Insbesondere gibt es durch lebhafte Vorstellungen unbewußt verursachte unwillkürliche Bewegungen, und diese sind es, welche das Gedankenlesen ermöglichen. Preyer versichert auf Grund zahlreicher mit sich selbst und andern vorgenommener Versuche, daß lediglich die Wahrnehmung solcher unwillkürlichen Muskelbewegungen den Gedankenleser leitet.

Diesem werden die Augen verbunden, und er soll den, welcher eine einzige ganz bestimmte Vorstellung zum ausschließlichen Gegenstand seiner auf den höchsten Grad angespannten Aufmerksamkeit macht, dahin führen, wo das gedachte Objekt sich befindet, und es ergreifen. Worauf es hierbei vor allem ankommt, das ist eine Berührung an einem beweglichen Körperteil, sowie eine sehr große Konzentration der Aufmerksamkeit des nicht Sehenden. Er muß nämlich an gar nichts andres als an das Fehlen und Auftreten unwillkürlicher Muskelbewegungen denken. Diese werden, auch wenn sie ganz schwach sind, von empfindlichen Individuen leicht wahrgenommen. Solche in vielen Fällen durchaus nicht schwache, sondern deutlich zuckende Bewegungen der Hand und des ganzen Unterarmes treten bei Unbefangenen sehr leicht ein, wenn sie an die Stelle kommen, wo der ihre Vorstellungsthätigkeit durchaus erfüllende Gegenstand sich befindet. Preyer behauptet, daß die Muskelbewegung des „Geführten" vom Gedankenleser, wenn dieser falsch gehe, deutlich als Hemmung oder wenn er richtig gehe, als Begünstigung der „Führung" empfunden werde, so daß in Wahrheit der Gedankenleser der Geführte ist. Die sichere Unterscheidung dieser oft sehr feinen Nüancen kann ebenso wie die dann und wann auftretende flüchtige Zunahme und Abnahme der Pulsfrequenz während der „Suche" ohne Zweifel durch Übung erlernt werden.

Der „Gedankenleser" muß, ohne bewußtlos zu sein, sich wie ein Hypnotisierter verhalten können, in welchem das eigne Urteil aufgehoben ist und die leiseste Berührung genügt, eine Hebung oder Senkung des Armes, Gehen oder Umdrehen und dergl. zu veranlassen. Wer diese Eigenschaften besitzt, dem gelingt es ohne Vorübung, ganz verblüffende Aufgaben zu lösen.

Wie die Muskelbewegungen entstehen, ist durch Preyer zwar

nicht erklärt, aber immerhin scheint das „psychische Wunder“ auf seine physiologischen Grundlagen zurückgeführt zu sein.

Was nun die praktische Ausführung der Kunststücke des Gedankenlesens betrifft, so werden sie sich in einem kleinen Kreise jederzeit leichter stellen, als vor einem großen Publikum. Um sich aber einen Erfolg zu sichern, trifft der Gedankenleser, welcher diese Kunst zu seinem Beruf erwählte, seine Vorsichtsmaßregeln, die wir später kennen lernen werden.

Die kleineren Experimente, wie das Auffinden eines gedachten Gegenstandes, einer notierten Zahl und dergl., würden sich vor einem größeren Publikum als zu einförmig erweisen. Es werden deshalb die einzelnen Vorführungen in verschiedene andre Formen gekleidet, und um den Effekt zu erhöhen, alle möglichen Mittel in Anwendung gebracht.

Solches geschieht bei Ausführung ihrer Experimente von Cumberland, wie von allen andern Gedankenlesern, die öffentlich auftreten, und nur der Unterschied besteht zwischen Cumberland, Bellini und Faulhaber, daß ersterer sich zur Aufklärung seiner Experimente im Gedankenlesen in keiner Weise herbeiläßt, sondern sich in Schweigen hüllt oder behauptet, daß er eine ganz phänomenal veranlagte Natur sei.

Faulhaber dagegen greift seltener zu den von Cumberland angewendeten Kniffen und beschränkt seine Thätigkeit auf einen kleineren Wirkungskreis, läßt sich auch von Zauberkünstlern engagieren und bringt immer nur wenige Experimente zum Vortrag, die an Effekt denen Cumberlands nachstehen. Dafür experimentiert er ehrlicher als letzterer, vielleicht weil er das Publikum nicht so zu beherrschen versteht wie Cumberland, dem sein außergewöhnliches theatralisches Talent leichter über alle Mißhelligkeiten hinweghilft.

Es gehören immerhin eine gewisse Routine, Sicherheit und Dreistigkeit dazu, als Gedankenleser öffentlich aufzutreten; alle diese Eigenschaften, die sich bei Cumberland vereinigen, fehlen Faulhaber, woraus sich die vielen Mißerfolge des letzteren erklären mögen.

Abraham, seit seinem öffentlichen Auftreten unter dem Künstlernamen „Bellini“ bekannt, ging von vornherein von der richtigen

Ansicht aus, Cumberland möglichst genau zu kopieren und brachte, wohl wissend, daß die Zuschauer lieber unterhalten als belehrt sein wollen, dieselben Kniffe wie ersterer in Anwendung. Doch blieb er hierbei stets ehrlich und bewies in vielen Privatsoireen, daß er im stande sei, ohne jegliche Kniffe und geheime Beihilfe die Experimente des Gedankenlesens auszuführen. In allen seinen öffentlichen Vorstellungen machte er gleichfalls einige Experimente im Kreise der jemaligen Prüfungskommission, und nachdem er den vollen Beweis seiner Leistungsfähigkeit geliefert hatte, schritt er dazu, einige Experimente auszuführen, die ohne Beihilfe nur in den seltensten Fällen gelingen würden. Diese Experimente, welche mehr zur Unterhaltung des Publikums dienen sollten, hat Bellini, nachdem ihm oft reicher Beifall geworden, dann häufig sofort erklärt. Er wies nach, daß er zur Ausführung dieser Experimente einige Kniffe in Anwendung brachte, wie solche auch Cumberland anwandte, und ersuchte das Publikum, hierbei nicht an ihm innewohnende übernatürliche Kräfte zu glauben.

Cumberland hatte somit in Abraham-Bellini einen Rivalen gefunden, mit dem er rechnen mußte. Bei dieser Rechnung ließ ihn freilich seine wirkliche oder vermeintliche Kunstfertigkeit im Erkennen fremder Gedanken, noch mehr aber das leise Gefühl für fremde Stimmung im Stich. Wenige Tage vor Weihnachten 1884 richtete er an Hamburgs Einwohnerschaft eine öffentliche Erklärung, worin er die eignen Verdienste als kontinentaler Pionier auf dem Felde des Gedankenlesens rühmte, zugleich aber auch seine Nebenbuhler in schroffem Tone als tief unter ihm stehende Dilettanten zu verdächtigen suchte. Diese Ansprache konnte bei allen Gebildeten nur das Gegenteil des von ihrem Verfasser gewünschten Erfolges hervorrufen. Zwar wollte letzteren Cumberland dadurch erzwingen, daß er seine nächste Vorstellung zum Besten der Armen ankündigte. Allein das Interesse an derartigen Vorführungen schien überhaupt damals im Rückgange, und der Besuch war nicht gerade glänzend zu nennen.

Nun spielte Cumberland seinen höchsten Trumpf aus. Er versuchte es mit einer pomphaften Anzeige, wonach er in seiner letzten Vorstellung die neuesten Piecen, wie „die Wunder des Geistersackes“ und „entkörperte Geister“ vorzuführen versprach.

Man erwartete, an diesem Abend etwas ganz Außerordentliches zu sehen. Eine Gesellschaft aus den ersten Kreisen Hamburgs hatte sich versammelt, um die neuen Wunder anzustaunen. Alles, was Hamburg an Zauberkünstlern und Dilettanten der Magie nur barg, war an diesem letzten Abend vertreten; sogar eine Anzahl Spiritisten machten sich in einer Ecke des Balkons so bemerkbar, daß sie der Dolmetscher Cumberlands zum Zurückgehen auffordern mußte.

Die sich endlich unter dem Schutze der Dunkelheit zeigenden „entkörperten Geister" erschienen indes als ein sehr armseliges Experiment, welches sich auf gewöhnliche und längst bekannte Kunststücke beschränkte. Und doch hatte sich Cumberland in seiner prahlerischen Ansprache ausdrücklich dagegen verwahrt, daß man ihn, den von der Natur mit „phänomenaler Kraft" begabten außerordentlichen Menschen, in die Reihe der Schnellkünstler und Magier stelle. Waren nun aber die Experimente, wie sie Cumberland wirklich ausführte, etwa andre als die der Taschenspieler? Nicht im entferntesten! Die Vorführung der „entkörperten Geister" blieb hinter den gleichartigen Leistungen mancher Zauberkünstler weit zurück. Der Taschenspieler, welcher dem Publikum spiritistische Erscheinungen vorführt, will in erster Linie nur unterhalten und muß daher unter einem harmloseren Gesichtspunkte beurteilt werden. Cumberland will dagegen als Vorkämpfer des Antispiritismus von einem ernsteren Standpunkte, dem Zwecke der Volksaufklärung aus gewürdigt sein. Und doch führt er behufs „Enthüllung der neuesten Phänomene auf spiritistischem Gebiete" dem Publikum derartige Erscheinungen in einer Weise vor, wie es jedes Medium vorzuführen verschmähen würde und wie es mancher Taschenspieler schon besser vorzuführen vermochte.

Das Studium, welches Cumberland auf diesem Gebiete gemacht hat, kann nicht groß sein, sonst müßte er erkannt haben, daß der Betrug der bekannten Medien ein so plumper doch nicht war; denn bei den von ihm vorgeführten Metamorphosen wäre sicher kein Medium der Entlarvung entgangen.

Aber Cumberland ist in diesem Punkte, obschon er es wagte die Zauberkünstler oder Magier öffentlich anzugreifen, seinerseits nichts weiter als ein mittelmäßiger Taschenspieler, der seine Kunst nur halb erlernt hat!

Wir sehen, daß das Zeugnis, welches er sich in seiner Biographie ausstellt, „daß er nämlich vor seinem Examen nicht fleißig genug gewesen sei", auch hier wieder sowohl in seiner Eigenschaft als Forscher des Spiritismus wie als Taschenspieler in Anwendung kommt.

Etwas hat er allerdings vor manchen Taschenspielern voraus. Er vermag nämlich gewisse Klopflaute wie die sogenannten Medien mit Hilfe seiner Zehe hervorzubringen, und diese Klopflaute sind so stark, daß man sie durch größere Säle hören kann. Indessen steht auch in dieser Fertigkeit Cumberland keineswegs vereinzelt da; es sind schon mehrere Personen bekannt geworden, die dasselbe Experiment machen.

Sein Hauptverdienst indessen setzt er in die Entdeckung, welche er persönlich gemacht haben will, daß man nämlich im Dunkeln außer stande sei, die Richtung anzugeben, woher ein von ihm hervorgerufenes Geräusch ertöne. Durch überzeugende Experimente lieferte er den Beweis und entlarvte hierdurch das „Geisterklopfen" genügend.

Aber auch in betreff jener Entdeckung steht sein Verdienst wenigstens nicht einzig da; denn sie ist schon vor Jahren in Amerika gemacht worden und bekannt gewesen, was aus den Enthüllungen des ehemaligen amerikanischen Mediums Truesdell in seinem verdienstvollen Werke über die Grundwahrheiten des Spiritismus hervorgeht.

Im ganzen hat Cumberland seine von ihm selbst in Anspruch genommene Mission, nämlich dem Volke die richtige Aufklärung über den modernen Geister- und Wunderschwindel zu bringen, nur halb und keineswegs gewissenhaft erfüllt, da er in bezug auf die eignen Kunststücke seine Zuschauer mehr am Narrenseile herumführte, anstatt sie gründlich aufzuklären.

Einige Tage nach Cumberlands Auftreten in Hamburg folgte der dortige Schnellkünstler Jacoby einer Einladung nach Rostock und führte daselbst in einer antispiritistischen Soiree dieselben Experimente im Gedankenlesen wie Cumberland und noch andre vor, über welche er zum Schluß den zahlreichen Zuschauern die natürlichen Erklärungen gab. Nun war Cumberlands Auftreten in jener Stadt bereits angekündigt worden, und die Herren der Prüfungskommission in der

Soiree Jacoby beschlossen, in gleicher Eigenschaft gegenüber Cumberland zu handeln, um zugleich zu ermitteln, ob letzterer hinsichtlich seiner Experimente ebenso vorgehen werde, wie Jacoby die seinigen erklärt hatte.

Infolgedessen achteten die Mitglieder der Kommission während des Vortrages von Cumberland genau auf sein Verhalten, und nur zu bald nahmen sie wahr, daß er dieselben Taschenspielerkniffe in Anwendung brachte, wie Jacoby sie einige Tage vorher öffentlich erklärt hatte. Da nahm einer der Herren im entscheidenden Augenblicke zu der Bemerkung Anlaß: „Diesen Kunstgriff hat uns Herr Jacoby bereits erklärt, doch glaubten wir nicht, daß Sie sich eines so einfachen Taschenspielerkniffes bedienen würden.“ In der That hielt dieser Zwischenfall Cumberland von der weiteren Ausführung des Experimentes zurück. Es entstand eine gewisse Aufregung unter den Zuschauern, welche sich steigerte, als Cumberland, die Anwesenheit von Jacoby vermutend, das Verlangen aussprach, daß in dem Falle eine Person, die ihm nicht sympathisch sei, anwesend wäre, dieselbe den Saal verlassen möge, weil er sonst seinerseits sich verabschieden müsse.

Hierauf machte man ihm begreiflich, daß er, falls er für sein hohes Entree weiter keine Verpflichtungen gegen die Anwesenden zu haben glaube, seinen Gefühlen keinen Zwang anthun möge. Die Soiree wurde in der That aufgehoben, und Cumberland verließ unter wenig schmeichelhaften Bemerkungen, wodurch die Dupierten ihrem Ärger Luft machten, den Saal. Er reiste noch an demselben Abend unter Mitnahme eines Reingewinnes von elfhundert Mark aus Rostock nach Hamburg zurück. Am andern Tage aber brachten die Tagesblätter einen Artikel über die Entlarvung „Cumberlands durch Jacoby“.

Der Geschwindkünstler Jacoby führt seitdem dieselben Experimente wie Cumberland vor; er erklärt aber redlich den Zuschauern, auf welche Weise er alle Stücke ausführt, und erntet mit seiner Offenherzigkeit besseren Dank als der Brite, welcher sich über seine Mache gründlich ausschweigt.

Wir schließen hier unsre Andeutungen über die neuesten Proben falscher Wunderkraft und kommen nun zur Sache selbst, d. h. zur

eingehenden Behandlung der verschiedenen neueren Afterwunder. Als Übergang diene die allgemeine Bemerkung, daß bei allen Scheinwundern, als welche wir die sogenannten modernen Wunder zu erachten haben, der Grund des Geheimnisvollen, was gewisse Vorgänge eben wunderbar erscheinen läßt, zunächst in einer absichtlichen Täuschung des Darstellers liegt, die den klaren geistigen Einblick des Wahrnehmers in den ursächlichen Zusammenhang, oft mit Hilfe allerlei äußerlichen Flitterwerkes, irreführt. Anderseits ist aber der Grund nicht minder auf die Unvollkommenheit der menschlichen Sinne zurückzuführen, welche in ihrer zuverlässigen Wahrnehmung durch die vorgeführten Objekte gehindert, also getäuscht werden. Da nun die Sinne des Menschen unbestritten zunächst die Kanäle sind, durch welche alle Eindrücke auf die Seele vermittelt werden, so wollen wir unsre Behandlung der modernen Wunder mit einigen Andeutungen über die sogenannten Sinnestäuschungen beginnen.

Die Sinnestäuschungen.

Gleichwie alle menschlichen Kräfte, so haben auch die menschlichen Sinnesorgane bestimmte Grenzen. Ihre Leistungen sind außerdem bei den einzelnen Menschen durchaus verschieden. Dauernde Übung und Angewöhnung, wie sie gewisse Berufsarbeiten hinsichtlich einzelner Sinne mit sich bringen, tragen nur zur Steigerung jener Verschiedenheit bei. Aber auch unter den Genossen derselben Thätigkeit zeigen gleichmäßig geübte Sinne oft abweichende Leistungen. Es ist bekannt, daß scharfe Beobachter, z. B. Astronomen, die den Gang einer Sonnenfinsternis gleichzeitig an gleichem Orte verfolgen, dennoch in ihren Wahrnehmungen um meßbare Zeiteinheiten voneinander abweichen. Zur Ausgleichung solcher Unterschiede hat die Wissenschaft der Sternkunde sogar ein bestimmtes Verfahren, unter dem Namen der persönlichen Gleichung, eingeführt.

Wie viel begreiflicher ist daher bei Thätigkeiten, die eine geringere Beobachtungskunst erfordern, eine Verschiedenheit in der Auffassung und auch eine Ungleichmäßigkeit in den Beobachtungen desselben Menschen. Unsre Sinne sind ebensowenig vollkommen wie die menschlichen Gaben und Eigenschaften überhaupt. Sie sind daher auch leicht einer Täuschung unterworfen, insbesondere wenn ihre Leistungskraft unter sonst ungewohnten Verhältnissen in Anspruch genommen wird.

Von allen Sinnen ist das Sehvermögen derjenige, welcher am meisten beschäftigt wird und während des wachen Zustandes fast ohne Unterbrechung, sei es bewußt, sei es unbewußt, arbeitet. Es ist des-

halb nicht zu verwundern, wenn er auf die übrigen Sinne einen gewissen Einfluß erlangt hat, welcher z. B. dadurch sich äußert, daß wir bei geschlossenen Augen oder auch im Dunkeln gewisse andre Sinneseindrücke weniger bestimmt und scharf als bei offenen Augen aufnehmen.

Der bekannte Gedankenleser Cumberland hat, wie schon in der Einleitung angedeutet werden konnte, auf die leicht mögliche Täuschung des Gehöres hingewiesen. Er zeigte, daß man bei verbundenen Augen nicht im stande sei, genau anzugeben, von welcher Stelle aus ein Geräusch, das von ihm erregt worden, ertöne. So nahm er in Gegenwart einer Person, welche sich mit einer Binde vor den Augen setzen mußte, zwei größere Silbermünzen, legte zwischen sie den Zeigefinger der rechten Hand und schnellte dann beide Stücke durch plötzliches Herausziehen des Fingers aneinander. Fast jedesmal hat die Person, deren Augen verbunden waren, eine falsche Richtung, aus welcher der Klang zu ihr dringen sollte, angegeben. Selbstverständlich darf hierbei der Experimenteur nicht durch einen geistigen Eindruck mit seiner Stimme, also nicht durch Fragen verraten, auf welcher Seite er steht; auch wird bei diesem Experiment ein Teppich auf den Fußboden gelegt, welcher die Schritte des Experimenteurs angemessen dämpft.

Desgleichen empfiehlt es sich, um die Täuschung zu vervollständigen, daß der Ausführende statt aller späteren Bemerkungen von vornherein ein für alle Mal ersucht, die Person möge nach jedem Geräusche einfach mit der Hand die Richtung andeuten, aus welcher sie den Klang zu vernehmen glaubt.

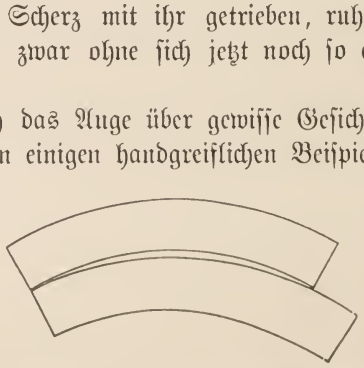
Stellt sich der Experimenteur hinter die Person, und ruft den Schall über deren Kopf hervor, so wird sie bald rechts, bald links zur Seite zeigen. Bei Erregung des Geräusches nur eine Handbreit vor ihrem Gesichte zeigt sie gewöhnlich vor sich zur Erde, und wenn man den Ton in der Nähe der Kniee anschlägt, so deutet die Person in der Regel nach entgegengesetzter Richtung. Die Täuschung ist eine vollkommene, und sie wird von den Medien vielfach benutzt, um die dienstbaren Geister durch Klopflaute einzuführen.

Als Beispiel für die Täuschung des Gesichtssinnes diene die bekannte Erfahrung, daß man in einem stillstehenden Eisenbahnzuge,

wenn auf dem Nachbargleise ein andrer Zug vorüberfährt, häufig den Eindruck hat, als fahre der eigne Zug und der andre stehe still. Umgekehrt ist die Täuschung im Hinblick auf die Bewegung der Erde um die Sonne; letztere scheint sich zu bewegen, da wir auf der weiten Erde festgebannt deren Vorrücken nicht mehr wahrnehmen.

Beim unbefangenen Anschauen eines fließenden Wassers haben viele die Empfindung, als ob sie selbst und ihre nächste Umgebung, z. B. die Brücke, auf der sie stehen, sich entgegen der Richtung des Wasserlaufes bewegen. Hier wirkt der Reiz des Gesichtssinnes mit auf das allgemeine Gefühlsvermögen. Noch merklicher tritt diese Wirkung ein, wenn man, rückwärts im Eisenbahnzuge sitzend, die Augen schließt und nun vorwärts zu fahren meint; man hat das Gefühl, als bewege sich der Zug in der Richtung, wohin man das Gesicht gewendet hat. Wird hierbei das Gefühl getäuscht, so hört dasselbe unter gewissen Umständen gänzlich auf. Stellt man z. B. beim Baden einen Menschen unter die Douche, so empfindet er lebhaft die Kälte und gibt es durch Ausrufe zu erkennen. Tritt man nun heran, um ihn zu erschrecken, indem man z. B. vorgibt, daß der ganze Anzug des Badenden im Bassin herumschwimme, so bleibt die Person ruhig unter der Douche, ohne deren Einwirkung zu spüren. Man kann sogar wahrnehmen, daß die betreffende Person, nachdem sie erkannt hat, daß nur ein Scherz mit ihr getrieben, ruhig wieder unter die Douche geht, und zwar ohne sich jetzt noch so empfindlich für dieselbe zu zeigen.

Wie sehr sich das Auge über gewisse Gesichtseindrücke täuschen läßt, möge noch an einigen handgreiflichen Beispielen gezeigt werden.



Von den beiden hier abgebildeten Kreisbögen oder Ringstücken erscheint auf den ersten Blick der untere merklich länger als der obere. Beide haben indes völlig gleiche Ausdehnung, wovon man sich leicht überzeugen kann. Man braucht nur jeden Bogen auf ein besonderes

Stück Papier abzutragen und diese Stücke auszuschneiden. Legt man dann den einen Ausschnitt auf den andern, so decken beide einander. Dasselbe ergibt sich auf umgekehrtem Wege, wenn man aus einem Doppelblatt durch denselben Schnitt zwei sich genau deckende Ringstücke schneidet, welche man darauf in die oben bildlich dargestellte Lage bringt.

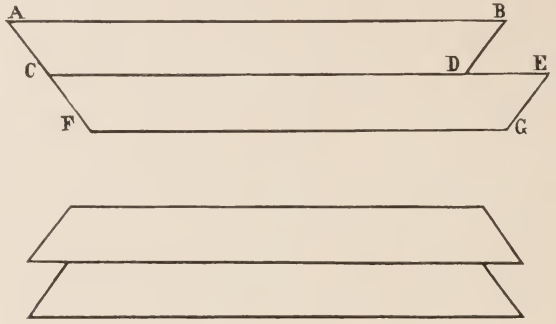
Jedes der beiden gleichen Ringstücke hat oben eine längere und unten eine kürzere Grenzlinie. Es wird aber das zweite Stück so unter das erste gelegt, daß seine obere *längere* Grenzlinie von *demselben* Punkte links zu laufen anfängt, mit welchem die untere *kleinere* Grenzlinie des ersten Stückes beginnt. Daher muß nach rechts zu das ganze zweite Stück sich weiter als das erste erstrecken. Das Auge erfaßt indes nicht die einzelnen Grenzlinien getrennt voneinander, sondern die ganzen Flächenstücke, und es erwartet nun das gleichmäßige Auslaufen, indem der Blick, von dem Eindruck des rechts vorspringenden unteren Endstückes angezogen, den nicht gleichmäßigen Anfang außer acht läßt. Diese Flüchtigkeit des geistigen Sehvermögens wirkt auf den sinnlichen Eindruck zurück und verleitet das Auge zu einer unrichtigen Auffassung, erzeugt also eine Sinnestäuschung.

Praktischer ausgedrückt kann man sagen: Die gleich großen Ringstücke haben als ganze Flächen links einen verschiedenartigen Anfang, weshalb sie auch rechts abweichend auslaufen müssen; bei der unbewußten Abschätzung ihrer Länge durch den inneren geistigen Blick zieht dieser wohl den dem sinnlichen Auge *auffälligeren* Vorsprung rechts in Betracht, nicht aber die minder bemerkbare Abweichung in der Lage zur Linken.

Legt man ferner die Ringstücke so aneinander, daß die Endpunkte der beiden kürzeren Grenzlinien links und rechts zusammenfallen, dann schwindet sofort die unterschiedliche Auffassung zwischen geistigem Blick und sinnlichem Auge; man erkennt unmittelbar die volle Gleichheit. Auch schleift sich der Unterschied zwischen geistiger und sinnlicher Schaukraft in dem Falle ab, wenn man zwei geradlinige Flächenstücke (ABCD und CEFG, S. 46) aneinander fügt, weil das menschliche Auge gewöhnt ist, gerade Linien genauer als krumme zu verfolgen und deren Ausdehnung sicherer abzuschätzen.

Man empfindet hier sehr bald den Grund der Sinnestäuschung, daß nämlich beide Stücke in ihrer Lage nicht so gleichmäßig, wie es in der weiter folgenden Zeichnung geschieht, zu laufen beginnen.

Alles in allem genommen ist unser einfaches Beispiel insofern überaus lehrreich, als wir aus ihm den tiefliegenden Zusammenhang zwischen äußerem und innerem Sinnesvermögen begreifen und es



richtiger würdigen, daß die äußeren Sinne durch Flüchtigkeitsfehler und vorgefaßte irrige Annahmen der inneren Organe in ihrer nüchternen, gesunden Auffassung getrübt werden.

In dieser, viel häufiger als man glaubt, vorkommenden Erscheinung liegt ein wesentlicher Grund für die so leicht mögliche Täuschung des Menschen und für die weitverbreitete Leichtgläubigkeit,

welche vielen auf Sinnesblendung berechneten Vorführungen und scheinbaren Wundern seitens der urteilslosen und an scharfe Beobachtung nicht gewöhnten Menge entgegen gebracht wird.

Zum Zwecke einer Vexierfrage scheint es, was hier beiläufig erwähnt sein mag, noch wirksamer, wenn man das zweite Ringstück ein

wenig kürzer darstellt, aber so, daß es unter das erste gelegt noch immer nach rechts zu auffällig hinausragt.

Man kann dann mit noch größerem Erfolge fragen, welches Stück größer sei, und nachher durch Deckung beider Flächenstücke erweisen, daß das obere noch etwas länger ist als das untere.

Werden mehrere gleichlaufende (parallele) Linien durch viele andre schräg geschnitten, so scheint es dem sinnlichen Auge, als ob je zwei jener Linien von ihrer parallelen Richtung sich nach derjenigen Seite entfernten, auf welcher die sie kreuzenden (hier kleineren) geraden Linien gegeneinander laufen.

Über den Grund dieser, von Professor Zöllner zuerst, im Jahre 1860, an einem Tapetenmuster wahrgenommenen Gesichtstäuschung sind mannigfache Erklärungen versucht worden. Vermutlich werden wir zu der falschen Schätzung hier durch die kleinen Schräglinien insofern veranlaßt, als sie infolge ihrer dichtgedrängten Menge das sinnliche Auge beunruhigen und den Gesamtblick auf die langen Parallelen in seiner einheitlichen Auffassung störend unterbrechen. Hält man aber die Blattfläche der Zeichnung dicht an seine Brust, so daß man die langen Parallelen gerade von oben nach unten verfolgen kann, dann tritt auch der täuschende Einfluß der kleinen Schnittlinien zurück und die Gleichläufigkeit der langen und stärkeren Geraden hervor.

Die wahre Ursache der Ausfüllung des sogenannten blinden Fleckes bei gewöhnlichen Gesichtseindrücken finden wir teils in der Unaufmerksamkeit beim indirekten Sehen, teils auch in dem Umstande, daß wir von zarten Jugend an das richtige Sehen durch unbewußte Induktionsschlüsse erlernen und unausgesetzt einüben, mithin hier das im Gesichtsfelde Fehlende in unsrer Vorstellung ergänzen.

Es gibt wenige Menschen, die darauf achten, daß, wenn sie nur mit einem Auge sehen, irgend ein Gegenstand vorhanden ist, für den sie vollkommen blind sind. Das Bild des nicht sichtbaren Gegenstandes fällt nämlich auf die Basis der Sehnerven, und zwar an der Stelle, wo dieser Nerv ins Auge tritt und sich dort ausbreitet, um die Netzhaut zu bilden. Sobald aber dieser Gegenstand ein intensives Licht ausstrahlt, läßt er ein schwaches nebelhaftes Licht zurück, ohne ein deutliches Bild des betreffenden Gegenstandes zu geben, von dem das Licht ausgeht.

Zum Glücke reicht die Unterstützung des andern Auges dazu aus, diese Unvollkommenheit zu heben, und wird der Fehler jedes einzelnen Auges durch das andre wieder aufgehoben.

Eine andre, in ihren Folgen fast wichtigere Illusion unsres Auges, welche ein jeder hervorbringen und beobachten kann, besteht in nachfolgendem:

Ist das Auge beständig mit der Unterhaltung und Anschauung eines bestimmten Gegenstandes beschäftigt oder nimmt es eine feste Richtung ein, während der Geist durch einen andern wichtigen Gegenstand in Anspruch genommen, zerstreut ist, so verliert die betreffende Person das Gesicht und wird trotz der geöffneten Augen für die übrigen ihn umgebenden Gegenstände blind, welche dieselbe indirekt sieht oder auf welche sie die Augen nicht geheftet hat.

Später erscheint der verschwundene Gegenstand wieder, ohne daß die Person ihre Stellung verändert, und zu gleicher Zeit verschwinden die übrigen Gegenstände wieder ohne sichtbaren Grund vor ihren Augen.

Als sehr merkwürdig sind auch diejenigen Wirkungen anzusehen, welche auf das Auge hervorgebracht werden, wenn es Gegenstände erblickt, die es des geringen Lichtes wegen bei ihrem Erscheinen nur mit Mühe aufzufassen vermag.

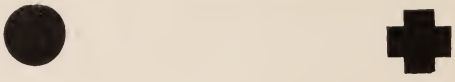
In der Finsternis ist eine Illusion vollständig, wenn ein unbestimmtes Licht die ungewissen Umrisse der Gegenstände kaum berührt, und ist dieses häufig eine Quelle der Unruhe für furchtsame und leichtgläubige Menschen.

Eine weitere Quelle der Augentäuschungen liegt in der Eigentümlichkeit unsres Auges, durch einen Druck zu phosphoreszieren. Drückt man den Augapfel vorsichtig derart, als wolle man ihn aus der Augenhöhle herauspressen, und legt die Finger zu diesem Zweck zwischen die Nase und den Augenwinkel, so erscheint ein leuchtender Kreis in der Gestalt einer Pfauenfeder, welche nicht selten eine ebenso hübsche Färbung wie diese annimmt. Es ist ja bekannt, daß bei gewissen Krankheiten wie z. B. bei Magenbeschwerden mit Kopfschmerz diese Phosphoreszenz einen höchst beunruhigenden Charakter annimmt. In diesem Falle bilden sich oft ineinander fließende Gestalten von den verschiedensten Formen und Farben, welche sich sämtlich um einen wirren Mittelpunkt drehen, und es ist leicht begreiflich, welche phantastische Erscheinungen an Stelle dieser unbestimmten Schatten zu treten scheinen, wenn der Geist seine ganze Energie bewahrt und das Bewußtsein der Illusion hat, unter der er leidet.

Daß die Abirrungen ihren Grund im Auge haben, ist durch die Erscheinung erwiesen, welche man Farbenbilder der Augen oder zufällige Bilder nennt. Es ist beobachtet worden, daß sich jede wirkliche Farbe, welche man wenige Augenblicke hindurch ununterbrochen betrachtete, in eine andre, gänzlich verschiedene zu verwandeln scheint, und daß sämtliche Farben diese Eigentümlichkeit in verschiedenem Maße besitzen. Falls das vorherrschende Licht ein weißes und ein sehr starkes ist, dann nehmen diese Bilder sogar mehrere aufeinander folgende verschiedene Farben an. Sieht man z. B. einige Sekunden lang in die Sonne oder betrachtet das Licht derselben in einem Spiegel oder im Wasser, um hierdurch ihren Glanz zu mildern, so sieht man sowohl bei offenen als wie bei geschlossenen Augen die Sonnenbilder in den verschiedensten Farben noch mehrere Sekunden lang, nachdem man den Blick von der Sonne abgewendet hat, und es treten dieselben bei einem wiederholten leichten Druck auf den Augapfel stets wieder von neuem hervor.

Wer hat nicht als Kind Gelegenheit gehabt, beim kreisförmigen Umherschwingen eines brennenden Stockes einen wirklichen leuchtenden Kreis zu beobachten, der sich in derselben Richtung, in welcher der Stock geschwungen wurde, rundherum bewegte? Dieses Phänomen hat seinen Grund in der Eigentümlichkeit der Netzhaut, das Bild, von welchem sie affiziert wird, für einige Augenblicke festzuhalten.

Zu dem sogenannten blinden Fleck des Auges zurückkehrend, wollen wir noch bemerken, daß, wie wohl der Mehrzahl der Leser bekannt sein wird, jeder Mensch einen vollständigen blinden Fleck in seinem Auge hat. Derselbe befindet sich an der Stelle, wo der Sehnerv an der Netzhaut befestigt ist, und sein Vorhandensein kann sehr leicht durch nachfolgendes einfaches Experiment nachgewiesen werden.



Man hält die vorstehende Zeichnung etwa einen Fuß vom Gesicht entfernt, so daß der runde Fleck dem linken, das Kreuz dem rechten Auge gegenüber liegt. Nun schließt man das linke Auge und richtet den Blick des rechten beständig auf den runden Fleck. Bringt man die Zeichnung langsam dem Gesicht näher, so wird man einen Punkt erreichen, wo das Kreuz gänzlich verschwindet. Nähert man die Zeichnung dem Gesicht noch mehr, so wird es wieder erscheinen; denn nur in dem Augenblick, wo das Bild des Kreuzes auf den blinden Fleck fällt, ist dieses unsichtbar.

Wir bemerken diese Eigentümlichkeit beim gewöhnlichen Sehen nicht, weil die Lichtstrahlen, die von einem Gegenstande ausgehen, unmöglich zu gleicher Zeit auf beide Flecke fallen können.

Müßte der Sehnerv genau in dem Mittelpunkt der Netzhaut eintreten, so würde sich stets ein kleiner leerer Fleck im Mittelpunkt unsres Gesichtsfeldes befinden; allein infolge einer wunderbaren Anordnung ist der blinde Fleck ein klein wenig vom genauen Mittelpunkt entfernt, so daß dasjenige, was ein Auge nicht sehen kann, von dem andern gesehen wird.

Wenn bei uns die Ausfüllung des blinden Fleckes die Halluzinationen und phantastischen Gesichtserscheinungen bewirken kann, welchen das äußere Objekt fehlt, so kann anderseits die physische Ver-

tiefung oder Zerstreuung unser Beobachten so von der Umgebung abziehen, daß wir trotz unsrer offenen Augen nicht sehen. Es ist auch möglich, z. B. bei der Täuschung durch das „Changieren" der Taschenspieler, daß wir bei allem absichtlichen Aufmerken die schnelle Bewegung geworfener Körper nicht wahrnehmen; der Lichteindruck ist hierbei auf unsrer Netzhaut von so kurzer Dauer, daß sich irgendwelche Lichtempfindung nicht zu entwickeln vermag.

Je länger ein Lichtdruck auf die Netzhaut wirkt, desto deutlicher ist das Sehen und desto länger hält sich auch ein aufgenommenes Bild auf der Netzhaut, die gleich einem photographischen Apparate das empfangene Bild wiedergibt, sobald man beide Augen schließt. Betrachtet man etwa eine halbe Minute lang scharf den hier abgebildeten Stern und richtet dabei den Blick ohne Unterbrechung auf den Mittelpunkt, so wird man das Sternbild in beträchtlicher Vergröße-

rung schauen, wenn man plötzlich den Blick auf eine helle Fläche z. B. an die Zimmerdecke oder nach dem klaren Himmel draußen lenkt und dort ganz ruhig einen Punkt fixiert. Noch deutlicher aber tritt das Sternbild hervor, wenn man hierbei das Lampenlicht auslöscht, so daß das Zimmer dunkel ist.

Das Gesetz, welches dieser Täuschung zu Grunde liegt, wurde früher häufig von den Spiritisten angewendet, zur Zeit als der sogenannte Geisterschrank noch auf ihrer Tagesordnung stand. Das Medium ließ sich beide Hände auf dem Rücken binden und setzte sich auf einen Stuhl innerhalb des vorher gründlich untersuchten Schrankes, dessen Thür ein Loch von circa 20 cm Durchmesser hatte. Nun nahm eine Person direkt vor dieser festverschlossenen Thür Platz und hatte ihren Blick unausgesetzt auf das gegenüberliegende Zimmerfenster zu richten, vor dem das Medium in eigner Gestalt vorbeizuschweben vorgab. Alle andern Personen mußten während des Experimentes das Zimmer verlassen, um nicht zu stören; denn nach Meinung des Mediums hatte die vor der Schrankthür sitzende Person Gelegenheit genug zu beachten, daß das Medium sich innerhalb des verschlossenen Schrankes unthätig verhielt und einen Betrug nicht auszuführen vermochte.

Nach einiger Zeit des Harrens, wenn das Medium die beobachtende Person ermüdet genug glaubte, nahm dasselbe eine aus Pappe geschnittene Figur und führte sie durch das Loch der Schrankthür ganz nahe vor dem Gesicht der außensitzenden Person vorüber, um sie dann wieder zu sich zu nehmen und einzustecken. Hiernach wurde durch Klopflaute der getäuschten Person von seiten der „Geister" angezeigt, daß das Medium wieder an seinem Platze angelangt sei.

Das Medium wurde nun in Gegenwart aller herbeigeeilten Personen aus dem Verzückungszustande erweckt und entfesselt, und die Person vor dem Schrank bestätigte, daß sie wirklich eine Gestalt am hellen lichten Tage habe außen vor dem Fenster der dritten Etage, in der dieses Experiment ausgeführt wurde, langsam vorbeischweben sehen.

Solche und ähnliche Täuschungen müssen dazu beitragen, den Aberglauben in betreff des Geisterschwindels weit zu verbreiten.

Wie leicht der Geschmackssinn zu täuschen ist, mag nachfolgendes

Experiment beweisen, welches zum Zwecke des Versuches sehr leicht ausgeführt ist.

Man läßt eine Person inmitten eines Zimmers auf einem Stuhl Platz nehmen und gibt derselben zwei gleiche Weingläser zum Halten, von denen man vor den Augen dieser Person das eine mit Rotwein und das andre mit Weißwein anfüllt. Hierauf läßt man die beiden gefüllten Gläser von der Person selbst auf einen nebenstehenden Tisch stellen, läßt diese wieder Platz nehmen und verbindet ihr die Augen.

Einer der Anwesenden überreicht der betreffenden Person nun die beiden mit Wein gefüllten Gläser, ersucht diese, davon zu trinken und anzugeben, in welchem Glase sich der Rotwein respektive der Weißwein befindet.

Wenn die Person es nicht zufällig erratet, wird es ihr sehr schwer fallen, die Weinsorte auf diese Weise bestimmt zu bezeichnen; denn sobald ihr das Sehvermögen entzogen wurde, ist ihr damit auch gleichzeitig der Geschmackssinn abhanden gekommen. Selbstverständlich stellt sich letzterer sofort wieder ein, sobald der Gesichtssinn wieder in Funktion getreten ist.

Es ist beobachtet worden, daß oft selbst bedeutende Weinkenner nicht im stande waren, unter dieser Bedingung die gewünschte Weinsorte angeben zu können, und ferner hat man beobachtet, daß die betreffende Person sich in diesem Falle oft auch selbst nicht auf ihren Geruchssinn verlassen kann; wogegen jeder Mensch im stande ist, mit offenen Augen die Verschiedenheit des Geruches der beiden Weinsorten mit Hilfe des Geruchssinnes wahrzunehmen.

Eine Probe, wie leicht der allgemeine Gefühlssinn zu täuschen ist, mag folgendes Experiment zeigen. Man verbindet einer Person die Augen, läßt sie auf einem Stuhl Platz nehmen, die Kniee dicht zusammenhaltend und auf letztere ihre beiden Hände legen. Dann nimmt man dicht vor ihr Platz, setzt der Person einen leichten Ring aus Pappe auf dem Kopf und legt nun beide Hände auf die ihrigen. Jetzt hebt man die eignen Hände wieder ab und legt den Zeigefinger nebst Mittelfinger seiner rechten Hand auf die linke Hand der Person, den Gold- und Kleinfinger aber auf die rechte Hand derselben. Man hat also die linke Hand frei, die Person aber wähnt, daß sie noch

beide Hände des Experimenteurs fühle. Fragt letzterer nun, ob die Person es für möglich halte, daß er den Ring vom Kopfe nehme, ohne seine Stellung zu verändern, und ohne daß er die Hände von denen der Person entferne, so wird sie es verneinen. Der Experimenteur nimmt indessen mit seiner freien linken Hand den Ring leicht vom Kopfe ab, wirft ihn vorerst über seinen linken Arm und ersucht in demselben Augenblick die Person, seine beiden Hände zu erfassen. Diese ergreift nun die ihm entgegengehaltenen Hände des Experimenteurs, der, sobald die Person dieselben erfaßt hat, den Ring von seinen Arm auf den der Person leise und unmerklich gleiten läßt. Endlich nimmt man der Person das Tuch von den Augen, und sie wird nun erstaunt sein, den Ring, welchen sie bisher auf ihrem Haupte wähnte, an ihrem Arme zu erblicken. Auch diese Gefühlstäuschung konnte um so leichter gelingen, da die Mitwirkung des Gesichtssinnes ausgeschlossen und die Einbildung sehr rege war.

Wem wäre nicht die besondere Wirkung der Einbildungskraft bekannt, sobald dieselbe durch die Überzeugung vom Vorhandensein eines eingebildeten Übels, einer Krankheit oder eines Unglücks erregt ist?

Ein Verbrecher, welcher verurteilt war, durch Aderlaß zu sterben, wurde, nachdem ihm sein Urteil vorgelesen war, mit verbundenen Augen in ein Bett gelegt und festgeschnürt. Hierauf stach man ihn leicht in die Arme und Beine; doch so, daß kein übermäßiger Blutverlust stattfinden konnte, und stellte vorsichtig zu beiden Seiten seines Körpers zwei Gefäße mit Wasser auf, deren Inhalt langsam zur Erde lief.

Um die Täuschung, welche durch das gleichmäßige Tröpfeln des Wassers verursacht wurde, noch zu erhöhen, wischte man die Schnittstellen zeitweilig mit einem mit warmen Wasser getränkten Schwamm ab, so daß der Verbrecher hierdurch den Eindruck gewann, daß man das gerinnende Blut an diesen Stellen abwische.

Die Überzeugung, daß er auf diese Weise seinen Geist aufgeben müsse, wirkte auf den Unglücklichen so sehr ein, daß derselbe seinen Geist in Wirklichkeit aufgab; denn als man ihn nach Verlauf von kaum 15 Minuten seiner Fessel entledigte, war er bereits eine Leiche.

Ein neueres Experiment, bei welchem es darauf ankommt, daß

Gehör zu täuschen, ist von dem in letzter Zeit viel besprochenen sogenannten Mülsener Medium, Emil Schraps, vorgeführt worden. Das Medium nimmt Platz auf einem Stuhl im dunklen Nebenzimmer, welches vom Sitzungszimmer durch eine Portiere getrennt ist. Es versetzt sich in den sogenannten Verzückungszustand, worauf das Licht im Sitzungszimmer ausgelöscht wird. Nach wenigen Augenblicken hört man, wie die Schrapsschen Geister die auf der Erde stehende Spieluhr aufziehen, sie spielend im Zimmer bewegen und schließlich sich sogar mit ihr durch die Wände des verschlossenen Zimmers in ferner liegende Räume begeben, dann zurückkehren und die Mauer durchdringen, ohne ein Loch zu hinterlassen. Die Zuschauer hören ganz deutlich, wie sich die Spieluhr mehr und mehr entfernt, allmählich lauter ertönend wieder näher kommt, mitunter sogar schnell ganz verschwindet und ebenso schnell zurückkehrt. Sehr oft kommt die Spieluhr sogar durch den Vorhang in das Sitzungszimmer geflogen, fliegt auch wohl der einen oder andern Person aus der Gesellschaft nahe am Ohr vorbei, so daß man nicht selten Ausrufe der höchsten Verwunderung hört.

Dieses vorgeblich von Geistern ausgeführte Experiment ist sehr einfach zu erklären. Es läßt aber erkennen, wie die Medien immer auf neue Täuschungen sinnen, um die Gesellschaft zu betrügen. Denn die Erfahrung zeigt, daß die „Geister" sich beeilen, eine sogenannte wunderbare und übernatürliche Erscheinung, die seitens ehrlicher Zauberkünstler erkannt und dann ebenfalls vorgeführt wird, alsbald aufzugeben, um sie durch andre weniger bekannte Stücke zu ersetzen. Es scheint, als wenn die Geister fürchten ertappt zu werden und es vorziehen, mit der Vorführung bereits erkannter Experimente innezuhalten.

Wie es in Wirklichkeit mit der fliegenden Uhr bestellt ist, möge aus folgender Darlegung erhellen.

Nachdem beide Zimmer verdunkelt sind, zieht das Medium die Uhr vernehmbar auf, erfaßt sie dann mit der rechten Hand und schwingt sie im Kreise herum. Langsam führt das Medium sie nun unter den Rock, unterhalb des linken Armes, schließt diesen langsam darüber und preßt sie fest an seinen Körper. Infolgedessen wähnt das Gehör der Lauschenden nach dem schwindenden Klange, als ent-

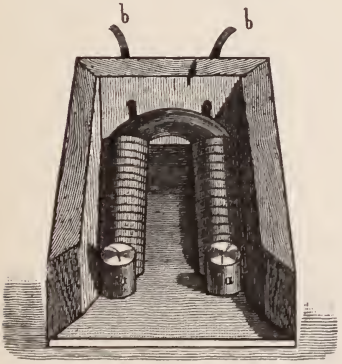
ferne sich die Uhr, bis das Medium sie unter seinem Arme durch Arretierung des Gangwerks ganz verstummen läßt. Dann wird das Werk wieder ausgelöst, die Uhr beginnt leise tönend ihr Spiel von neuem. Nun holt das Medium dieselbe langsam wieder unter dem Arm und Rock hervor. Soll die Spieluhr recht schnell verschwinden und schnell wieder erscheinen, so führt das Medium vorbeschriebenes Verfahren möglichst rasch aus. Daß in solcher Weise wirklich die Uhr behandelt wurde, konnte der aufmerksame Beobachter aus dem oft sehr merklichen Knacken des Stuhles erkennen, auf welchem das Medium saß, zumal sich dieses Geräusch um so auffälliger wiederholte, je schneller die Spieluhr verschwand oder wieder erschien.

Um das Fliegen der Spieluhr durch den Vorhang in das Sitzungszimmer zu bewirken, wurde im Saum der Portiere, nach deren Mitte zu eine dünne chinesische Haarschnur eingezogen. Oben befestigt, wird sie an ihrem unteren Ende etwa einen Meter vom Fußboden entfernt, mit einem ziemlich starken Knoten versehen. Man legt die Schnur, etwa 16 cm von oben, neben den Saum und zieht sie von hier ab mit einer Schnürnadel der Länge nach in den Saum ein. Das Medium findet Zeit genug, während es mit der linken Hand die spielende Uhr herumschwenkt, mit der rechten Hand oben am Saum die Schnur zu erfassen, diese herauszuziehen, das Ende zwischen den Deckel der Uhr zu klemmen, so daß der Knoten sich innen befindet, und seinen Platz wieder einzunehmen. Die Entfernung des Stuhles, auf welchem das Medium sitzt, wird vor Beginn der Vorstellung nach der Länge der Schnur bemessen, so daß die letztere stramm nach hinten gezogen ist, wenn das Medium die Spieluhr in seinen Händen hält. Die durch die Portiere geschleuderte Uhr schwingt sich nun von einem Zimmer in das andre, in gerader Richtung durch die in der Mitte geteilte Portiere. Das Medium kann aber jederzeit bei der Rückschwingung die Uhr leicht erfassen, die Schnur abnehmen, einfach verbergen und seine alte Stellung wieder einnehmen.

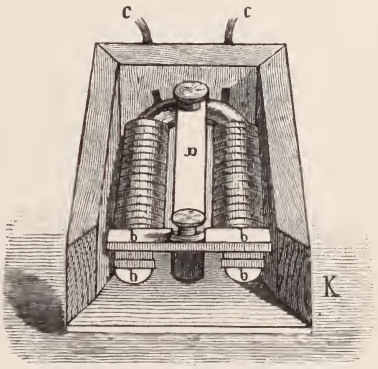
Es sind dies alles mehr oder minder simple Vorkehrungen, die jeder Dilettant sofort nachmachen kann, und die wir jetzt in vielen Privatzirkeln ohne Hilfe der Geister mit der gleichen Fertigkeit und vor allem mit demselben oder noch besserem Erfolge, den ehemals die „Geister“ für sich in Anspruch nahmen, ausführen sehen.

Dasselbe Urteil gilt von der Produktion des „Geisterklopfens", d. h. von der Citierung sogenannter „Klopfgeister", ein Experiment, welches zuerst von den Gebrüdern Fox in Amerika im Jahre 1849 eingeführt wurde. Sie haben es dann unter Begleitung von schönrednerischen Vorträgen pietistischer Richtung von Land zu Land getragen. Später ist es von dem bekannten Gedankenleser Cumberland auf seinen einfachsten natürlichen Vorgang zurückgeführt worden.

Die meisten Medien führten bisher bei völliger Dunkelheit gewöhnlich unter einem Tische, um den die Leichtgläubigen Platz nahmen, ihre Klopfereien aus nach der Art gewöhnlicher Taschenspielerkniffe. Cumberland dagegen besitzt, wie schon erwähnt wurde, die Fähigkeit,



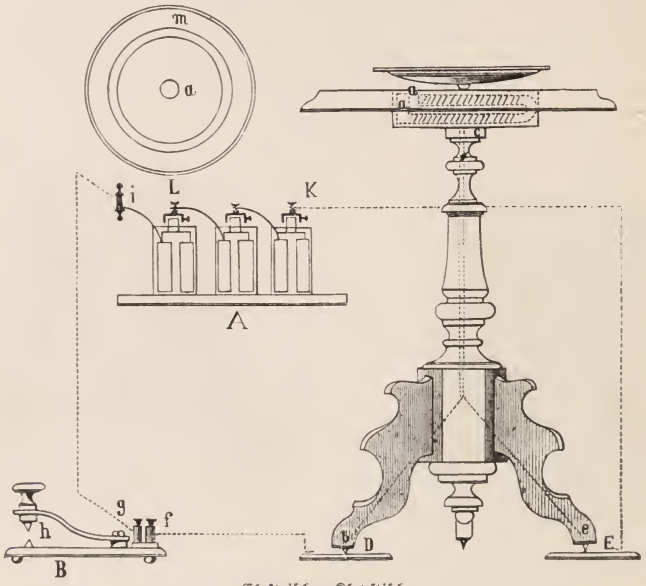
Elektromagnet für den älteren Klopftisch.



Elektromagnet für den neueren Klopftisch.

freistehend bei hellem Tage die Geister ihr Handwerk ausüben zu lassen. Er bringt nämlich die Klopflaute der Geisterwelt dadurch hervor, daß er die große Zehe des rechten Fußes, die er emporheben und zur Seite über die zweite Zehe legen kann, plötzlich herabschnellt und auf den Boden aufschlägt. Hierbei kommt Cumberland, wie von zuständiger Seite festgestellt worden ist, eine absonderliche Beschaffenheit seines Fußes zu statten. Während nämlich bei den meisten Menschen der auf dem Rücken des Fußes befindliche Zehenstreckmuskel für sämtliche Zehen gemeinsam funktioniert, läuft bei Cumberland der Muskel seiner großen Zehe gesondert aus, wodurch ihm eine eminente Kraft verliehen wird.

Das Geisterklopfen erklärt sich hiernach als ein sehr einfaches Experiment, welches bereits von nicht wenigen fleißig geübt wird. Gleichwie Cumberland durch lange Übung sich die Fertigkeit angeeignet hat, mit seiner großen Zehe Klopftöne hervorzurufen, gibt es Leute, von denen durch Bewegung der Finger und durch Anlegen des Ellbogen an einen Gegenstand, der als Resonanzboden dient, jene Töne hervorgerufen werden. Vermögen doch manche Personen



Elektrischer Klopftisch.

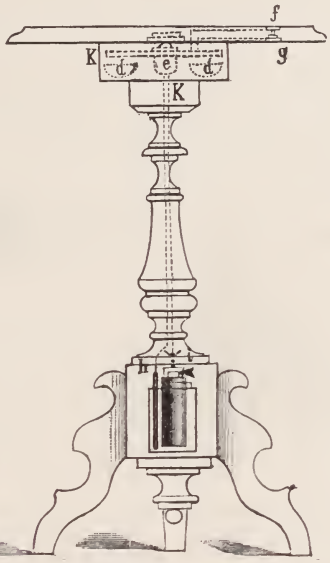
ihre Willenskraft überraschend anzuspannen und an einzelnen Stellen ihres Körpers durch besondere Bewegungen Laute hervorzurufen, während andre gleich den Pferden im stande sind, mit den Ohren zu wackeln und sie willkürlich zu bewegen.

Wo aber diese angeübte Fertigkeit mangelt, da hilft den Medien der Schwindel aus, welcher noch stärker grassierte, als die Elektrizität noch nicht so volkstümlich geworden wie jetzt.

So wurden dem Publikum früher Klopfgeister dadurch vorgeführt, daß ein Holzteller auf einem scheinbar unpräparierten Beisetz-

tisch tanzte, die Zahl der mit Würfel geworfenen Augen durch Aufklopfen angab, das Alter einer Person bestimmte, Fragen beantwortete u. dgl. m. Der Zuschauer ahnte nicht, daß hier die Elektrizität im Spiele war, mit deren Hilfe die Klopftische zweckentsprechend eingerichtet worden.

In der Tischplatte, welche vom Tischfuß abgeschraubt werden kann, ist ein Elektromagnet angebracht, dessen Polenden a, a nach oben gerichtet sind und nahe dem Furnier der Tischplatte ruhen.



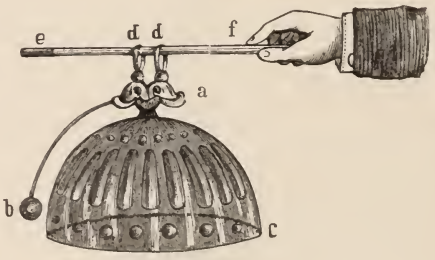
Neuer elektrischer Klopftisch.

Von den Polenden des Umwickelungsdrahtes sind zwei Leitungsdrähte durch den Tischfuß bis zu den Metallspitzen b e geführt und bei c mit zwei Kontaktfedern versehen, um beim Aufschrauben der Platte mit den Polenden der Magnetumwickelung Kontakt zu machen.

An einer oder mehreren Stellen im Salon sind unter dem Teppich zwei Kupferplatten D, E gelegt, welche durch Leitungsdrähte am Schlüssel B mittels der Klemmen g f und an der Batterie mittels der Polklemmen i k verbunden sind. Der Holzteller L besteht aus zwei Teilen, zwischen welchen ein Blechrand m eingelegt ist. In der Mitte des Tellers ist eine kleine Halbkugel a angebracht.

damit der Rand desselben gut aufklopfen kann. Sobald der Teller auf die Mitte des Tisches gesetzt und der Schlüssel B gedrückt wird, bewirkt letzterer bei h Kontakt; der elektrische Strom durchkreist nun die Leitung, macht das umwickelte hufeisenförmige Eisen magnetisch und die Polenden a a ziehen den Teller an, welcher auf jeden Druck bei h unterbrochen wird.

In neuerer Zeit kommt ein andrer Klopftisch in Anwendung, den man sogar vorher stets untersuchen lassen kann. Ein hermetisch verschlossenes Element ist von unten in der Säule des Tisches eingeschraubt. Von den Polen h i gehen Leitungsdrähte zu den Drahtenden c c des Elektromagneten (S. 57) über dessen halb flachgefeilte Polenden ein an der Feder a angebrachter Anker b b gelegt ist. Der Kontakt innerhalb der Tischplatte bei f g (S. 59) wird ge-

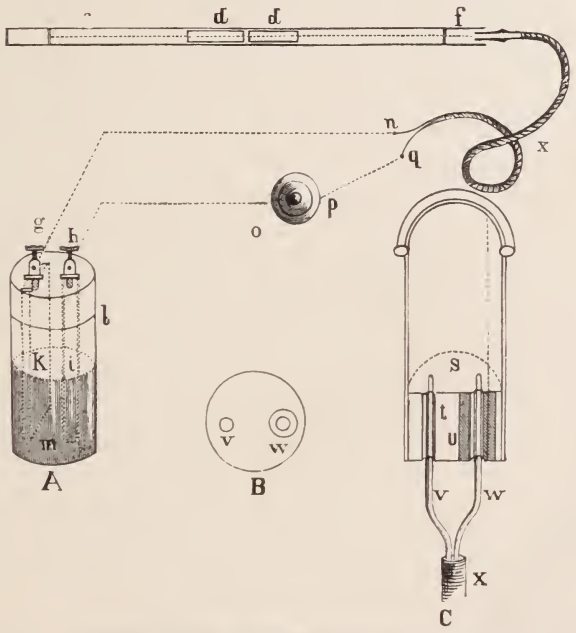


Die Zauberglocke.

schlossen, wenn man die Hände auf den Tisch legt und mit einer Hand einen Druck auf die leicht nachgebende Stelle des Furniers ausübt. Sobald nun der Strom geschlossen ist, wird der Anker durch den Magnet d d angezogen, und der am Anker befindliche Hammer e schlägt auf den Resonanzboden des Kastens k auf, welcher den Magnet umschließt.

Die in früheren Jahren von Zauberkünstlern vorgeführte Glocke beruht auf demselben Prinzip. Der Zauberstab, an welchem die Glocke aufgehängt wird, ist aus Metall gearbeitet und besteht aus zwei Teilen. Der Elektromagnet befindet sich hier in der Rosette a. Die Ringe d d hängen über den Stab an der Stelle der Isolierung, so daß der eine das Ende e, der andre das Ende f des Stabes berührt. Am Ende des Stabes sind zwei Löcher, von denen das

eine mit dem Ende e metallisch verbunden ist, während das andre Ende mit f verbunden ist. An Fig. C (S. 61, rechts unten) sehen wir, wie die Einführung der Leitung zum Ende e in dem im Ende f befindlichen Metallklotz S durch Hartgummi u isoliert ist, wogegen die andre Leitung bei t mit f Kontakt macht. Die kleine Figur B zeigt den Querschnitt des Stabendes. Die dem Stabende zugeführten Metallenden v und w sind Verlängerungen der Doppelleitungsschnur x,



Einrichtung des Zauberstabes für die Zauberglocke.

welche gut isoliert und elastisch bei n und q ihre Fortsetzung in einem einfachen Leitungsdraht finden, und mit einem Taster bei o und p, wie mit einem Taschenelement bei g und h verbunden ist. Das Element ist bei l aufzuschrauben und wird bis zur Hälfte mit Chromsäure m angefüllt, in welche nach dem Schließen des Elementes die Kohle k und der Zinkkolben i eintauchen. Sobald der Künstler nun die beiden Drahtenden v und w (Fig. C) in die Löcher v und w (Fig. B) des Stabendes eingeschoben hat, hängt er die Glocke auf

den Stab und drückt mit dem linken Ellbogen auf den in der linken Westentasche geborgenen Taster so oft, als die Glocke ertönen soll.

Es sei bei dieser Gelegenheit schließlich noch der sogenannten Geisterglocke gedacht, welche trotz ihrer geheimnisvollen Bezeichnung doch auf einer sehr einfachen Vorrichtung beruht.

Es ist eine gewöhnliche, aber mit Doppelhammer versehene Glasglocke, welche mittels einer eignen, hierzu präparierten Gummischnur an der Decke des Zimmers oder oberhalb des Thürstockes einer recht hohen offenen Thür aufgehängt wird. Nachdem das Medium gefesselt ist und die Gesellschaft sich um dasselbe herumgesetzt hat, wird das Licht ausgelöscht. Plötzlich beginnt die Glocke zu läuten, obschon alle umsitzenden Personen sich die Hände reichen und Kette bilden. Das Medium macht sich nämlich, sobald das Licht ausgelöscht worden, schnell eine Hand frei, holt eine kleine Blumenschere, welche es geschickt verbarg, hervor und stößt damit die Glocke an. Diese schwingt nun mittels der Gummischnur andauernd, und der Hammer schlägt zu beiden Seiten im Innern der Glocke in unregelmäßigen Schlägen an. Währenddessen bringt das Medium die kleine Schere wieder an ihren Versteck, fesselt die Hand wieder und erbittet nun Licht, um die Anwesenden zu überzeugen, daß es selbst die Glocke nicht zum Schwingen zu bringen vermochte.

Die Hauptsache bei der Konstruktion dieser Glocke liegt darin, daß der Hammer gleichmäßig abgewogen ist, und daß beide Kugeln desselben nicht zu weit vom Rand entfernt sind. Außerdem muß man darauf achten, daß die Glocke genau in der Mitte aufgehängt ist, und daß der Hammer sich sehr leicht in dem Scharnier bewegt, welches oben innerhalb der Glocke, an dem oberhalb derselben angeschraubten Ringe befestigt ist.

Die Schnur muß eine recht elastische, und damit sie nicht sogleich als Gummischnur erkannt werde, mit farbiger Seide überklöppelt sein.

Dem Auge wird hierdurch die merkbare Spur der angewendeten einfachen Hilfsmittel verdeckt. In der Regel soll auch durch solche Verdeckung der innere Blick des Beobachters von dem eigentlichen Kunstgriffe abgelenkt werden, dessen man sich zu dem Zwecke, eine Leistung als wunderbar erscheinen zu lassen, bedienen will. Es liegt demnach hier, wie in den meisten derartigen Fällen, nicht eine reine Sinnestäuschung allein vor, sondern auch eine wohlvorbereitete Irreführung der Beobachtungskraft. Mit andern Worten, beide Thätigkeiten des Menschen, die Wahrnehmung durch den äußeren und die Beobachtung durch den inneren Sinn, werden bei den sogenannten Scheinwundern regelmäßig, infolge einer absichtlichen Verhüllung des wahren Zusammenhanges zwischen Ursache und Wirkung, irregeleitet.

Erreicht wird dieser Zweck am sichersten mit Hilfe besonders hergerichteter Apparate, deren verborgene Zurüstung und eigentliche Zweckbestimmung sich, wie z. B. bei den vorher beschriebenen Klopftischen, der oberflächlichen Prüfung entzieht. Häufig genügen aber auch äußere Handfertigkeiten, welche dem Zuschauer nicht geläufig sind, d. h. in ihrer merkbaren Anwendung sich ebenso seinem Blicke entziehen, wie sie in ihrer Wirkung wunderbar erscheinen.

Daß auf jenen Vorrichtungen nicht minder als auf der persönlichen Geschicklichkeit unzählige Kunststücke der Taschenspieler oder Geschwindkünstler beruhen, ist allgemein bekannt. Wenn sich ihrer der Zauberkünstler bedient, um seine Besucher durch angenehme Täuschung zu unterhalten, so läßt sich gegen die Irreführung der schauenden und beobachtenden Sinne des Publikums gewiß nichts einwenden. Werden sie aber, wie es seitens der Vertreter des modernen Aberglaubens geschieht, dazu verwendet, um alles Ernstes das Dasein und Eingreifen einer unbekannten Geisterwelt glauben zu machen, so kann solcher Mißbrauch zu einem Frevel an der Geistesgesundheit des Menschengeschlechtes werden. Und wie nach allgemeiner Erfahrung die erste Abweichung von der Wahrheit häufig noch eine zweite Lüge nach sich zieht, so wurde auch der gedachte Mißbrauch, behufs Sicherung seiner Täuschungsversuche, bald zu neuen Vorspiegelungen getrieben.

Um nämlich den Glauben an die Geister, welche sich in Gegenwart eines Mediums durch Kundgebungen und sittliches Erscheinen bemerkbar machen sollen, zu kräftigen, genügte es nicht mehr, mit

optischen und akustischen Mitteln die Sinne der Zuschauer zu berücken, sondern es kam auch darauf an, das Mißtrauen wegen selbsteigner Thätigkeit der Medien mit Hilfe neuer Täuschungsmittel zu zerstreuen. Zu letzteren gehört die körperliche Isolierung der Medien, namentlich die anscheinend sichere Fesselung ihrer Glieder oder die Absperrung ihrer Personen. Es handelt sich bei diesen Sicherheitsmitteln um solche Vorkehrungen oder Kunstgriffe, die zwar eine verborgene Möglichkeit der Selbstbefreiung zulassen, aber doch über das fragliche Geheimnis den Blick und die Beobachtung der Zuschauer täuschen. Begreiflicherweise mußte schon die Anwendung derartiger Hilfsmittel an sich und ihre überraschende Vorführung eine neugierige und leichtgläubige Menge bestechen; ja sie hat sich bald zu einer fast selbständigen Art von Produktionen entwickeln können. Man suchte nämlich den anscheinend wunderbaren Erfolg, daß ein durch Fesselung oder Absperrung örtlich gebanntes Medium doch freie und fernwirkende Handlungen vornahm, als neuen Beweis übernatürlicher Vorgänge darzustellen, und es wurde die abenteuerliche Lehre einer sogenannten „Durchdringung der Stoffe“ erfunden.

Verfolgt man die Entwickelung aller dieser Hergänge mit nüchternem Sinne, so muß sie einer vernünftigen und geistig gesunden Anschauung wie ein großes Lügengewebe erscheinen. Von Entlarvung zu Entlarvung getrieben, müssen in dieses Netz die modernen Betrüger der Menschheit immer neue Ausflüchte einspinnen, selbst die Zuflucht zu rohen Mitteln nicht scheuend. Oder soll es unser natürliches Zartgefühl nicht anwidern, wenn man die gebundenen und eingesackten Medien in unmittelbare Beziehung zu den zarten Wesen einer ätherischen Geisterwelt gebracht sieht! Uber derartige Wagnisse frecher Betrüger mag uns jedoch einigermaßen die Thatsache trösten, daß gleich dem ganzen modernen Wunderschwindel auch die Bindeproduktionen und die Einsperrung der Medien in der Hauptsache erst aus Amerika, dem wuchernden Boden aller rücksichtslosen Entwickelung, zu uns herüber geführt worden sind.

Die Bindeproduktionen.

Die Aufgabe, den gefesselten Körper oder einzelne gebundene Glieder rasch und bequem aus den Banden zu lösen, und letztere nachher ohne auffällige Spuren der geschehenen Selbstbefreiung wieder anzulegen, kommt hauptsächlich auf eine geschickte Behandlung der zu schürzenden oder geschürzten Knoten hinaus. Jedes spiritistische Medium, welches in derartigen Bindeproduktionen arbeitet, pflegt die ihm anzulegende Fesselung, d. h. die Knotenschürzung der Bänder, in einer ihm geläufigen Weise nicht nur vorzunehmen, sondern unter Umständen ausdrücklich vorzuschreiben.

Bindet man ein Medium, wie der Verfasser es mit dem Mülsener Medium gethan hat, nur mit einer geringen Abweichung von der ihm bekannten Knotenbildung, so können „die Geister" in der Regel das Medium nicht aus seinen Banden bringen, oder vielmehr das Medium versteht sich nicht zu befreien, und die entsprechende Produktion oder Sitzung wird nachher einfach als eine ungünstige bezeichnet, welche den Geistern nicht konvenierte.

Die große Mehrzahl leichtgläubiger Menschen hat freilich kaum eine Ahnung davon, daß es auch für die Schürzung und Lösung von Knoten eine besondere Kunst gibt, obschon die sogenannte Knotentechnik bereits seit Jahrhunderten in der Ausübung bestimmter Gewerbe eine Rolle gespielt hat. So kannte das Zimmergewerbe seit jeher bei seinen „Rüstungen" die Anwendung verschiedener Knoten für die Benutzung der Seile oder Taue, z. B. außer dem einfachen Knoten zur offenen Schleifenbildung den kugelförmigen Knoten, an welchem das Ende des Taues mit Schnuren umwunden wird, damit die einzelnen

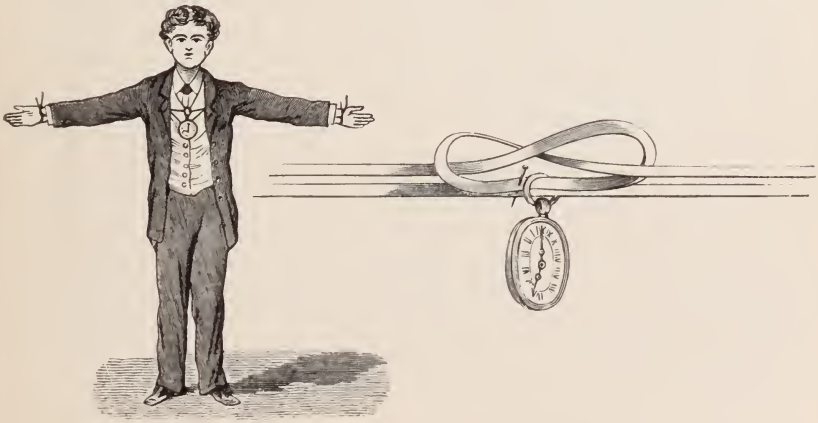
Knoten sich nicht zusammenziehen können. Dahin gehört ferner der Kreuzknoten, welcher sich leicht wieder auflösen läßt, der Leinweber- oder Netzknoten, um zwei Taue miteinander zu verbinden, und endlich der eigentliche Kugelknoten, mit welchem ein Tau an ein andres Windetau angeschlagen wird, um eine Last an dem einen Ende hoch zu halten, während das andre Ende behufs Weiterhebung derselben an der Erdwinde wieder hinuntergeschoben wird. Im ganzen kommt es bei allen diesen Seilverknüpfungen darauf an, daß die Knoten ebenso leicht, wie sie geschürzt waren, wieder gelöst oder wenigstens geschoben werden können.

In gleicher Weise beruht nun auch die von den Spiritisten namentlich früher geübte einfachste Knotenbehandlung in einer geeigneten Verschiebung derselben. Es wußten z. B. die ehemals berühmten Gebrüder Davenport ihre Fesselung stets so einzurichten, daß sie mindestens einen Knoten an einer Hand nachher umziehen und leicht verschieben konnten. Den schlauen Brüdern war es nur zu wohl bekannt, daß solche Möglichkeit von uneingeweihten Personen nicht begriffen wurde, weil letztere vielmehr nur darauf zu achten pflegen, daß die übrigen Körperteile recht fest am Stuhle gebunden bleiben, in dem Wahne, der Gefesselte müsse sich gänzlich aus seinen Banden lösen, um gewisse Experimente auszuführen. Es kommt indessen bei allen Bindeproduktionen lediglich auf die Art und Weise an, wie die Hände gebunden werden.

Die Gebrüder Davenport ließen sich nun beide Hände, welche sie an der inneren Fläche zusammengelegt hatten, hinter den beiden Handgelenken zusammenbinden und durch die Arme über die Verbindung der Hände hinweg ein Tau ziehen, dessen Ende einige Personen im Zuschauerraume hielten. Sobald sie sich in ihrem Kabinett, durch dessen Thür die Seile in zwei Löchern hindurchgesteckt waren, abgeschlossen befanden, weiteten sie die Verbindung der Hände so viel, daß sie mit dem kleinen Finger der rechten Hand an die Handwurzel kommen und das Tau oder Seil fassen konnten. Letzteres zogen sie durch die Umbindung der Hand zwischen diese hoch, legten die so gebildete Schlinge des Taues über die linke Hand und ließen die Schlinge auf der Rückseite sich zurückziehen. Hierdurch befreiten sie ihre Hand von dem Seile, welches die Zuschauer noch in dem guten

Glauben festhielten, daß die Gefesselten ihnen nicht entrinnen könnten. Die in ihrem Kabinett verborgenen Künstler nahmen jetzt nämlich die Schlinge des Taues zwischen ihre Zähne, um es stramm zu halten, und entledigten sich mit Leichtigkeit der Umbindung durch Herausziehen der einen Hand. Hiernach führten sie ihre Experimente aus und brachten dann zum Schluß die Umbindung sowie das Tau wieder in die vorherige Verfassung.

Statt der Seile werden von den Spiritisten zu ihrer Fesselung meist einfache Bänder aus beliebigem Stoffe benutzt, von deren auf Täuschung abzielender Behandlung folgendes Experiment ein einfaches Beispiel darbieten möge.



Zwei weiße leinene Bänder, je 1 cm breit und etwa $1\frac{1}{2}$ m lang, werden flach aneinander gelegt und in der Mitte flach zusammen gehalten. Man steckt hier eine Stecknadel hindurch, angeblich zu dem Zwecke, um die Mitte der Bänder zu bezeichnen, in Wirklichkeit aber, um die Enden der Bänder miteinander vertauschen zu können. Letzteres geschieht in solcher Weise, daß die zwei Enden jedes Bandes zusammenkommen, somit die Mitte der beiden Bänder nur durch die Nadel zusammengehalten wird. Niemand bemerkt diese vorgenommene Veränderung. Man nimmt jetzt einen Ring oder erbittet sich statt dessen auch eine Uhr und zieht Ring oder Uhr über beide Schnüre bis dicht an die Nadel. Hierauf läßt man ein Ende von jeder Seite einfach miteinander über den Bügel der Uhr verschürzen, wodurch sich die-

selben wieder so hinlegen, wie sie ursprünglich zusammengelegt waren. Nun zieht man zwei Enden der Schnüre durch den rechten Ärmel, die beiden andern Enden aber durch den linken Ärmel, und läßt sie dann um die Handgelenke befestigen. Die Uhr hängt somit vor der Brust über beide Schnüre und gleitet herunter, sobald die Person sich umdreht und die Nadel herauszieht. Steckt man aber letztere wieder in beide Bänder ein und dreht sich um, so können die Bänder, wie die an den Handgelenken gemachten Knoten untersucht werden, und niemand wird sich im Augenblick erklären können, wie es möglich war, die Uhr oder den Ring so leicht und rasch aus den Banden zu befreien.

Eine andre leicht ausführbare Bindeweise wird in nachbeschriebener Art gehandhabt. Man erfaßt ein schwarzes wollenes Band oder einen Leinenstreif (etwa 5 cm breit und 80 cm lang) mit der rechten Hand in der Mitte und läßt das eine Ende desselben um das Handgelenk des linken Armes herum folgendermaßen binden. Nachdem der Bindende das Ende einmal verschürzt hat, läßt man ihn fest anziehen, zieht aber selbst dabei das gehaltene Ende stark an, wodurch man den Knoten umzieht, indem sich das umgeschürzte Ende um das erstere schlingt. Nun läßt man den Bindenden zum zweitenmal verschürzen, wobei man das gehaltene Bandende wieder stramm anzieht. Hierdurch ist der Knoten völlig umzogen und läßt sich nun bequem hin und her schieben, was jedoch niemand am Knoten selbst erkennen kann, da dieser als sehr fest gebunden erscheint. Darauf hält man beide Hände auf den Rücken und läßt das andre Ende um das Gelenk des rechten Armes binden, erfaßt aber zugleich den Rockärmel, als wolle man ihn zur Seite halten, damit die andre Person bequemer binden könne. In Wirklichkeit geschieht dies aus dem Grunde, weil nämlich beim Hochziehen des Rockärmels beide Hände mehr voneinander entfernt gebunden werden, so daß Raum zum späteren Aufziehen der Schlinge bleibt. Außerdem hat man dabei Gelegenheit, das Band stramm zu ziehen, während der Bindende die Verschürzung vornimmt. Man läßt danach die Gesellschaft sich von der Festigkeit der Knoten überzeugen, indem man beide Hände auseinander und somit das Band stramm hält. Der Gebundene hat es alsdann sehr leicht, sich aus den Banden zu befreien. Zur Vorsorge hält er aber ein gleich

präpariertes Band bei sich versteckt, zur Benutzung für den Fall, daß die Knoten nicht derart gebunden werden sollten, um sie leicht verschieben zu können. Er schneidet dann einfach mit einer im Westenfutter versteckten Schere die Bande durch und zieht später die verborgen gehaltenen Schlingen über.

Diese Bindeweise fand indessen seitens der Medien neuerdings nur noch geringe Beachtung, weil sie schon zu bekannt geworden war; sie bedienten sich vielmehr seit Anfang der siebenziger Jahre einer andern Fesselungsweise, welche das Publikum noch mehr täuschte, da sie obenein die Vernähung oder Versiegelung der Knoten gestattete. Durch das ausdrückliche Betonen einer derartigen Versicherung der Knoten konnte die Aufmerksamkeit des Publikums zugleich von der eigentlichen Pointe, auf die es bei der Selbstbefreiung aus jenen Banden ankam, mit Erfolg abgelenkt werden. Die dem Publikum gezeigten Leinenstreifen wurden, zum Unterschiede von der vorigen Bindeweise, um jedes Handgelenk einzeln gebunden, und das Publikum durfte die Knoten nach Belieben schürzen, vernähen und verschließen. Die an der linken Hand dabei herunter hängenden zwei Bandenden wurden, nachdem das Medium die Hände auf den Rücken gelegt hatte, mit den beiden Streifen an der rechten Hand gleichfalls verbunden, vernäht und versiegelt. Das Medium nahm dann auf einem Stuhle Platz und wurde hier an den Armen und Beinen, an Hals und Brust mit Leinenstreifen festgebunden, deren Enden aber am Stuhl angesiegelt. So verwahrt, führte das Medium dennoch verschiedene Experimente aus, ließ mehrere Instrumente ertönen, zog eine Spieluhr auf, schrieb auf gestellte Fragen passende Antworten auf eine Schiefertafel und dergleichen mehr.

Gebundene und versiegelte Hände.

Selbstverständlich erregten derartige Leistungen ein großes und allgemeines Aufsehen. Während aber die leichtgläubige Menge das sogenannte Wunder anstaunte, bemühten sich Leute von Fach, d. h. Taschenspieler und Zauberkünstler, hinter das eigentliche zu Grunde liegende Kunststück zu kommen. Professor Roberth war der erste, der seiner Zeit in Hamburg die gleiche Produktion vorführte, und zwar mit einer Vollendung, daß selbst dortige Spiritistenführer die Behauptung aufstellten, Roberth müsse ein echtes Medium sein.

Bellini an einen Stuhl gebunden und angesiegelt.

Das ganze Geheimnis bestand aber in einer sehr einfachen Manipulation. Das sogenannte Medium hält nämlich auf dem Rücken, im Futter der Weste, eine kleine Schere verborgen und durchschneidet im Dunkeln oberhalb der Hand die eine Umwickelung des Handgelenkes, welche meist an beiden Handgelenken, mindestens aber an einem derselben, zweimal umlegt ist. Jetzt können nun beide Hände frei handeln und alle Experimente ausführen. Nach deren Beendigung nimmt dann das Medium die Bandage, welche noch an der einen Hand befestigt hängt, und legt die durchschnittenen Enden wieder um das Handgelenk der andern Hand so herum, daß der Knoten sich wie vorhin unterhalb der Hand befindet. Dann legt es die Umwickelung wieder einmal stramm herum und steckt die durchschnittenen Enden unter dieselbe.

Sobald dies geschehen, geben die „Geister" ein Zeichen, und die Zuschauer finden das im Verzückungszustande (Trance) ruhende Medium auf dem Stuhl sitzend, die Knoten und Siegel aber unverletzt.

Eine besondere Fertigkeit in solchen Bindeproduktionen besitzt Bellini (Abraham); durch große Übung hat er es dahin gebracht, die Hand durch Ineinanderlegen des Daumens und kleinen Fingers sehr schmal zusammenzudrücken und sie hierdurch aus der Schlinge herauszuwinden, welche er übrigens, falls sie zu fest zugezogen wäre, ebenfalls mit der Schere behandelt.

Bellinis Selbstbefreiung ohne Verletzung der Knoten und Schnüre.

Cumberland dagegen macht sich bei seinen Nachbildungen der spiritistischen Scheinwunder die Sache noch leichter, indem er einfach die ältere Bindeweise mit verschiebbaren Knoten anwendet; er läßt sich die Hände ziemlich weit voneinander fesseln und sich dann mit einem andern Leinenstreifen, der über die Handfesselung geschlagen wird, an eine Säule binden. Er gestattete die Untersuchung seiner Knoten, welche sich auch unwillkürlich zur Seite schoben, als man nur mit zwei Fingern unter die Umbindung griff. Daher mußte ihm die verlangte Bestätigung, daß die Knoten fest seien, der Wahrheit gemäß versagt werden. Infolgedessen ließ er sich von neuem binden und auch die Knoten vernähen und versiegeln. Trotzdem führte er einige kleinere Experimente aus; er schlug z. B. Nägel in ein zur Seite ge-

legtes Brett ein und bewies dadurch, daß er mit seinen Händen zu arbeiten vermochte. Er brauchte indessen hierbei nicht einmal die Umwickelung der Hände zu durchschneiden; denn er vermochte, da er sehr locker gebunden war, sich so viel in den Banden zu winden, daß er mit den gefesselten Händen die Experimente machen konnte.

Das sogenannte Mülsener Medium Emil Schraps, ein junger aus Mülsen im Erzgebirge stammender Webergeselle, welcher im Geleit seines Kousins, des Fabrikanten Bernhard Schraps aus Mülsen, umher reist, um spiritistische Produktionen auszuführen, pflegte sich auf nachfolgende Weise fesseln zu lassen.

Er nimmt auf einem Stuhl Platz und legt seine Hände auf die etwa einen Fuß auseinander gehaltenen Kniee. Der Führer läßt nun eine etwa 3 m lange Schnur untersuchen, legt sie doppelt zusammen und zieht sie vorerst mittels einer Schlinge um das linke Stuhlbein. Dann führt er sie doppelt bis an das Gelenk der linken Hand und macht an dieser Stelle eine Verschürzung. Er hält dabei die Schnur so auseinander, daß das Medium sein Handgelenk zwischenlegen kann, während er selbst an der andern Seite des Handgelenkes nach innen gleichfalls eine Verschürzung der Doppelschnur vornimmt. Von hier aus leitet er sie zur rechten Hand hinüber, schließt auch diese auf gleiche Weise ein und befestigt schließlich die beiden Enden am andern Stuhlbein. Somit wäre das Medium außer stande, beide Hände zusammenzubringen. Es werden ihm aber auch noch mit gleicher Schnur die Beine, Brust und Arme am Stuhle festgebunden und sämtliche Schnurenden an diesem versiegelt. Nachdem darauf das Medium einige Zeit im Dunkelkabinett gesessen, treiben die auf seinen Ruf erschienenen Geister ihren Spuk hinter der Portiere. Es ertönt Glockengerassel und Guitarrespiel, Tamburins erschallen, eine Spieluhr wird aufgezogen und im Zimmer umherbewegt; sogar phosphoreszierende Röhren und leuchtende Hände, oft zwei bis drei, zeigen sich in der Öffnung der Portiere. Bei der nachherigen Prüfung aber, die jedesmal von den „Geistern" erbeten wird, findet man das Medium stets im Trance vor, Knoten wie Siegel sind aber unverletzt.

Gelegentlich einer Sitzung dieses Mediums, welche vom Verfasser als Teilnehmer in einer besonderen Schrift „Enthüllungen über das Treiben der Spiritisten" beschrieben ist, wurde derselbe vom

Führer aufgefordert, die Bindeproduktion, allerdings nach genauer Vorschrift, vorzunehmen. Er erklärte sich bereit, konnte aber nicht umhin, der Gesellschaft sein Bedenken gegen die Sicherheit der vorgeschriebenen Knoten zu unterbreiten, worauf ihm mit dem Bemerken

Das Mülsener Medium Emil Schraps an einen Stuhl gefesselt.

„es komme hierauf gar nicht an" gestattet wurde, diese nach seiner Art zu binden.

Das Resultat dieser Sitzung war indessen, daß das „Medium" sich nicht aus den Banden befreien konnte und daß die Zuschauer auch keine Vorführung von Experimenten zu erwarten hatten. Erst

nachdem der Führer eine zweite Einschließung der Hände nach seiner eignen Art vorgenommen und die ersten Schlingen beseitigt hatte, konnten die „Geister" ihre Arbeit verrichten.

Nach Verlauf von etwa drei Wochen stellte sich das Medium wieder zur Verfügung, um den Beweis anzutreten, daß es sich jetzt auch aus den Banden zu befreien vermöge, wie ihm solche der Verfasser angelegt hatte. In drei Sitzungen hatte derselbe nebst fünfzig andern Herren Gelegenheit, sich hiervon zu überzeugen. Das Nachdenken des Verfassers über die Möglichkeit der Ausführung wurde in erhöhtem Maße durch eine gleichzeitig unter dem Titel „Die Wahrheit" erscheinende Broschüre angeregt, in welcher der Braunschweiger Spiritist F. Heckner das Mülsener Medium verherrlichte und eine Prämie für denjenigen Zauberkünstler aussetzte, der die gleichen Leistungen zu vollbringen vermöchte. Er hatte denn auch bald das Geheimnis entdeckt und erbot sich zur entsprechenden Ausführung; ebenso gelang es dem mit ihm in Verbindung getretenen Bellini, mehrmals öffentlich jene Leistungen im Konventgarten in Hamburg zu produzieren. Herr Heckner stellte sich aber nicht zur Probe in Hamburg ein, obschon der ausgesetzte Preis von tausend Mark zum Besten der Armen bestimmt war.

Das Verfahren bei der Befreiung aus den fraglichen Banden ist sehr einfach. Um die kleineren Experimente auszuführen, genügt es, wenn man vorerst die rechte Hand befreit. Zu diesem Zweck setzt man sich mit dem Stuhl etwas hintenüber, so daß die Vorderbeine desselben etwa 10 cm vom Fußboden gehoben sind. Alsdann bringt man den Hacken des rechten Fußes unter das Stuhlbein und zieht seine Stiefelette, die recht bequem sitzen muß, oder auch die vorher absichtlich angelegten Filzschuhe aus. Nun wird der Fuß möglichst gerade gestreckt und aus der Schlinge heraus, das Bein aber hochgezogen. Dann wird der Fuß vorerst auf den Sitz des Stuhles gestellt und der Körper ein wenig vorgebeugt, hierauf das Bein über die rechte Hand hinweg zur Seite am Stuhl zur Erde gesetzt. Dadurch ist auch die Handfesselung so gelockert, daß sich die Hände leicht zusammenbringen lassen. Nun löst man den Knoten an der Innenseite der rechten Hand, zieht ihn auf, erweitert die Schlinge und befreit die Hand. Hiernach kann man die Schlinge um den

Der Prestidigitateur Jacoby gefesselt.

(Vorderansicht.)

Nach einer Original-Photographie.

Fuß leicht wieder überziehen und die Stiefelette anziehen. Nach Ausführung der Experimente wird der Knoten schnell wieder in seine vorige Lage zurückgeschoben. Sobald man in sitzender Stellung nur den Oberkörper nach vorn über neigt, kann man die Hände von den Knieen nach vorn abschieben und dieselben dann so viel zusammenbringen, daß sich das Verschieben eines leichtgeschürzten Knotens bequem ausführen läßt.

Zum Schluß löst man erst die rechte Hand, dann mit Hilfe dieser die Linke und zieht die beiden gelösten Knoten einfach in genauer Entfernung voneinander wieder fest an, wie sie ursprünglich waren. Die Abstreifung der weiteren Schlingen von Beinen, Brust und Armen geht sehr leicht von statten; sollten aber die Schlingen um die Arme zu stramm gebunden sein, so zieht man einfach die Arme aus den Rockärmeln heraus und letztere dann nach.

Infolgedessen erscheint der Ausführende gänzlich entfesselt vor dem Publikum, und die Banden sowie die Siegel erscheinen unverletzt. Letztere können bei einiger Vorsicht überhaupt keine Verletzung erleiden, denn die Enden der Schnüre sind zunächst mehrmals um das Stuhlbein oder die Rücklehne gebunden, fest verknotet und dann erst versiegelt. Dieses Verfahren bietet sogar die Sicherheit, daß beim Experimentieren die Schlingen an den Stuhlbeinen nicht heruntergleiten können.

Das ganze Experiment ist bei geringer Übung sehr leicht ausführbar, sobald man nur ein wenig Gelenkigkeit und Kenntnis der Knotentechnik besitzt. Beides war bei Schraps, dem jungen Webergesellen, vorhanden. Gleichwohl brauchte er, um aus den Banden zu kommen, zehn bis fünfzehn Minuten, während Bellini sich alsbald im Lösen und Schließen der Knoten eine so große Fertigkeit aneignete, daß er in zwei bis drei Minuten sich gänzlich zu entfesseln vermochte.

Eine hervorragende Geschicklichkeit in der Knotentechnik hat der Prestidigitateur Jacoby erworben, welcher sich Füße und Kniee in jeder beliebigen Weise so fest wie nur möglich binden läßt. Die Hände, welche bei der Schrapsschen Methode, auf die Kniee gelegt, gebunden werden, wobei ein Zusammenbringen derselben nicht ausgeschlossen ist, läßt Jacoby sich derart fesseln, daß die Schnüre um seine Hand-

gelenke geknotet, und die Enden derselben auf dem Rücken so weit zusammengeknüpft werden, als man nur die Hände voneinander zu entfernen im stande ist. Außerdem läßt Jacoby sich noch kreuzweise über die Schultern, Brust und Arme verschnüren, eine Schnur um den Hals legen und sämtliche Enden an der Rücklehne des Stuhles verknoten und versiegeln. Er ist nun anscheinend außer stande, sich nach vorn zu neigen, noch weniger die Hände zusammenzubringen oder sich gar gänzlich aus den Banden zu befreien. Trotzdem vermag er eine entliehene Uhr oder einen Ring, welche beim Schnüren der Knoten zwischen diesen gebunden sind, herauszunehmen und wieder hineinzubringen, ohne Schnur, Knoten oder Siegel zu verletzen; desgleichen vermag er sich zu entfesseln, um die Geistererscheinungen vorzuführen. Was wollen gegen solche Leistungen gewandter Fachkünstler die häufig so mangelhaften und bei oberflächlicher Prüfung unternommenen Produktionen der Spiritisten besagen? Dennoch haben letztere sogar in neuester Zeit noch ihre litterarischen Klopffechter, die wenigstens mit Worten für sie einstehen, gefunden. So traten für das Mülsener Medium besonders die Spiritisten Heckner in Braunschweig und Zenker in Schöningen ein. Letzterer, ehemals ein Seemann, ist jetzt Bahnbeamter sowie Redakteur der „Schöninger Nachrichten"; er behauptet, jenes Medium wohl hundertmal gebunden zu haben, und hielt sich deshalb für berechtigt, in dieser Angelegenheit als Beurteiler aufzutreten. Leider war er jedoch zu einer sachgemäßen Prüfung nicht zu bewegen, und ohne geprüft zu haben, schrieb er in seiner Zeitung immer frisch gegen die von Antispiritisten erklärte Bindeweise des Mülsener Mediums an.

Er hatte seinem Blatte die Devise „Wahrheit, Gerechtigkeit und Gemeinwohl" vorangestellt, was den Verfasser bewog, in einem Anschreiben vom 30. April 1885 an seine Wahrheitsliebe zu appellieren; er forderte ihn zu einer gemeinsamen Untersuchung der in Frage stehenden Kunstfertigkeit heraus, zu deren einfachen Leistung mit natürlichen Mitteln sich für solchen Zweck der Schnellkünstler Jacoby erboten hatte. In weitgehendstem Maße stellte man Herrn Zenker alle Bedingungen für die fragliche Prüfung frei. „Ob Sie die Bindeweise", so hieß es in dem Briefe, „nach den Originalschlingen vornehmen, aus denen das Mülsener Medium sich seiner

Der Prestidigitateur Jacoby gefesselt.

(Hintere Ansicht.)

Nach einer Original-Photographie.

Zeit in Helmstedt und Schöningen befreite; ob Sie diese Schlingen selbst benutzen wollen oder nach der Hermannschen Photographie, oder gar den jungen Mann neben dem Mülsener Medium an dessen Seite mit ihm zugleich binden wollen, überlassen wir Ihnen. Der junge Mann wird Ihnen den Beweis liefern, daß er sich, ohne jegliche Verletzung der Knoten, Schnüre oder Siegel, in längstens drei Minuten gänzlich aus den Banden befreien kann, und daß er sich auch in eben so kurzer Zeit wieder hineinbegeben wird. Derselbe wird Ihnen gestatten, seine Beine und Handgelenke so fest zu umbinden, daß ein Ausziehen der Hände und Füße unmöglich ist" u. s. w.

Man erklärte sich ausdrücklich zur Tragung der entstehenden Kosten bereit und verlangte als Gegenleistung lediglich die Zusage, daß Herr Zenker in dem Falle, wo Jacoby die Aufgabe, sich in mindestens gleich überraschender Weise wie ein sogenanntes Medium aus den Banden zu befreien, gelöst haben würde, dieses Ergebnis den spiritistischen Leserkreisen bekannt geben möchte. Zugleich wies man auf die damals kürzlich erfolgte Entlarvung des Mediums Betty Tamke hin und ersuchte Herrn Zenker um eine wahrheitsgetreue Darstellung des bezüglichen Ergebnisses in seinem Blatte.

Mitte Mai 1885 ging von diesem Herrn eine ablehnende und zum Teil unverständliche Antwort ein, in welcher es wörtlich heißt:

„Sie als Techniker sollten doch wissen, daß jeder Laie sofort eine Bedingung stellen kann, unter welcher weder ein chemisches, physikalisches oder technisches Experiment gelingt. Darum sind die Experimente doch echt und belehrend. Glauben Sie nur, wenn alle Menschen so vernünftig über den Spiritismus dächten wie ich, so wäre der Spiritismus schon viel weiter.

Wie Sie sehen, stehe ich noch auf demselben Standpunkt; aber warten Sie nur ein paar Jahre ab, der Spiritismus geht ruhig weiter."

Gegenüber solchen Ergüssen drängt sich nur zu leicht die entmutigende Frage auf, was es schließlich nützen könne, sich mit so hartnäckigen und unklaren Verfechtern eines wüsten Irrglaubens herumzustreiten, der seine Hauptnahrung in einem niedrigen und selbstsüchtigen Bedürfnis der großen Menge nach einer sinnlich greifbaren Unsterblichkeit und nach einem fortdauernden Verkehr mit abgeschiedenen Lieben findet. Leider wird dieser Selbstsucht, welche nicht einmal den teuren Verstorbenen ihre ewige Ruhe gönnen mag, in spiritistischen Blättern durch allerhand geheimnisvoll klingende

Nachrichten und sogar pikant erfundene Anekdoten nur allzu breit gefrönt. So ging z. B. durch spiritistische Blätter die Fabel, daß Englands Königin durch ihren Kammerdiener Brown, welcher ein Medium gewesen sei, einen dauernden Verkehr mit ihrem verstorbenen Gemahl unterhalten habe und daß die Königin daher große Trauer über den Verlust ihres treuen Dieners empfunden hätte, weshalb sie ihm dankbaren Herzens ein Denkmal setzen ließ. Da nun die Königin selbst, so folgern die leichtgläubigen Anhänger des Spiritismus, mit ihrem verewigten Gemahl sich unterhalten konnte, so muß doch wohl etwas Wahres an der Sache gewesen sein!

Wenn ferner der Sprachlehrer Hermann in Hamburg öffentlich mitteilt, daß er vom Geiste eines verstorbenen Studenten durch sein Medium in einigen Wochen mehr als 200 Folioseiten Manuskript, Schilderungen aus der Geisterwelt, geschrieben erhalten habe, wenn er ferner behauptet, daß Geister ihm Bücher, Blumen und Konfekt brachten, ja einen Kranz nach Metz übermittelten und dort auf das Grab eines Freundes niederlegten — so müsse doch gewiß etwas Wahres an der Sache sein! — Auch hier bestätigt sich jenes alte Wort, daß die Menschen zum Glauben an das, was sie wünschen, nur allzu geneigt seien und selbst von einem möglichen Betruge sich nur schwer überzeugen lassen. Wie leicht aber die Täuschung der vom Spiritismus befangenen Leichtgläubigen möglich sei, mag aus folgenden wirklichen Vorgängen erhellen.

Ein Anhänger des Spiritismus, Besitzer einer Maschinenfabrik zu Braunschweig, sitzt in seinem Privatkontor, worin er eine große Anzahl Magnetnadeln an seidene Fäden unter der Decke des Zimmers aufgehängt hat. Sobald ein Mensch diesen Raum betritt, beobachtet jener die Nadeln, ob sie sich bewegen, in welchem Falle er die eingetretene Person als ein Medium erkennt. Seit langer Zeit hatte er vergeblich ein Medium ersehnt! Nun erfuhr eines Tages ein Bekannter jenes Herrn von dessen Associé, daß immer noch vergeblich auf ein Medium gewartet werde. Der Zufall wollte, daß ein neu eingetretener Arbeiter zum erstenmal das Privatkontor des Spiritisten zu betreten hatte, was der in der Fabrik anwesende Bekannte gewahrte. Dieser ersuchte den Associé, ihm einen kleinen Scherz zu gestatten, um vielleicht den Spiritisten gründlich zu heilen. Letzterer und

der Arbeiter gingen auf den Scherz ein. Man steckte dem Arbeiter in jeden Ärmel seines Arbeitskittels eine große Feile, mit welcher ausgerüstet derselbe sich in das Kontor des Spiritisten begab, um sich seines Auftrages zu entledigen. Kaum hatte er die Thürschwelle überschritten, als die Magnetnadeln zu spielen begannen und jeder seiner Bewegungen folgten. Der Spiritist war erstaunt und empfing den Arbeiter mit den Worten: „Sie sind ja ein großes Medium, Sie müssen sich mir zur Verfügung stellen!“ Der Arbeiter sagte zu, da ihm zehn Mark für eine Sitzung offeriert wurde, und man setzte einen Sonntag dafür an. Allein das Fluidum war dem Medium entwichen, und so viel auch experimentiert wurde, es stellte sich nicht wieder ein. Der versprochene Betrag wurde indessen dem angeblichen Medium ausgezahlt und dieses für eine spätere Sitzung engagiert. Der Spiritist hatte dem Redakteur der Zeitschrift seine Beobachtungen, welche er beim Eintritt des Arbeiters in sein Kontor gemacht hatte, sofort in den überschwenglichsten Worten geschildert, was in der nächsten Nummer schon dem Leserkreis unterbreitet wurde. Die Nummer der Zeitung erschien, bevor überhaupt die Probe mit dem vermeintlichen Medium vorgenommen werden konnte. Als dann nach stattgehabter Sitzung der Spiritist den wirklichen Hergang der Sache, also den mit ihm angestellten Scherz erfuhr, wollte er im ersten Augenblicke vor Ärger vergehen. Er fühlte sich betrogen, aber noch mehr, er selbst hatte alle seine Glaubensgenossen getäuscht, die seinen Artikel gelesen hatten. Seine Pflicht zu thun und den Artikel zu widerrufen, unterließ er jedoch, weil er fürchtete, bei der Gemeinde in Ungnade zu fallen.

So vereinten sich denn Irrtum und Betrug, Selbsttäuschung und Mangel an Wahrheitsmut, um durch den Kanal spiritistischer Blätter Leichtgläubige zu bethören um sie womöglich um den Trost wahren religiösen Glaubens zu bringen. Werden doch solche Organe durch ihre unvernünftigen Publikationen eine wirkliche Brutstätte des Wahnwitzes, was z. B. Todesanzeigen beweisen, wie sie gleich der folgenden nicht selten in jenen Blättern angetroffen werden:

„Allen werten Verwandten, Freunden und Bekannten die freudige Botschaft, daß heute nacht unsre geliebte Gattin und Mutter, Mrs. Mary Rich, in eine höhere Daseinsstufe geboren wurde. Dem feierlichen Vorgange wohnten

ihre drei Schutzgeister bei, und deutlich konnten wir sehen, wie dieselben ihre Seele mit dem unsterblichen Geiste in Empfang nahmen und sie in die höheren Sphären entführten.

Boston, Mr. Jean Rich, Miteigentümer und Redakteur des ‚Banner of Light'!"

In derselben Nummer findet sich folgende Notiz:

„Mit Herrn T. L. Harris hat die Materialisation einen großen Schritt vorwärts gethan. Es ist ihm nämlich eine himmlische Braut zu teil geworden, und aus dieser Verbindung sind Kinder entsprungen. So ist ein Schritt weiter gethan in der Richtung des ‚angelic-andro-gyniatik-Paares'."

Auf der einen Seite rohe Versündigung am Heiligsten, auf der andern die Rückkehr zu einem sinnlosen Aberglauben des dreizehnten Jahrhunderts, welches einen Verkehr zwischen Teufel und Nonnen für möglich hielt.

Der Glaube an übernatürliche Vorgänge mag zwar der menschlichen Natur vielfach ein Bedürfnis bleiben; zu bedauern ist es aber, daß er auch in der Litteratur, oft durch ganz unsinnige Vorspiegelungen noch heute genährt wird. Werden doch im Buchhandel noch gegenwärtig kabbalistische Werke, wie das „sechste" und „siebente" Buch Mosis, der „Teufelsbeschwörer", der „feurige Drache" u. dgl. mehr vertrieben, die ihren Eingang in die niederen Klassen der Bevölkerung finden und wissensarmen Leichtgläubigen vollends die Köpfe verdrehen! Die Leser solcher Lektüre vom Schwindel zu überzeugen, ist oft vergebene Mühe. Die Spiritisten, soweit sie zu den Betrogenen gehören, empfinden oft in der Stunde der Enttäuschung einen Schmerz, dem sie sich ganz hingeben und der sie dann nicht selten in das Irrenhaus führt. Die Betrüger unter den Spiritisten aber *wollen* nicht überzeugt sein und weichen aus, wo nachgewiesen werden soll, daß das Experimentieren der Medien auf Täuschung beruht.

So geschah es bei der Entlarvung *Bastians*, so auch bei *Eglinton*, als man ihm das Mundstück der Trompete geschwärzt hatte, wodurch man konstatierte, daß nicht der Geist, sondern er selbst darauf geblasen. Für *Betty Tamke* traten die bedeutendsten Spiritisten ein, bis man in deren Gegenwart die Betttücher unter ihrem Kostüm hervorholte; zuletzt verbürgten sie die Echtheit des Mülsener Mediums, bis auch dessen Enthüllung gründlich erfolgte. Nach jeder solchen Entlarvung hieß es dann: „Wir haben lange geahnt, daß Betrug vorliegt!"

Zunächst aber halten die Spiritisten fest an einem Medium und verlassen dasselbe nicht eher, als bis es für sie ganz verloren ist.

So geht es auch dem Herrn Zenker mit Rücksicht auf die sogenannten Wunderleistungen des Mülsener Mediums. Die Offerte, dieselben Leistungen offen und ohne Geisterhilfe ausführen zu lassen, nahm er nicht an, weil er wußte, daß Jacoby sich gleich den Medien auf natürlichem Wege aus den Banden zu befreien vermag. Er wußte ferner, daß es eine große Niederlage für die Sache der Spiritisten bedeutet, wenn ihre angeblichen Scheinwunder auf natürlichem Wege dargelegt werden. Aus solcher Besorgnis zog er sich zurück und suchte auszuweichen, bewies aber dadurch, daß er es nicht ehrlich mit der Sache meint; sonst hätte er das Anerbieten annehmen und sich überzeugen müssen, wie es sich für einen Mann geziemt.

Daß in der That der Weber Schraps, das Mülsener Medium, ohne Hilfe der Geister arbeitete, vielmehr von einer bekannten Knotenlösung Gebrauch machte, ging bei der Untersuchung aus verschiedenen Anzeichen deutlich hervor. Die Stellen der beiden Knoten an den inneren Seiten der Handgelenke waren jemalig nach einer Produktion merkbar gelockert, und die Schnüre an den fraglichen Stellen erschienen allemal infolge wiederholter Berührung sehr unsauber. Außerdem verriet ein fortwährendes hörbares Knacken des Stuhles, daß die Experimente ohne Anstrengung für das „Medium" nicht abgingen, wenn auch der Führer wiederholt behauptete, daß die Geister dieses Geräusch verursachten, indem sie den Stoff durchdringend das Medium aus den Banden heben und hierzu erst die nötigen Kräfte sammeln müßten.

Ganz besonderes Gewicht legte übrigens der Führer noch auf den Umstand, daß dem Medium von Geisterhand die Weste ausgezogen wurde, ohne ihm den Rock auszuziehen und ohne die Bande zu verletzen. Dieses von Schraps öfters ausgeführte Experiment, bei welchem die Weste mit den Zähnen erfaßt zum Vorhang hinausgeworfen wird, ist jedoch sehr leicht, sobald man sich erst aus den angelegten Banden befreien und wieder hinein begeben kann.

Ein Experiment viel schwierigerer Art, daß oft von englischen Medien ausgeführt worden, soll hier zum Schluß noch beschrieben werden, um zu zeigen, wie solche Ausführungen durchdacht und eingeübt werden.

Die beiden Enden einer starken Schnur wurden dem Medium je um ein Handgelenk fest gebunden, so daß beide Hände einen halben Meter voneinander entfernt durch die Schnur verbunden waren. Die Knoten wurden gut vernäht und alsdann versiegelt, indem man unter jeden Knoten eine Karte legte und darauf die Knoten sowie die Schnurenden ansiegelte.

Nachdem das Medium kaum eine Minute in der Dunkelkammer gesessen hatte, wurde eine Prüfung verlangt, und man sah, daß die „Geister" die Weste des Mediums gänzlich umgekehrt hatten, ohne ihm den Rock ausgezogen oder die Siegel verletzt zu haben. Nach einer nochmaligen kurzen Dunkelsitzung war die Weste wieder wie gewöhnlich umgezogen, und man konnte dem Medium nichts ansehen. Eine genauere Prüfung der Weste ließ erkennen, daß dieselbe gänzlich unpräpariert war, ja das Experiment wurde sogar wiederholt, sobald einer der Anwesenden dem „Medium" seine eigne Weste zur Verfügung stellte.

Sobald das Zimmer dunkel ist, öffnet das Medium schnell die Weste, bringt die Arme über den Kopf nach hinten, was die einen halben Meter lange Schnur gestattet, und zieht nun erst den Rock, dann die Weste ab, bis beides auf der strammgehaltenen Schnur hängt. Hierauf bringt es die Arme samt den Kleidungsstücken wieder nach vorn, legt sich dieselben auf den Schoß und steckt nun den Rock nach und nach durch das linke Armloch der vor ihm liegenden Weste. Jetzt befindet sich die Weste gleich dem Rock allein auf der Schnur, und das Medium dreht nun erstere auf der Schnur dadurch um, daß es den einen Teil der Weste durch ihr entgegengesetztes Ärmelloch steckt und so lange zieht, bis sie völlig umgekehrt ist. Infolgedessen kommt das zweite Ärmelloch der Weste dem Rocke am nächsten und der Rock wird nun wieder ganz hindurchgezogen, so daß die Weste umgekehrt gegen die Innenseite des Rockes zu liegen kommt. Ist alles dies geordnet, so bringt das Medium das Ganze wieder nach hinten und zieht, mit den Händen der Schnur nachgebend, Weste und Rock wieder an, dabei die Arme etwas schüttelnd, um das Anziehen zu erleichtern.

In dem „Magnetischen Verein" zu Paris gelangt dieses Experiment, wie von zuverlässiger Seite berichtet wird, noch heute bei den

Die Entfesselung des Prestidigitateurs Jacoby.

Nach einer Original-Photographie.

allmonatlich stattfindenden Sitzungen zur Ausführung; es dient dazu, die Skeptiker von der Leistungsfähigkeit der „materialisierten vierdimensionalen Wesen“ zu überzeugen. Jener in den vierziger Jahren gegründete Klub, welcher mit einer regelrechten Magnetiseurschule in Verbindung steht, wurde mit einem namhaften Legat seitens des nach glorreichen hypnotischen Thaten endlich selbst entschlafenen Spiritisten Allan Kardec bedacht. Die Räumlichkeiten des elegant eingerichteten Klubs bestehen aus einem großen Sitzungssaal, in welchem die Porträts der hervorragendsten Magnetiseure sowie die Bildnisse der begabtesten Medien, darunter auch jenes der Jungfrau von Orleans, aufgehängt sind. Den Hintergrund des Saales bildet eine mächtige weiße Leinwand, welche hell erleuchtet erscheint. Neben dem Sitzungssaal liegen mehrere kleinere Salons mit Klavieren, Harfen u. s. w., gewissermaßen die geheimen Experimentierräume für solche Personen, welche nicht gesehen werden wollen.

Der Präsident M. Joret nahm einen blutrot gefärbten Blumenstrauß zur Hand und spazierte damit durch den Saal. „Ich bitte die verehrten Damen und Herren, den Strauß zu fixieren.“ Die Augen der Anwesenden hefteten sich auf den Strauß, und der Einfluß desselben machte sich alsbald geltend. Hier verfiel ein Medium in kataleptische Starre, dort ein andres in nervöse Zuckungen oder in ähnliche, auf einen Fremden gerade nicht anmutig einwirkende Zustände. Mr. Joret hatte schließlich auf seiner Promenade ein passendes Experimentalobjekt gefunden, einen bleichen, verhungert aussehenden jungen Mann, den er mittels verschiedener Handstreiche zum Lachen und zum Weinen brachte.

An einem Mädchen von tadelloser Schönheit brachte der Meister die merkwürdigsten Veränderungen hervor; dasselbe schielte, hinkte und verzerrte ihr bildschönes Gesicht in entsetzlicher Weise.

Zu bewundern bleibt es immerhin, daß die Klubmitglieder Vergnügen an derartigen Experimenten finden, welche jeden gebildeten Menschen anwidern sollten. Zur Erklärung mag freilich die Annahme dienen, daß jenes Treiben als Deckmantel für die Pflege unsauberer Leidenschaften benutzt wird.

Auch in Hamburg bildeten sich in letzterer Zeit mehrere spiritistische Vereine, die aus einem seit Jahren dort bestehenden spiri-

tistischen Klub infolge innerer Zerwürfnisse und Spaltung hervorgingen. Nun möchte jeder dieser Sondervereine als eigentlicher Pionier des Spiritismus in der altberühmten Hansestadt angesehen werden, und so beglücken denn alle drei, jeder nach seiner Weise, unter besonderem Namen („Spiritistenklub" — „Physiologischer Verein" — „Pneumatologia") ihre Vaterstadt mit wöchentlichen oder monatlichen Sitzungen, in welchen die tiefsten Geheimnisse der Geisterwelt zur Verhandlung gelangen. An diesen öffentlichen Sitzungsabenden, welche mit Vorträgen, Experimenten und mit der Vorführung neuausgebildeter Medien ausgeführt werden, finden sich häufig auch Damen in überwiegender Anzahl ein, und es steht zu erwarten, daß die Leiter der einzelnen Gesellschaften aller spiritistischen Sorgen enthoben sein werden, sobald sie es erst so weit gebracht haben, eine häßliche Dame in eine schöne umzuformen.

Die Durchdringung der Stoffe.

Abgesehen von der Fesselung durch verknotete Bänder, lassen sich die modernen Medien vor Beginn ihrer Sitzungen auch in einen Sack oder Schrank einschließen, um die Zuschauer besser glauben zu machen, daß die außerhalb solcher Räume stattfindenden Experimente nicht von ihnen selbst ausgeführt werden. Andre Medien, die ein größeres Vertrauen genießen, z. B. das vor längerer Zeit dem Erzherzog Johann von Österreich durch Baron von Hellenbach zugeführte Medium Bastian, halten wohl auch Sitzungen ohne eine vorherige Isolierung ihres Körpers ab. Es ist bekannt, daß die bei einer solchen Gelegenheit durch den hohen Herrn bewirkte Entlarvung des letztgenannten Mediums zu einem litterarischen Streite zwischen den Beteiligten geführt hat. Bei dem Austrage kam es wesentlich mit auf die Frage an, ob die fraglichen Experimente sich auf natürlichem Wege, ohne Hilfe der Geister, ausführen lassen, etwa in gleicher Weise, wie Zauberkünstler oder Taschenspieler ohne jede Hexerei, also ohne jede übernatürliche Hilfe, aber doch durch geheime Kunstgriffe und durch gewandte Handfertigkeit dem Auge des Zuschauers, der das Geheimnis nicht kennt und nicht sogleich durchschauen kann, wunderbar erscheinende Leistungen vorzuführen pflegen. Zur Verneinung dieser Frage hat man sich unter anderm auf die Autorität gelehrter Naturforscher berufen, welche für die Beobachtung natürlicher Vorgänge ein scharfes Auge besitzen und dennoch die überraschenden Vorführungen moderner Medien nur durch übernatürliches Eingreifen zu erklären vermocht haben. Daß diese Berufung in sich zerfallen muß, leuchtet sofort ein, wenn man bedenkt, daß der unbefangene Naturforscher in

der Regel nur gewöhnt und geübt ist, das Spiel der Naturkräfte in in seinem freien Walten zu beobachten und zu erforschen. Dagegen hat er es gegenüber den Medien mit menschlicher Arglist zu thun, die vorsätzlich darauf ausgeht, den Blick des Beobachters durch geheime Mittel irre zu führen und den Sinnen bei ihrer Auffassung gewisser Vorgänge absichtlich Täuschungen zu bereiten, an deren gleichzeitige Mitberechnung der Naturforscher bei seinen Berufsarbeiten eben nicht gewöhnt sein kann.

Um schließlich der ganzen Frage die Spitze abzubrechen, hat Baron von Hellenbach in seiner, gelegentlich jenes Streites herausgegeben Schrift „Logik der Thatsachen" den Zauberkünstlern mehrere Aufgaben gestellt, deren Lösung ihm bisher nur durch den übernatürlichen Einfluß von Medien möglich erschienen sein mag. Es sind folgende Probleme.

1) „Ein Taschenspieler setze sich unter einen Thürstock, zwischen zwei durch einen Vorhang getrennte Zimmer, von denen eines finster, das andre beleuchtet ist. Er selbst sitze im dunklen Raume, die Zuschauer im lichten Zimmer, doch so, daß seine Füße sichtbar bleiben. Es werden ihm die Hände auf den Rücken gebunden und der Rock vorn zusammengenäht; auch wird ihm ein Strick um den sichtbaren Fuß gebunden und dieser Strick von einem Zuschauer gehalten. Es ist gestattet, während der Sitzung die Naht zu untersuchen, und selbstverständlich findet dies alles in meiner Wohnung statt. Unter diesen Bedingungen müssen sich im lichten Zimmer Tische bewegen, Albums, Bücher und klingende Guitarren von einem Zimmer in das andre fliegen, Hände und Arme von übermenschlicher Größe und grauer Farbe zwei Meter oberhalb des sitzenden Taschenspielers, durch den Vorhang dringend, im lichten Zimmer sichtbar werden. So geschehen in drei Sitzungen mit Eglinton in Wien, an welchen im ganzen sieben Personen teilgenommen."

2) „Ein Taschenspieler sitze im dunklen Zimmer, und ein mit Flor umspannter Rahmen, der im lichten Zimmer befestigt ist, trenne beide Räume meiner Wohnung. Unter diesen Bedingungen sollen frei bewegliche Gestalten mit deutlichen Gesichtszügen aus dem dunklen Zimmer in das lichte treten, ohne den Flor zu zerreißen. So geschehen zu Wien mit Bastian in Gegenwart von drei Personen."

3) „Ein Taschenspieler sitze im dunklen Zimmer meiner Wohnung und es trete eine Gestalt durch den Vorhang, die mich zu dem Taschenspieler führt, so, daß beide sichtbar bleiben. So geschehen zu Wien mit Frau Töpfer in meiner und dreier Professoren Gegenwart."

4) „Ein Taschenspieler setze sich in meinem hell erleuchteten Zimmer an meine Seite. Unsre beiden Stühle haben hohe Lehnen (wie die alten Sessel). Er lege eine Hand auf die Lehne meines Stuhls und dieser erhebe sich horizontal mit mir einen Fuß hoch in die Luft. So geschehen mit Slade in Wien in zwei Sitzungen mit zusammen etwa acht Personen."

Die hier geforderten vier Hauptleistungen kritisch zu würdigen oder gar in ihrer wirklichen Ausführbarkeit theoretisch zu beschreiben, liegt nicht in den Grenzen der gegenwärtigen Aufgabe. Es soll hier im allgemeinen bemerkt werden, daß auch ein Zauberkünstler, der wesentlich durch Erfahrung und Übung geschult ist, nicht jede beliebige Aufgabe, die ihm plötzlich zugemutet wird, ohne weiteres zu lösen vermag, bevor er sie selbst hat praktisch ausführen sehen. Sicherlich gibt es sogar viele, auf einer geheimen Fertigkeit beruhende Kunststücke, die Herr Baron von Hellenbach seinerseits, auch wenn er ihre Ausführung schon einmal, ja wiederholt gesehen hätte, nicht zu erklären oder gar nachzumachen vermöchte.

Trotzdem ist der Verfasser in dem Falle, daß der Herr von Hellenbach die von ihm geforderten Leistungen mit Hilfe seiner Medien in Anwesenheit des ersteren und in Gegenwart einiger von ihm hinzugezogenen Personen ausführen lassen möchte, gern bereit, in der Wohnung des Herrn Barons zu erscheinen, sobald er ihm vorher eine genaue Prüfung des Zimmers und des ausführenden Mediums, sowie der erforderlichen Requisiten gestatten wollte. Er würde sich auch unter solchen Voraussetzungen bereit erklären, einen namhaften Betrag zum Besten der Armen zu spenden, falls er nicht im stande sein sollte, sämtliche Experimente, die das Medium in seiner Gegenwart ausgeführt hätte, gleichfalls auszuführen; ja er würde keinen Anstand nehmen, für die Erfolge, sofern sie im Sinne des Herrn von Hellenbach ausfallen sollten, persönlich einzutreten.

So hoch auch Herr von Hellenbach als Forscher auf psychischem Gebiete zu schätzen und so wenig auch an seiner Aufrichtigkeit zu zweifeln ist, so genügt es doch nicht, wenn er einfach den Zauberkünstlern vier Aufgaben stellt. So lange derjenige, welcher ihr Geheimnis lüften soll, nicht einmal Gelegenheit fand, sie wirklich ausführen zu sehen, d. h. so lange er nicht aus eigner sinnlicher Wahrnehmung kennen gelernt hat, auf welche praktische Leistungen die fraglichen Aufgaben eigentlich hinauslaufen, so lange ist solches in dieser Form ohne Wert. Bis dahin muß es der vernünftigen Anschauung vorbehalten bleiben, neben einer ungewöhnlichen Deutung, die an außerordentliche, noch unergründete Ursachen denkt, auch die Möglichkeit einer gewöhnlichen Erklärung anzunehmen, die sich mit

den bisher bekannten Naturkräften begnügt und somit eine gewiß denkbare, immerhin sehr verzeihliche Sinnestäuschung des Herrn Barons vorausgesetzt. Den Verfasser selbst hat eine langjährige Erfahrung mit zahlreichen Personen bekannt gemacht, die einer außergewöhnlichen, scheinbar übernatürlichen Begabung, z. B. im Hellsehen, sich rühmten, während doch schließlich alle ihre sogenannten phänomenalen Leistungen sich vor seiner unbefangenen genaueren Prüfung als reine Fachkunstgriffe herausgestellt haben. Gäbe es aber wirklich Personen, die mit außerordentlichen Kräften von der Natur bedacht wären, so würde es entschieden vorteilhafter sein, wenn solche Kräfte, anstatt sie auf Schaustellungen zum Gelderwerbe zu verwenden, im Dienste der Allgemeinheit nutzbar gemacht würden, z. B. zur Lösung gewisser für das Staatswohl wichtiger Fragen, zur Enthüllung geheimer Verbrechen, unbekannter Verbrecher und dergl. mehr.

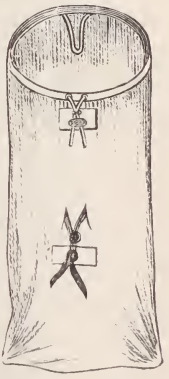
Ob aber Personen, wie Bastian, Eglinton, Slade und andre zu derartigen Diensten im öffentlichen Interesse wirklich verwendbar seien und ob sie das ihnen mancherseits unbedingt geschenkte Vertrauen in der That verdienen, ist doch wirklich eine Frage, die man eher zu beanworten sich bemühen sollte, als daß man sogleich an eine Umwälzung unsrer naturwissenschaftlichen wie philosophischen Anschauung denken möchte.

Von diesem Standpunkte aus werden jederzeit alle etwa neu auftauchenden Wunderleistungen derartiger Personen zu betrachten und zu deuten sein. An gegenwärtiger Stelle handelt es sich nun um die Darlegung der bekannteren, im Gebiete der „Durchdringung der Stoffe“ bisher vorgekommenen Experimente, welche sich einfach auf gewöhnlichem Wege erklären lassen, ohne daß man es nötig hätte, von dem bisher allgemein gültigen Naturgesetze über Raum und Stoff besondere Ausnahmen zu machen.

Wir betrachten zunächst den sogenannten Geistersack, einen einfachen aus Leinwand gefertigten Sack, in dessen oberen 1 cm breiten Saum ein schmales Leinenband eingezogen ist. In der Mitte zwischen beiden Nähten sind die Enden des Bandes durch zwei Löcher an der Außenseite des Saumes hervorgezogen. An der entgegengesetzten Stelle ist der Saum 5 cm lang offen. Hier hat vorher das Medium das Band doppelt und so weit herausgezogen, daß es sich bequem

durch die somit gebildete Schlinge hindurch begeben kann. Diese Schlinge ist vor dem Saum mit einer leicht lösbaren Schleife versehen, damit sie sich nicht in den Saum zurückziehen kann; das übrige Ende ist geregelt zusammengelegt und in die Saumöffnung eingeschoben, so daß von derselben nichts zu bemerken ist.

Auf der Seite, wo sich die beiden hervorragenden Bandenden befinden, sind in der Mitte des Sackes gleichfalls nach hinten gerichtet zwei Löcher vorhanden. Vorerst läßt das Medium sich um jedes Handgelenk einen schmalen Leinenstreifen binden und die Enden vernähen und versiegeln, wobei dieselben herabhängen. Alsdann begibt es sich in den Sack und läßt sich denselben um den Hals herum schnüren, die Enden aber nahe vor dem gemachten Knoten auf eine Karte festsiegeln. Inzwischen fand das Medium Zeit, zwei andre Leinenstreifen unter dem Westenfutter hervor zu holen und deren Enden durch die beiden Löcher nach hinten hindurch zu stecken, um sie alsdann außerhalb des Sackes als diejenigen, die um die Hände gebunden waren, verknoten und versiegeln zu lassen.



Das Medium scheint nun gut verwahrt. In die Dunkelkammer gebracht, holt es aus der Öffnung des Saumes die Schlinge hervor, zieht die Schleife auf und öffnet den Sack, indem es das Band sich in den Saum zurückziehen läßt. Hierauf zieht es schnell die Arme wieder in den Sack hinein und den Saum um den Hals herum zu, und läßt nun Knoten und Siegel wieder untersuchen.

Zum Schluß schneidet es mit einem verborgenen Messer die herabhängenden Bandenden vor den Siegeln bei den Handgelenken ab, verbirgt dieselben, läßt alsdann vorerst alles noch einmal genau prüfen und darauf die beiden außerhalb des Sackes versiegelten Enden abschneiden, deren Mitte es drinnen im Sacke in der Hand hält. Hiernach läßt das Medium gleichfalls das Band oben am Saum dicht hinter dem Knoten abschneiden, zieht dasselbe zu sich hinein, verbirgt es und tritt endlich aus dem Sack hervor, welchem niemand eine Präparation anmerkt. — Daß das „Medium“ die bei diesen Experimenten nötigen Gegenstände, wie Geistergewand, Maske,

Perücke u. s. w. gleich Bastian bereits vorher an sich verbirgt, bedarf wohl keiner weiteren Erwähnung.

Eine andre Weise, die allerdings nur dort in Anwendung kommt, wo das Medium sich in Gesellschaft spiritistischer Freunde oder Berufsgenossen befindet, ist folgende.

Ein einfacher Sack aus Schirting mit schmalem glatten Saum wird der Gesellschaft zur Untersuchung gereicht. Nachdem alles in Ordnung befunden, steigt das Medium hinein, setzt sich dann auf einen Stuhl, und ein Herr, dem die Manipulation kein Geheimnis ist, übernimmt das Binden. Ein breites Leinenband wird zwei- bis dreimal um den über den Kopf des Mediums zusammengerafften Sack nicht allzufest herumgeschlungen, verknotet und versiegelt. Falls eine andre Person der Gesellschaft diese Manipulation auszuführen sich erbietet, beteiligt sich der Eingeweihte, welcher bei allen spiritistischen Sitzungen anwesend ist, unter irgend einem Vorwande doch dabei, sei es auch nur, um ein mehrmaliges Umschlingen des Bandes zu veranlassen, was die Ausführung seitens des Mediums erleichtert, oder auch um einen Finger in die Falten unter dem Band zu bringen und dadurch das zu feste Binden zu vereiteln.

Das nachher isolierte Medium zieht alsbald an der dem Siegel entgegengesetzten Seite einfach den Stoff des Sackes unter der Umbindung heraus und führt dann, sich aus dem Sack befreiend, alle möglichen Experimente aus. Beim Hineinschlüpfen in den Sack stellt das Medium, falls eine dreimalige Umwickelung des Bandes stattgefunden, eine zweimalige wieder her, steckt von unten den zusammengerafften Saum des Sackes wieder durch die nun etwas weiter gewordene Umbindung, die ihm gestattet, seine Hand vorerst mit von innen hindurch zu stecken, um alles zu ordnen; es zieht hierauf die

Hand zurück, erfaßt durch die an der Umbindung offen gelassene Naht von innen das Band und zieht es stramm hinein. Niemand beachtet, daß eine Umbindung weniger stattgefunden hat, sondern alle Anwesende begnügen sich damit, zu konstatieren, daß weder Siegel noch Knoten gelöst seien. Zum Schluß wird das Band an beliebiger Stelle durchschnitten. Indem nun das Medium sofort den Sack öffnet, zieht sich das vorher nach innen gezogene Bandende von selbst heraus, und keiner bemerkt eine Präparation; schlimmsten Falls wird das Lösen der Naht bemerkt, was aber auch eben so gut beim Umbinden geschehen sein könnte.

Eine dritte Ausführnng ist folgende: Das Medium hat einen gleichen Sack, wie er zum Untersuchen herumgereicht wird, recht sorgfältig und dünn zusammengelegt unter die Kleider über den Leib gelegt. Nachdem der andre Sack genügend geprüft worden, steigt das Medium in denselben hinein, und während der Führer ihn über den Kopf des Mediums zusammenrafft, findet letzteres hinreichend Zeit, um den verborgenen Sack hervorzuholen und das zusammengehaltene Saumende nach oben durch den eigentlichen Sack hindurchzuhalten. Der Führer umlegt nun das Ende des ihm von innen gereichten Sackes mit dem Saum des äußeren, zieht ersteren etwas hervor und legt seine Hand an jener Stelle um den Sack, wo der Saum des äußeren den des inneren umschließt. Niemand bemerkt, daß das oberhalb der Hand befindliche Ende des Sackes eigentlich im Innern sei.

Nun erst gestattet der Führer einer beliebigen Person aus der Gesellschaft, den Sack oberhalb seiner Hand zu umbinden. Damit es aber nicht auffällig erscheint, daß der Führer seine Hand immer an dieser Stelle hält, erfaßt er mit der andern Hand das äußere Ende des Sackes, gleichsam als wolle er der Person hilfreiche Hand reichen, um ihr das Umbinden zu erleichtern.

Personen, welche solchen geheimen Zweck nicht ahnen, nehmen dieses Entgegenkommen mit Dank an; sind sie doch überzeugt, daß sie den Sack mit gutem Bindfaden selbst verschlossen, die Knoten gut

verwahrt und mit ihrem eignen Siegelring das Siegel abgedrückt haben.

In Wirklichkeit aber haben sie nur die Täuschung mit vollbringen helfen, weil sie nicht genügend prüften. Hätten sie nur einmal den Führer veranlaßt seine Hand zu entfernen und ihnen selber die Sache zu überlassen, so wäre das Medium verraten gewesen. Allein der Führer weiß stets mit Geistesgegenwart alle Zweifel zu beseitigen und nötigenfalls energisch einzugreifen.

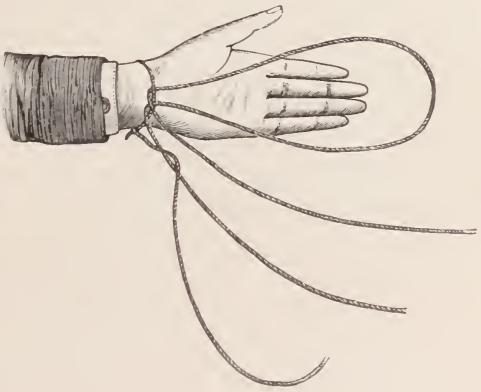
Wenn nun das Medium sich in die Dunkelkammer begibt, hält der Führer das obere Sackende fest, angeblich zu dem Zwecke, daß das Medium nicht stolpert. Am Platze zieht er die Hand ab und der äußere Sack gleitet einfach herab, worauf das Medium seinen Spuk beginnt. Nach Schluß desselben findet die gänzliche Befreiung des Mediums aus dem Sacke statt und dasselbe erscheint in den Spalten der Portiere, den Sack in der Hand, an dem sich weder eine Naht noch Knoten oder Siegel verletzt zeigen.

Wir gehen nun zur Beschreibung eines andersartigen Experimentes über, welches vielfach von den Medien zum Beweise für die Durchdringlichkeit der Stoffe vorgeführt wurde. Eine Person aus der Gesellschaft läßt sich die zwei Enden eines 2 m langen Bindfadens um die Handgelenke binden, so daß es unmöglich erscheint, die Hände aus den Schlingen herauszuziehen. Die Enden werden vor dem Knoten auf eine Karte festgesiegelt. In gleicher Weise wird auch das Medium gefesselt, doch vorher das eine Ende des Bindfadens durch die nun einen Kreis mit den Armen der Person bildende Schnur gezogen, so daß nachher beide miteinander verschlungen sind.

Die Person nimmt nun vor der Portiere des Dunkelkabinetts Platz, legt die gefesselten Hände auf die Kniee und ihr gegenüber setzt sich im Dunkelkabinett selbst das Medium in solcher Entfernung,

daß die Schnüre von beiden Seiten stramm gezogen werden. Nach Verlauf weniger Minuten hört man den Spuk in einem dritten Zimmer, man sieht auch das Medium durch eine dritte Thür in das Sitzungszimmer hereintreten und sich langsam bewegen, als würde es von Geisterhand geführt. Dann verschwindet es wieder und sitzt, nachdem die Geister Licht verlangten, an seinem ursprünglichen Platze in tiefster Verzückung. Die Knoten erscheinen ebenso geknüpft wie vorher, die Schnüre ebenso gespannt und die Siegel unverletzt. Dabei hat die Person vor dem Vorhang stets dieselbe Spannung der Schnüre beobachtet, selbst dann, wenn das Medium im andern Zimmer erscheint. Wie erklärt sich nun die Selbstbefreiung?

Zunächst hält das Medium beim Binden, nachdem beide Schnüre durcheinander geschlungen sind, seine linke Hand nach oben und seine rechte nach unten und achtet zugleich darauf, daß seine Schnur ebenso wie die der andern Person genau die Mitte bezeichnet, während sie so weit auseinander treten, daß die Schnüre stramm gezogen sind.



Hierbei müssen sich beide Schnüre aneinander gelegt kreuzen. Sie würden sich halb umdrehen, wenn das Medium statt der linken Hand die rechte oben hält, was eben zu vermeiden ist. Zu solchem Zwecke läßt sich das Medium vorerst die rechte Hand fesseln, führt dann die Schnur von unten durch die der andern Person hindurch und läßt das Ende dann um die linke Hand binden.

Nach Verdunkelung des Zimmers zieht das Medium an der Stelle, wo beide Schnüre sich kreuzen, die Schnur der andern Person, sie doppelt erfassend, etwa 20 cm hervor, steckt die Schnur von hinten durch die Umbindung seiner linken Hand hindurch, zieht die Schlinge über die Hand, dann unter der Umbindung zurück, und es

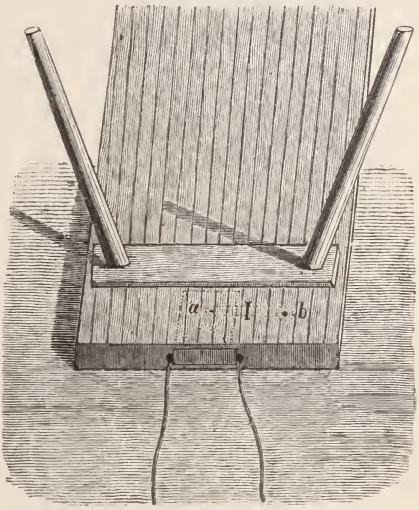
ist frei. Schnell holt es nun eine bisher verborgene Schnur hervor, welche an beiden Enden mit Drahthaken versehen ist, hakt das eine Ende über die Mitte der Schnur der andern Person, geht mit der Hand nach, um die Schnur stramm zu halten, und hakt das andre Ende an die Rücklehne des Stuhles, den es so weit zurücksetzt, bis die Schnur stramm gezogen ist. Nun kann das Medium sich in aller Ruhe seinen Künsten hingeben. Daß die Person den Stuhl zu sich heranziehen wird, steht nicht zu befürchten; denn sie darf weder ihren Platz verändern noch die Schnur strammer anziehen, damit beim Medium die Schlingen um die Handgelenke nicht zu fest angezogen werden und die Zirkulation des Blutes nicht gestört wird.

Nachdem das Medium seine Experimente gemacht und sich gar selbst gezeigt hat, geht es an seinen Platz zurück, verbirgt schnell wieder das Schnurende, legt die Schnur der ihr zugesellten Person über die linke Hand hinter die Umbindung derselben, zieht sie durch diese oberhalb der Hand hindurch, über die Hand hinweg und dann unterhalb derselben wieder zurück. Hiernach wird es wieder genau wie anfangs mit der Schnur der andern Person verbunden. Das Medium nimmt dann seinen Platz ein, setzt sich in den gehörigen Trancezustand und gibt durch Klopflaute bekannt, daß die Geister Licht wünschen. Die Prüfung der Schnur, Knoten und Siegel kann beginnen, und sie weisen keine Verletzung auf.

Die Ehre des Mediums ist gerettet, und mancher abergläubische Thor schwört zu seiner Fahne. Man sollte kaum glauben, daß die Schar solcher leichtgläubigen Menschen in manchen großen Städten bereits nach Tausenden zählt, darunter zahlreiche Mitglieder der besseren Gesellschaftsklassen, welche oft mit äußeren Glücksgütern reich gesegnet, wodurch sie sich natürlich den Spiritistenführern am meisten empfehlen. Viele schließen sich der neuen Lehre an, um besser ihre Neugier zu befriedigen, oder weil sie hoffen, daß sie mit den Seelen teurer Verstorbener in Verkehr treten werden. Später wollen sie dann zur Enträtselung der Geheimnisse das Ihrige beitragen, bis sie schließlich in tiefes Grübeln verfallen und als Fanatiker sich von diesem modernen Sport nicht mehr trennen können.

Wie weit die Verirrungen gehen ist aus mannigfachen Beispielen klar geworden. Da war unter andern ein Kaufmann, Inhaber eines

blühenden Geschäftes, der nach dem Verluste einer ihm teuren Person sein Geschäft verkaufte, um sich ganz dem Spiritismus zu widmen. Er schloß mit seinen Freunden den Pakt, daß sie sich nach ihrem Ableben einander Mitteilungen durch Klopflaute machen wollten.



Ein angesehener Gelehrter war in einer Gesellschaft nicht dahin zu bringen, einen Bückling zu genießen, da ihn der Wahn erfaßt hatte, gelegentlich einer Spiritistenversammlung sei der Geist seiner verstorbenen Frau in einen Bückling gefahren. Andre wieder haben sich ganz dem Magnetismus ergeben; selbst öffentlich angestellte Lehrer, welche dann bei ihren Schülern das Zahnweh wie sonstige Leiden auf magnetischem Wege zu heilen sich bemühten, sind solchen Verirrungen anheimgefallen.

Man sieht, welche bedenklichen Folgen der spiritistische Aberglaube nach sich zieht, und es kann deshalb nicht genug vor seinen Irrlehren gewarnt und sein eigentliches Wesen aufgedeckt werden.

Nach dieser Zwischenmahnung wollen wir unsre Erklärungen wieder aufnehmen und zu einigen andern sogenannten Experimenten übergehen, durch welche die „Durchdringung der Stoffe“ erwiesen werden sollte.

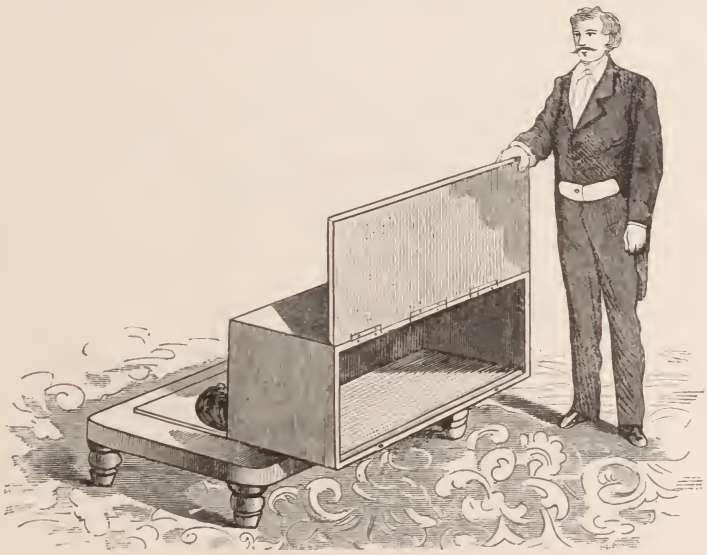
Zur Zeit der bekannten Schwindler Gebrüder Davenport ließen sich die Medien sogar an eine Bank und an eiserne Ringe festbinden, sich in eine Kiste, einen Koffer oder einen Schrank einschließen und zeigten, daß sie „den Stoff durchdringend“ sich aus den Hemmnissen und Gewahrsamen befreiten.

Die Bank war aus einfachem Holz gearbeitet, das Sitzbrett in einer Länge von etwa 1 m, unter dem vier einfache Holzfüße eingesteckt waren. An beiden Enden hatte das Brett zwei Löcher, worin Schnüre befestigt waren. Nachdem das Medium auf dieser Bank Platz genommen hatte, ließ es beide Hände anbinden und versiegeln. Im dunklen Zimmer übte das Medium an einer nur ihm bekannten Stelle b, welche es mit den Fingern bequem erreichen konnte, unter dem Sitzbrett einen Druck aus, wodurch eine im Innern des Brettes sauber verborgene Mechanik den Bolzen a frei ließ. Das Medium konnte nun diesen samt Schnur herausziehen und sofort nach dem Auslöschen des Lichtes seine Experimente beginnen, darauf sich aber eben so schnell wieder an die Bank anschließen, indem es den Bolzen a wieder in das Loch eindrückte. Sofort sprang die innere Mechanik ein und hielt den Bolzen wie vorhin an seinem Platz. Diese Methode gestattete den Medien ein schnelles Hantieren, und Knoten wie Siegel blieben stets unverletzt, weil bei der Ausführung der Experimente die Schnüre, mit denen die Hände gebunden waren, stets an diesen hafteten. Wer aber diese einfache Erklärung nicht finden konnte, glaubte wohl allen Ernstes, daß die Hände des Mediums oder die Schnüre von den Geistern durchdrungen waren.

Die Geisterkiste, etwa 2 m lang, wurde auf ein Gestell gesetzt, welches aus einem etwa 15 cm breiten Holzrahmen bestand. Dieser ruhte wieder auf vier etwa 40 cm hohen Holzfüßen, damit man unten hindurchsehen konnte. Die Kiste hatte oben einen beweglichen Deckel, welcher an der Längsseite mit Scharnieren versehen war, und ihr Boden war beweglich; er hatte Verbindung mit einer zweiten Holzwand, die inwendig hinter der Vorderwand der Kiste lag. Damit man jene Wand nicht bemerken konnte, war sie ebenso wie die Vorderwand nur halb so dick wie die übrigen Wände, so daß sie, zusammengelegt, die Dicke der andern aufwiesen. Die Vorderwand war an der oberen Kante allerdings gleich den andern breit, doch einige Zentimeter niedriger sprang die Vertiefung zurück, wo sich die innere Wand an die vordere anlegte und mit deren oberem Vorsprung abschloß. Infolgedessen wurde die Teilung der beiden Wände nicht oben auf der Vorderkante sichtbar, sondern blieb nach innen gerichtet, wo man sie nicht bemerkte, zumal die Kiste schwarz

ausgeschlagen oder schwarz angestrichen war. Damit aber beim Hochheben der Kiste die Vorderwand sich nicht teilte, waren von oben zwei Stifte hineingesteckt, die in die kürzere Wand eindrangen. Die zum Boden im Winkel gestellte und an diesem befestigte innere Vorderwand drehte sich gleich dem Boden auf zwei Stiften, die durch die Seitenwände der Kiste unten in den vorderen Ecken hindurchgesteckt und im Winkel der beiden Bretter befestigt waren.

Wurde nun das gefesselte Medium in die Kiste hineingelegt, so zog der Führer vorerst die beiden Stifte aus der Vorderwand un-



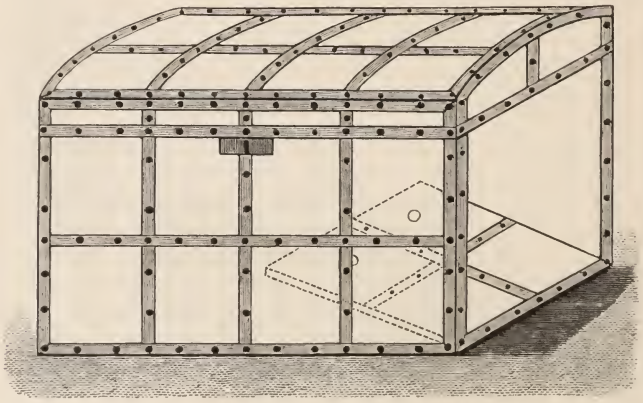
bemerkt heraus, schloß den Deckel und ersuchte die Zuschauer unter der Kiste beobachten zu wollen, daß das Medium dort nicht entwische.

Einige Klopflaute gaben das Zeichen, daß die Geister die Durchdringung der Stoffe zu beweisen geneigt seien. Dieser Beweis aber wurde dadurch geliefert, daß der Führer den Deckel aufschloß, die Kiste nach vorn überneigte, den Deckel hoch hob und den anwesenden Personen das Innere derselben zeigte, indem er ein brennendes Licht hinein stellte. Die Kiste war völlig leer und die Geister sollten, „den Stoff durchdringend" das Medium fortgebracht haben. Um die

Täuschung zu vollenden, wurde der innere Raum der Kiste nachgemessen und als gleich mit dem vorher vorhandenen Raum befunden.

Beim Vornüberlegen der Kiste, als ihr Deckel noch geschlossen war, blieb der eigentliche Boden auf dem nach hinten frei bleibenden Gestelle liegen; nach dem Überbiegen der Kiste bildete aber die vorerst als innere Vorderwand erschienene Fläche jetzt den Boden, hinter der das Medium ruhig liegen blieb, weil man es, wenn von vorn in die Kiste geschaut wurde, gar nicht bemerken konnte.

Später wurde die Kiste wieder aufgerichtet, die Stifte wurden wieder eingesteckt, der Deckel verschlossen, und nun durften einige Personen herantreten, um die Kiste von allen Seiten zu betrachten. Jetzt



lag keine Gefahr mehr vor, denn das Medium war ja schon wieder darin, und sobald geklopft wurde gab der Führer irgend einer Person aus der Gesellschaft siegesbewußt den Schlüssel und ersuchte dieselbe, öffnen zu wollen. Das Medium war wieder sichtbar, wie es vorhin hineingelegt worden war, und befand sich im tiefsten magnetischen Schlaf.

Da sich bei dieser Einrichtung die anwesenden Personen während des Leerzeigens der Kiste nicht zu ihr hinbegeben durften, brachte man bald eine andre Einrichtung auf, nämlich den sogenannten Wunderkoffer, welcher wie ein großer Reisekoffer gearbeitet, mit grauem Leinen überzogen, gemalt und mit Eisenstreifen und Messingnägeln beschlagen war. Man fesselte das Medium an den Händen, legte ihm um den Hals einen Ring und band diesen vorn mit Schnüren zu,

deren Enden durch Löcher gesteckt waren, die sich an den schmalen Seiten des Koffers befanden. Sobald das Medium nun eingesperrt war, blieb der Koffer, der von fremder Hand verschlossen worden, im Dunkelzimmer, wogegen die beiden durch die Seitenlöcher geleiteten Enden in das Sitzungszimmer hinein gereicht und hier von einer Person gehalten wurden. Oft wurde der Koffer noch mit Stricken umbunden, und dann erst den Geistern im Dunkelzimmer überlassen. Nun begann das Medium sich auf bekannte Weise vorerst seiner Fesseln zu entledigen, befreite sich aus dem Halsring, der auf einen geheimen Druck sich an der Stelle des Scharniers öffnete und setzte diesen wieder zusammen. Dann übte es an zwei bestimmten Punkten der einen schmalen Seite des Koffers einen Druck aus, um durch eine in den Brettern verborgene Mechanik, die man wegen Überkleidung nicht sehen konnte, die Seitenwand zu lösen und diese dann zu sich hinein herunter zu legen. Alsdann kroch das Medium heraus, sich durch die Schnur hindurchwindend, und zog die Seitenwand wieder hoch, ohne sie ganz einspringen zu lassen.

Nach Beendigung der Experimente, die das Medium nun außerhalb des Koffers ausführte, und nachdem sich das Medium auch wohl der Gesellschaft gezeigt hatte, ging es wieder an seinen Platz in den Koffer zurück, brachte dann vorerst die umgebundenen Schnüre wieder in Ordnung, hob von innen die Seitenwand wieder hoch, ließ sie geräuschlos einspringen und befestigte Ring und Schlingen wieder, wie solche vorher gesessen hatten. Auf den üblichen Ruf der „Geister" erfolgte dann die Untersuchung, welche allen Anwesenden die Ausführung als etwas Übernatürliches erscheinen ließ.

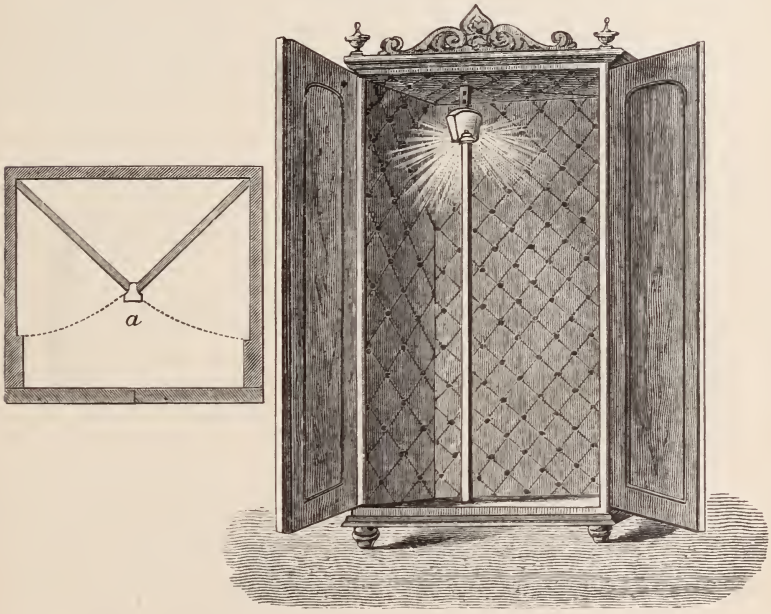
Der Davenportsche Wunderschrank (vgl. S. 100) der einst so großes Aufsehen erregte, stand, gleich der Geisterkiste, auf vier hohen Füßen, damit die Zuschauer darunter durchsehen konnten. Das mit starken Stricken gefesselte Medium nahm im Schranke auf einem Stuhle Platz. Nachdem die Thür verschlossen, holte man von außen die beiden langen Enden der Stricke durch das in der Mitte der Thür befindliche Loch heraus, welches so groß war, daß bequem eine Person den Arm hineinstecken konnte, und gab sie einem Zuschauer zum Halten. Inzwischen hatte das Medium bereits eine Hand aus den Schlingen befreit, den Strick um ein Stuhlbein geschlungen und

die in der Mitte drehbare Rückwand ausgelöst. Der Stuhl stand so weit nach vorn, daß die Hälfte der Rückwand sich bequem daran vorbei bewegen konnte. Die Rückwand hatte auf beiden Seiten unten eine breite Leiste, auf welche sich das Medium mit den Hacken stellte, den Rücken gegen die Rückwand gelehnt. Es griff nun mit der linken Hand nach oben unter ein leicht zu hebendes Brettende und drehte sich nebst Rückwand um. So schwebte es außerhalb an dieser, während die Doppelthür geöffnet und der Schrank ohne Medium

gezeigt wurde. Kaum war aber die Thür wieder verschlossen, so wurde der Spuk im Schranke wieder hörbar; das Medium hatte sich wieder mit der Rückwand umgedreht und machte darinnen seine Experimente mit verschiedenen Musikinstrumenten und sonstigen Apparaten. Dieses Verschwinden- und Erscheinenlassen wurde einigemal wiederholt, bis man zum Schluß das Medium wieder gefesselt im tiefsten Trancezustande am früheren Platze vorfand.

Später ist der Wunderschrank für den Zweck der Täuschung noch beträchtlich verbessert worden. Dieser neue Wunderschrank war in quadratischer Form und anscheinend sehr fest gebaut, auch so hoch,

daß ein Mensch bequem darin stehen konnte. In der Mitte befand sich eine runde Holzsäule und daran nach vorn gerichtet ein massiver Metallring befestigt. An diesen wurde das Medium gebunden. Dann verschloß man die hintereinander befindlichen zwei Thüren, eine Glasthür und eine Holzthür. Die Gesellschaft setzte sich nun um den Schrank herum, und sofort begann der Spuk im Innern desselben. Auf ein gegebenes Zeichen wurde die Holzthür geöffnet, und die Zuschauer, welche durch die Glasscheibe der zweiten Thür sahen, er-



blickten den Schrank leer bis auf die am Boden liegenden Instrumente und Schlingen, aus denen das Medium, angeblich „mit Hilfe der Geister", befreit worden war, um von ihnen durch die „Wände des Schrankes" entführt zu werden. In Wirklichkeit aber war es im Schrank auf geschickte Weise vor den Zuschauern verborgen.

Innerhalb des Schrankes befanden sich zwei Spiegelwände in die Seiten des Schrankes so eingelassen, daß der Uneingeweihte sie gar nicht bemerken konnte. Der Schrank war inwendig mit schwarzem oder auch mit rot und grau gestreiftem Stoff ausgeklebt, so daß man

die Fugen, wo sich die Spiegelwände in die Seitenwände einlegten, nicht wahrnehmen konnte. Das Medium trat einfach hinter die Säule, löste durch einen geheimen Druck zu beiden Seiten oben eine kleine Feder aus und zog dann die Seitenwände zu sich heran, deren Vorderkanten sich dicht an die Säule a legten, so daß sie beide einen rechten Winkel bildeten.

Die Zuschauer sahen nun gegen zwei Spiegelflächen, die sie nicht wahrzunehmen vermochten, weil einmal die Glasthür die Spiegelung verdeckte, und weil ferner die gestreiften Seitenwände sich in den Spiegeln wiedergaben, wodurch der innere Raum des Schrankes ebenso wie vorher quadratisch erschien. In letzter Zeit ist diese Aus-

führung unter dem Namen „Fatimaspiegel" bekannter geworden, auch bereits in vielen Schaufenstern, namentlich von Juwelieren und Uhrmachern angewendet. Wenn nun das Medium wieder an seinem Platz erscheinen sollte, so trat es aus seinem Versteck hervor, legte die Spiegelwände wieder an, ließ die Mechanik einspringen, schmiegte sich wieder in die Fesseln und gab sich den Anschein, als sitze es im tiefsten Trance.

Hiernach folgte alsdann die wirkliche Entfesselung des Mediums, worauf den Zuschauern mit größter Bereitwilligkeit gestattet wurde, den Schrank einer zweiten Prüfung zu unterziehen.

Aus dem sogenannten Pranger, dessen wir zuletzt noch gedenken wollen, vermochte sich ein Mensch anscheinend nicht zu befreien, noch weniger selbst seine eingeschlossenen Hände zu lösen. Dennoch spielte

das in diesen Apparat eingekeilte Medium, sobald es sich in seinem Kabinett befand, die Geige und hielt auch eine entfesselte Hand aus demselben hervor.

Der Pranger besteht aus zwei Teilen, welche an dem einen Ende ein Scharnier zusammenhält; am andern Ende befindet sich eine Krampe mit Überfall nebst Vorlegeschloß. Das Geheimnis ruht in der Krampe, welche sich etwa 10—20 mm ausziehen läßt. Ihr eines Ende geht tief in das Holz und ist mit einer Spiralfeder umgeben, welche die Krampe stets fest anzieht; das andre Ende ist nur 5 mm tief in das Holz eingelassen.

Zur Selbstbefreiung schiebt das Medium den rechten Arm so weit wie möglich durch das Loch, erfaßt die Krampe, zieht sie ein wenig heraus und dreht sie auf dem langen Ende halb herum, so daß das kurze Ende an entgegengesetzter Seite des ersteren in den zweckdienlich verlängerten Ausschnitt des Überfalles wieder einspringt. Hiernach läßt sich die obere Hälfte des Brettes, woran der Überfall befestigt ist, um die Breite der Krampe zu heben, und das Medium vermag nun alle möglichen Experimente mit beiden Händen auszuführen. Sobald es diese beendet, steckt es die Hand wieder durch das Loch, dreht die Krampe wieder um, läßt sie einspringen und gestattet den Zuschauern die Untersuchung.

Zu den ausübenden Künstlern auf diesem Gebiet haben sich namentlich in den letzten Jahren weibliche Künstler gesellt, unter denen die erst kürzlich aus Amerika nach Deutschland gekommene Miß Eva Fay eine hervorragende Stelle einnimmt. Dieselbe läßt ihre Hände und Füße festbinden, die Schnüre an den Handgelenken zusammennähen, außerdem mittels Heftpflaster am Arm befestigen, ja selbst ihren Körper in eine festumschließende Kiste einzwängen, so daß aus derselben nur oben der Kopf herausseht, und bringt trotzdem Kraftäußerungen zustande, schreibt im gefesselten Zustande auf Tafel oder Papier, spielt verschiedene Musikinstrumente, schneidet Figuren aus Papier u. s. w.

Diese Dame besitzt außer der ihr angeborenen Ruhe eine große Gewandtheit in der Ausübung ihres Berufes: aber trotzdem bringt auch sie für die Zuschauer verborgene Hilfsmittel und Mechaniken bei der Ausführung der verschiedenen Experimente in Anwendung.

Es geht aus all diesen Erklärungen hervor, daß die sogenannten Medien unter Umständen recht sinnreiche Apparate, wenn auch zu unlauteren Zwecken, erdenken und daß solche Erfindungen, wie z. B. der Fatimaspiegel, besser im wahren Dienste der Menschheit nutzbar gemacht würden. So mag denn auch Baron Hellenbach aus den gegebenen Andeutungen ersehen, daß die Medien vielleicht mehr Geheimnisse, als er annehmen mag, kennen, und daß die von ihm aufgestellten vier Probleme ebenfalls ihre natürliche Erklärung finden. Würde indessen der Herr Baron noch weiter gehend etwa Beweise für eine höhere Intelligenz verlangen, z. B. daß ein Zauberkünstler zu einem Fenster hinaus und zu einem andern wieder herein fliegen sollte, oder daß sich die brennenden Lampen und Girandolen im Kreise herum bewegen müßten, so kann er schon heute versichert sein, daß solche Ausführungen auch die Leistungsfähigkeit eines Zauberkünstlers übersteigen; ebensowenig ist indessen zu glauben, daß sie von Medien oder deren „Geistern" vollbracht werden können.

Materialisierte Gestalten.

Die „Materialisation (Verstofflichung) der Geister" soll als Höhepunkt der spiritistischen Leistungen und als Beweis für das Fortleben nach dem Tode gelten. Sie wurzelt in dem Glauben, daß einzelne Menschen (Medien) mit der Kraft ausgerüstet seien, unter gewissen Voraussetzungen die Gestalten längst verstorbener Freunde oder Angehöriger in ihrer irdischen Form wieder vorzuführen.

Die theoretische Entwickelung dieser Wahnlehre bietet verschiedene Wandlungen, abhängig von dem Grade, in welchem die mitwirkende Kraft der Medien bei der Materialisation bald mehr aktiv, bald mehr passiv gedacht und ausgegeben wird. Für den praktischen Effekt dieses Irrglaubens selbst haben indessen jene theoretischen Unterscheidungen im Grunde keinen maßgebenden Wert. In diesem Sinne ist es gleichgültig, ob das Medium den eignen Leib verlasse und aktiv als Geist mit den andern Geistern in Verbindung trete, oder ob es rein passiv seine Lebenskraft den fremden Geistern behufs ihrer Verkörperung leihe, ob es ferner die Aktion mit den Geistern teile, welche an Stelle seines Geistes ihren „kontrollierenden Geist" setzen und seinen Körper als Werkzeug benutzen, ob es endlich wieder mehr aktiv gewisse von den Geistern ihm inspirierte Vorstellungen wiedergebe. Denn alle Versuche, über derartige transcendentale Dinge haarspalterische Betrachtungen anzustellen, müssen als müßige Spielerei erscheinen, da jene Dinge, wie schon ihr Name besagt, über die menschliche Fassungskraft überhaupt hinausgehen. Es sind auch im Grunde nichts weiter als verschiedene Zufluchtsetappen, auf welche sich die Irrlehre von Fall zu Fall zurückzieht.

In der spiritistischen Praxis aber hat den allgemeinsten Anklang diejenige Auffassung gefunden, welche im Sinne der zweitgedachten Annahme die Medien am Auftreten der Geister als rein passiv beteiligt denkt. Es trägt nach dieser Ansicht jeder Mensch in stärkerem oder geringerem Maße ein übertragbares Fluidum in sich, Perisprit genannt, welches die Geister zu ihrer Verkörperung benutzen. Gute Medien besitzen dieses Fluidum so reichlich, daß sie der ausdrücklichen Magnetisierung entbehren und sich im Verlauf weniger Minuten ganz von selbst in den magnetischen Schlaf versetzen können.

Von dem Medium aus teilt sich bei einer Sitzung das Fluidum dem ganzen Zimmer mit, wodurch die Manifestation vorbereitet wird Ist nun das Medium in Trance, d. i. Verzückung gefallen, so beginnen die Geister sich aus dem Fluidum, welches den Fingerspitzen und dem Gehirn des Mediums in kleinen leuchtenden Flämmchen entströmt, zu materialisieren. Sie nehmen nicht allein ganze Gestalt an, die intensiv leuchtet, sondern auch Stofffülle. Sie treten an die Zuschauer heran, die sie berühren, und geben sich als Angehörige des einen oder des andern zu erkennen, ja sie erteilen sogar Antworten auf gestellte Fragen, indem sie durch das Medium sprechen oder mit einem Schieferstift auf eine Tafel schreiben.

So plötzlich wie sie kamen, verschwinden sie aber auch wieder, und obschon sie materialisiert sind, nimmt man doch die Gestalt nicht wahr, wenn das Zimmer erhellt wird. Nach der einen Annahme sollen sich die Gestalten, den Stoff durchdringend, durch die Mauer oder Wand, ohne sie zu verletzen, zurückziehen, nach einer andern Voraussetzung aber ihrer Stofflichkeit durch Rückgabe des Fluidums an die Medien sofort wieder entledigen.

Eine Erklärung indessen, auf welche Weise der Auszug des Perisprit aus dem Gehirn des Mediums oder die Rückgabe desselben erfolgt, vermögen die Spiritisten nicht zu geben. Sie behaupten dafür, den Beweis des Vorganges selbst durch mehrfach konstatierte Abnahme und Wiederzunahme am Gewicht des Mediums liefern zu können. Anderseits geben sie zu, daß nicht wenig Fälle vorgekommen seien, in denen die Geister vergessen, den entliehenen Perisprit dem Gehirne der Medien zurückzubringen, so daß diese armen Geschöpfe dem Irrsinn verfallen wären.

Man sieht heraus, wie die Spiritisten durch die Logik der Thatsachen dahin gedrängt werden, höchst gefährliche Folgen ihres Berufstreibens einzugestehen. Angesichts solcher traurigen Erscheinungen sagt Professor James Ferrière zutreffend: „Die Verirrungen des Geistes deuten auf eine erkrankte und angefaulte Einbildungskraft hin, welche nach dem Allerheiligsten hintappt und sich in dem Schmutze der sinnlosesten Abscheulichkeiten wälzt. Der uns angeborene Hang zum Aberglauben ist schon schlimm genug, doch ihn zum Systeme aufzubauen und sich einzubilden, daß wir damit die Grenzen von Gottes Reich der Geister berühren, ist etwas, was unsre Seele unsagbar verletzen muß. Ihr, die ihr zerrüttete Nerven und depravierte Gemüter zu Dolmetschern der Wahrheit machen wollt, zu Schlüsseln, welche die Thore des Himmels erschließen, die Geheimnisse der Zukunft aufdecken sollen; ihr, die ihr die Krankheit als Prophetin der Weisheit aufstellt, und damit die Sünde, den Tod und den Teufel zu Herren der Welt macht, habt ihr bedacht, welch' abschüssigen Weg zum Abgrunde der Bestialität und der Abscheulichkeit ihr geht? O ihr erbärmlichen Mystiker! Wann werdet ihr lernen, daß Gottes Wahrheit und des Menschen Segen in der vollen Gesundheit, auf der breiten Landstraße des gesunden Menschenverstandes, im hellen Sonnenscheine der Seele weilt, und daß alles Verständnis, alles Genie nur in der Fähigkeit liegt, in den gewöhnlichen Dingen das Wunderbare zu erblicken!"

Die Statistik der Irrenhäuser beweist zur Genüge, wie viele Opfer der Spiritistenschwindel in den Irrsinn getrieben; und für solche arme Geschöpfe hat man alsdann nur die Bemerkung, daß sie für die Lehre nicht reif gewesen und deshalb auf Irrwege geraten seien.

Trotzdem finden die an großen Plätzen, so namentlich auch in Hamburg, bestehenden Vereine, welche der modernen Irrlehre huldigen, immer noch neue Anhänger. Allerdings werden mitunter die niedrigsten Mittel angewendet, um Leichtgläubige anzulocken oder sie festzuhalten. So ließ man z. B. in einer spiritistischen Sitzung zu Hamburg durch den citierten Geist an eine als Geist anwesende Dame die Mitteilung machen, sie möchte ungesäumt nach ihrer Heimat, einer Stadt in der Rheingegend, berichten, daß bei Regelung der Erbschaft ihres vor einigen Monaten verstorbenen Bruders ein Wertpapier von 1000 Thalern unberücksichtigt geblieben wäre. Dasselbe hätte sich im Sekretär in

der dritten Schublade von oben rechts eingeklemmt, und niemand wüßte das.

Der Herr Berichterstatter versicherte, daß sofort an Ort und Stelle die nötigen Schritte eingeleitet seien, um nachzuforschen und er würde nicht versäumen, das Resultat bekannt zu geben. Dem hiergegen geäußerten Zweifel begegnete er mit der Zusicherung, daß der fragliche Geist am nächsten Sitzungsabende wieder erscheinen werde, und daß dadurch der Beweis für die Richtigkeit der Sache erbracht würde. Hierauf stellte der Verfasser sein Interesse an der Sache in Aussicht, unter der Bedingung, daß der kontrollierende Geist sich zunächst in der That als zuverlässig erweisen möchte. Dies könne z. B. dadurch geschehen, daß er in einer nächsten Sitzung nach dem Namen eines bis heute nicht entdeckten Mörders gefragt würde; man hätte dann Gelegenheit, durch Vermittelung der Staatsanwaltschaft zu erfahren, wie weit in der That die Leistungsfähigkeit der modernen Geister reiche. Allerdings entfernte sich der Herr Berichterstatter mit der Zusage, in der gewünschten Weise vorzugehen, jedoch blieb seine Auskunft noch bis heute aus. Wieder ein Zeichen, wie wenig zuverlässig die Geister sind und daß sie im Grunde auch nichts andres als gewöhnliche Sterbliche zu leisten vermögen.

Ein andrer spiritistischer Zirkel in Hamburg, der meist aus Gelehrten, Ärzten u. s. w. besteht, hält Sitzungen mit einem jungen Mann ab, welcher ein Schreibmedium sein soll. Durch letzteren schreiben nun die Geister ihre neuesten Berichte aus dem Jenseits, verschreiben neue Rezepte, verweisen auf neue Hilfs- und Arzneimittel, machen Prophezeiungen, ja sie versteigen sich wohl auch zu politischen Erörterungen.

Ein dritter Verein dagegen hält Sitzungen mit harmlosen „Manifestationen“ ab, und die in ihm citierten „Geister“ haben sich die Aufgabe gestellt, die Durchdringlichkeit der Stoffe nachzuweisen. Ein Mitglied dieser Gesellschaft berichtet in seiner Abhandlung, „Psychische Studien“ betitelt, daß nicht selten in ihren Sitzungen materialisierte Hände erschienen, die man auf ihre Lebenswärme und Samtweichheit prüfen konnte; ja er habe sogar konstatiert, daß die Nägel sauber geschnitten seien, was auf ein aristokratisches Wesen schließe. In einigen Sitzungen mit dem „Mülsener Medium“ hatte der Verfasser Gelegen-

heit, diese Materialisation zu beobachten; es zeigten sich leuchtende Körper, die als Hände und Arme bezeichnet wurden, sogar zwei bis drei auf einmal. Denselben entströmten so starke Phosphordämpfe, daß man letztere noch wahrnehmen konnte, als die vermeintlichen Hände längst wieder verschwunden waren. Mit einer Kraft, die alle Anwesenden erschrecken machte, schlugen die „Geister" mitunter an eine

Mr. Bastian.

Thür oder auf ein Klavier, um zu beweisen, daß die Hände verkörpert seien; letztere aber näher zu untersuchen, wurde nicht gestattet. Und zu solchem Verbote, das einer ernstlichen Prüfung vorbeugen sollte, hatte man freilich seine guten Gründe.

Unter allen Blendwerken des spiritistischen Lügenbaues sind gerade die Materialisationen das zerbrechlichste Machwerk und das gewagteste Experiment. Der kühne Griff eines unbefangenen Zu-

schauers genügt hier nicht selten, um die vorgegaukelte Erscheinung in ihr Nichts aufzulösen oder um den vermeintlichen Geist als wohlbekannten, wenn auch verkleideten Träger von irdischem Fleisch und Blut zu erweisen. Hier liegt also vom praktischen Standpunkte der Spiritisten aus der eigentliche wunde Punkt in der Bethätigung ihrer Irrlehre. Je bedeutsamer nämlich für alle Leichtgläubigen der wirkliche Erfolg von Geisterbeschwörungen sein muß, um so drastischer wirkt hier die unmittelbare Aufdeckung des Schwindels, gegen welchen es im jemaligen Falle eine weitere Ausflucht für die ertappten Betrüger nicht mehr geben kann.

Die handgreiflichen Entlarvungen der materialisierten Gestalten liefern uns deshalb die natürlichste und überzeugendste Aufklärung über die modernen Blendwunder, und sie sind in neuester Zeit von wohlmeinenden Menschenfreunden wiederholt mit Erfolg unternommen worden.

Allgemein bekannt ist die Enthüllung des von Bastian betriebenen Geisterschwindels durch den Erzherzog Johann; selbst von Spiritisten hat man diesen Vorfall als die „Wiener Mausefalle" bezeichnen hören. Man erinnert sich, wie in dem Augenblick der Ergreifung des Schwindlers aus seinem bürgerlichen Anzuge noch ein Teil jenes Geistergewandes hervorlugte, womit die materialisierten Gestalten des Jenseits ihre Staatstoilette für die Galavorstellung vor ihren irdischen Gläubigen zu bereiten pflegen. Handgreiflich lag es zu Tage, daß auch Bastian das übliche Geisterkleid, aus leichtem Gazestoff gefertigt und mit phosphoreszierenden Essenzen getränkt, bei sich trug, woraus er durch verschiedenartiges Umlegen seine Gestalten formte. Er hatte, wie es auch andre Medien thun, den dünnen Stoff zusammengedrückt an solchen Stellen des Körpers versteckt, die in der Regel nicht untersucht werden. Diesmal hinderte ihn aber die vorsorglich getroffene Vorrichtung, den Stoff wieder ganz zu verbergen. Daß er sich ertappt fühlte, geht daraus hervor, daß er mit Hinterlassung seiner Stiefeln barfuß davonlief. Hätte er dieses nötig und eine Untersuchung zu scheuen, wenn er ein reines Gewissen gehabt hätte? — Übrigens wurde Bastian schon früher einmal, im Jahre 1880 und zwar durch Cumberland entlarvt, welcher mit einer verborgen gehaltenen Spritze dem hervortretenden „Geiste" rechtzeitig eine Ladung kochenillefarbiger

Flüssigkeit ins Antlitz sendete. Die Spuren dieses Stoffes waren noch später merklich auf dem Angesichte des Mediums zu erkennen.

Andre Medien, die von dem unsauberen Gewerbe abließen, haben später oft bekannt, daß sie leuchtende Gewänder, mit Phosphoröl oder Balmaynfarbe getränkt, benutzt hätten, desgleichen dünne Masken, leichte Bärte und kleine Tücher, welche bald als Schleier, bald zum Turban oder zur Mütze geformt, verwendet werden. Der leichtgläubigen Menge gegenüber haben freilich mitunter die Spiritisten behauptet, daß die fraglichen Gewänder von den Geistern aus dem Jenseits mitgebracht würden, aus dem schönen Sommerlande, dessen Bewohner sich ebensolcher Gegenstände wie wir armen Erdenbürger bedienen sollen.

Unter den neuesten wohlgelungenen Entlarvungen wollen wir hier noch zwei Erfolge hervorheben, welche gegenüber zwei weiblichen Medien in überzeugender Weise erreicht wurden. Es ist einmal das sogenannte Wilhelmsburger Medium Betty Tamke und sodann das Leipziger Medium Valeska Töpfer.

Schon seit Jahren wanderten zahlreiche Gläubige insgeheim nach dem Orte Wilhelmsburg, welcher auf einer kleinen Elbinsel bei Hamburg liegt, um in dem Kreise ihrer verstorbenen Freunde und Angehörigen einige Stunden der Erinnerung zu verbringen. Als ein echtes und rechtes Medium, in spiritistischen Kreisen „Hamburgs Juwel" genannt, verstand dort die achtzehnjährige Tochter eines gewöhnlichen Bauern es, besser als jeder andre Sterbliche die Geister zu citieren. Allwöchentlich wurden in dem einfachen Hause ihres Vaters mindestens zwei oder drei Sitzungen abgehalten. Zahlreiche Geister abgeschiedener Menschen, von Cagliostro bis auf Professor Zöllner, erschienen dort und brachten den Anwesenden Mitteilungen aus dem Jenseits zu, auch sonstige Offenbarungen, Rezepte gegen Krankheiten und sogar Geschenke an Blumen und Kuchen.

Der Ruf des Mediums und der Andrang zu den Sitzungen der Betty Tamke nahm täglich zu, obschon der Vorsicht halber die Besucher nicht ohne weiteres, sondern erst nach genauer Erkundigung über ihre wohlmeinende Absicht zugelassen wurden. Trotzdem erhoben sich bald Zweifel über die Echtheit des Mediums, welche nachdrücklich zuerst von Professor Sellin ausgesprochen wurden. Einige Freunde der

Wahrheit suchten dann der Sache auf den Grund zu kommen und hatten die Genugthuung, gelegentlich einer Sitzung, in welcher sich eine weiße Erscheinung zeigte, mit kühnem Griff danach ein Handtuch zu erfassen. Indessen erhob der kontrollierende Geist durch den Mund der Betty Tamke seine Stimme und erklärte, daß jemand die Schürze des Geistes erfaßt habe, indem er zugleich bat, dieselbe gefälligst loslassen zu wollen.

Die eigentliche Entlarvung erfolgte am 18. April 1885, und zwar in Gegenwart eines der bekanntesten Spiritistenführer, des deutsch-amerikanischen Schriftstellers Cyriax aus Leipzig, welcher zu jener Zeit in Hamburg über den Spiritismus und dessen Stellung zur Wissenschaft Vorträge hielt. Schon in einer Vorsitzung am 17. April nach Schluß des Vortrags im Hotel du Nord wollte dem Genannten das Experiment nicht gelingen, welches er mit Betty Tamke in der Kunst des Gedankenlesens anzustellen beabsichtigte. Bezeichnend ist die Ausrede, welche Herr Cyriax endlich vorbrachte, daß nämlich der fragliche Zuschauer sich als den zu ratenden Gegenstand einen Spiegel gedacht habe; dieser enthalte natürlich Quecksilber und solches könnten die Geister nicht vertragen.

Als dann am 18. April bei Beginn der spiritistischen Sitzung Betty Tamke erschien und mit der Aufforderung hervortrat, sie darauf zu untersuchen, daß sie kein weißes Zeug an sich verberge, wurde dieser Aufforderung in jedenfalls dem Medium unerwarteter Weise von zwei anwesenden Damen entsprochen. In der That förderten auch beide aus dem Korsett des fraglichen Mediums zwei Betttücher und ein Handtuch zu Tage. Das Medium versicherte unter Thränen, daß der sie kontrollierende Geist ihr geheißen habe, einige Betttücher unterzustecken, zu welchem Zwecke sei ihr aber nicht bekannt. Die anwesenden Spiritisten suchten ihrerseits den Gästen begreiflich zu machen, daß die Geister im gegenwärtigen Falle dem Medium einen Schabernack gespielt hätten. Herr Cyriax endlich zog es vor, unbemerkt zu verschwinden.

In ähnlicher Weise gelang auch die Entlarvung der Frau Valeska Töpfer zu Leipzig, in einer Sitzung vom 26. Juni 1885. Zu Ehren dieser Dame muß freilich bemerkt werden, daß sie trotz ihrer wiederholten Weigerung doch von den Enthüllern, welche durchaus eine Entlarvung herbeiführen wollten, mit allen Mitteln der Überredung und

Belohnung zu einer Produktion geködert wurde. Sie ließ dann auch, nachdem sie sich der ihr zu Beginn der Vorstellung angelegten Fesseln leicht entledigt hatte, richtig ihre beliebten Geistergestalten, z. B. den Geist eines Kindes Namens Abilla, dann den einer schlanken Frauengestalt Adrienne kunstgerecht erscheinen. Bei der dritten Erscheinung reichte sie aber unvorsichtigerweise einem der Zuschauer die Hand und wurde

Dr. B. Cyriax. Führer der Leipziger Spiritisten.

nun ergriffen, indem zugleich einer der Verschworenen ihren Stuhl hinter dem Vorhang besetzte. Bei der Untersuchung fand man ein großes weißes Mullhemd, welches sie versteckt an sich trug, und in dem Dunkelraum verschiedene von ihr abgelegte Toilettenstücke. Natürlich fehlte es auch in diesem Falle zunächst an Ausflüchten nicht, doch hat später das Medium ausdrücklich eingestanden, daß die Geistermacherei reiner Schwindel sei.

Ein gleiches Geständnis wurde auch bei Schraps gelegentlich einer Sitzung in Warnsdorf in Böhmen erreicht, worüber die „Warnsdorfer Zeitung“ vom 15. und 29. September 1886 nachfolgendes berichtete:

„Die ‚antispiritistische Soiree‘, welche am 25. d. M. im ‚Kolosseum‘ stattfindet, verspricht eine äußerst interessante zu werden. Es handelt sich in dieser Soiree speziell für die Spiritisten darum, darzuthun, daß sämtliche in Gegenwart des spiritistischen Mediums hervortretenden Erscheinungen und Experimente nicht auf Handfertigkeit des Mediums, noch auf taschenspielerischer Fertigkeit oder Präparationen, sondern auf Mitwirkung von Geistern beruhen. Diese Theorie vertritt der in hiesiger Gegend bekannte Spiritist B. Schraps aus Mülsen, welcher zum Beweise für die Existenz der Geisterwelt mit seinem Kousin, dem sogenannten ‚Mülsener Medium‘ Emil Schraps die Welt bereist, um den Leichtgläubigen für Geld und gute Worte die Bewohner der vierten Raumdimension (frei nach Prof. Zöllner) vorzuführen. Obgleich diese Irrlehre durch die in den letzten Jahren vorherrschende antispiritistische Bewegung bedeutend unterdrückt wurde, unterlassen es spekulative Köpfe nicht, das recht einträgliche Geschäft der ‚Geisterdressur‘ auszunutzen, so lange es sich als ertragsfähig erweist. Herr Schraps, welcher sich nach dem Erscheinen des Werkes ‚Moderne Wunder; Enthüllungen über das Treiben der Spiritisten und Erklärung sämtlicher Experimente derselben‘ von Carl Willmann, in der Ausübung seiner Kunst wohl geschädigt fühlte, erklärte diesen Einwohnern gegenüber die Schilderungen des Autors für Unwahrheiten und Übertreibungen. Die Folge davon war, daß einige Herren zu diesem Zwecke eine Soiree am 25. d. M. im ‚Kolosseum‘ arrangiert haben, zu welcher außer Herrn Schraps und Herrn Willmann drei Herren des Leipziger Antispiritistenvereins ‚Abilla‘ ihr Erscheinen zugesagt haben. Es werden an diesem Abende mehrere spiritistische Experimente zur Vorführung gelangen. Herr Carl Willmann aus Hamburg, welcher sich bereit erklärt hatte, nach hier zu kommen, entschloß sich hierzu, um sich in uneigennütziger Weise am Vortrage zu beteiligen und dadurch im Interesse der Aufklärung zu wirken. Herr Willmann stellte die Bedingung, daß der Reinertrag dieses Abends zu einem mildthätigen Zweck verwendet werde. Außerdem erklärte sich der genannte Herr bereit, falls er nicht im stande sei, die gleichen Experimente, wie solche an diesem Abende von Herrn Schraps mit Hilfe seines Mediums und dessen Geister ausgeführt werden, an Ort und Stelle unter den gleichen Prüfungsbedingungen auszuführen, sofort 1000 Mark zum Besten eines wohlthätigen Zweckes zu zahlen. Man ist in allen Kreisen mit Recht gespannt auf das Endresultat dieses ‚geistigen Turniers‘, welches, wie anzunehmen, unter großer Beteiligung der Bevölkerung am Abend des 25. d. M. im ‚Kolosseum‘ ausgefochten wird.“

Die antispiritistische Soiree im „Kolosseum" zu Warnsdorf.

Den verflossenen Samstag werden die Spiritisten in ihrem Kalender schwarz anstreichen, denn die an diesem Tage im hiesigen „Kolosseum" abgehaltene antispiritistische Soiree hat zu einer so offenkundigen, niederschmetternden Kennzeichnung, zu einer so allgemeinen und unzweideutigen Verurteilung des verwerflichen und gemeingefährlichen Treibens der Spiritisten, dieser modernen Geisterbeschwörer, geführt, daß wir wohl hoffen dürfen, ein weiteres Umsichgreifen dieser Schwindellehre werde nicht stattfinden.

Zur Kennzeichnung der Spiritisten sei bemerkt, daß tags vorher, am Freitag, in einem Privathause eine spiritistische Sitzung stattfinden sollte, da die Spiritisten öffentlich nicht auftreten. Es sollten wenigstens einige Ungläubige einen Begriff von dem erhalten, was die Spiritisten mit Geisterhilfe zustandebringen.

Die Sitzung begann bereits eine halbe Stunde vor der angesetzten Zeit, da das Medium und dessen Führer darauf drangen. Sie erklärten wiederholt, daß Herr Willmann wohl aus Furcht nicht kommen werde, und verlangten, da sie prompt erschienen seien, daß die Sitzung beginne.

Die Anwesenden gaben dem Drängen des Mediums nach und banden dasselbe, nachdem sie erkannt hatten, daß es auf alle Fälle die Sitzung vor dem Eintreffen des Herrn Willmann beendigt sehen wollte und fürchteten, daß das Medium im andern Falle die Sitzung vereiteln würde.

Nachdem Schraps nun gebunden in das Dunkelzimmer gesetzt war, warteten die im Nebenzimmer befindlichen Personen fast eine halbe Stunde vergeblich, allein die Geister leisteten nicht das Geringste und vermochten das Medium auch nicht aus den Banden zu befreien. — Schraps erklärte, daß er nicht in den „Trance" kommen könne, wogegen die Ungläubigen aber erwiderten, daß er, da er nach den von Herrn Willmann gemachten Vorschriften gebunden, nicht im stande sei, ohne Verletzung der Knoten und Siegel aus den Banden heraus zu schlüpfen.

Die Spiritisten hatten sich überhaupt geweigert, die Sitzung zu beginnen, angeblich weil zwei Ungläubige zu viel da seien. Die Geister

der Spiritisten erscheinen nämlich nur, wenn die Gesellschaft nicht allzusehr „gemischt", d. h. wenn die Zahl der Nichtgläubigen die der Gläubigen nicht übersteigt.

Der Hauptgrund, warum die Geister nicht erschienen, war aber die Furcht vor Herrn Willmann, der sie schon mehrmals entlarvt hatte und dessen Ankunft mit dem nächsten Abendzuge jeden Augenblick bevorstand.

Kaum verriet das Geräusch des vorfahrenden Wagens die Ankunft des Herrn Willmann, als der Führer des Mediums letzteres durch Zerschneiden der Umbindungen aus den Fesseln befreite, so daß, als ersterer erschien, Schraps bereits aus den Banden befreit war.

So jagte Herr Willmann durch die bloße Aussicht, daß er komme, die Spiritisten in die Flucht, welche sich nun als wortbrüchig erwiesen und schleunigst den Rückweg antraten. — Hatte Schraps sich doch vorher schriftlich bereit erklärt, sich in Gegenwart mehrerer Zeugen an dem betreffenden Orte von Herrn Willmann binden zu lassen, sowie den Beweis anzutreten, daß er sich mit Hilfe der Geister aus diesen Banden zu befreien vermöge.

Herr Willmann hatte sich dagegen bereit erklärt, falls sich das Medium aus den diesem von ersterem angelegten Banden befreie, in der am nächsten Abend extra für diesen Zweck angesetzten Versammlung öffentlich zu erklären, daß Schraps mehr zu leisten vermöge als irgend ein Prestidigitateur, da keiner der letzteren im stande war, sich aus solchen Umbindungen zu befreien.

Hiergegen hatte Schraps sich weiter verpflichtet, falls seine Geister ihn nicht aus den von Herrn Willmann gemachten Umbindungen zu befreien vermochten, solches zur Steuer der Wahrheit in der für den nächsten Abend angesetzten Versammlung offen zu bekunden.

An der Samstagssoiree im „Kolosseum", welche ein tausendköpfiges Publikum von nah und fern herbeigeführt, beteiligte sich Emil Schraps nicht mehr; dagegen war Herr Bernhard Schraps anwesend. Nachdem Herr Thiele die Sitzung eröffnete, trat Herr Willmann vor, um in vortrefflicher Darlegung den seit den vierziger Jahren verderblich grassierenden spiritistischen Humbug zu kennzeichnen, dessen Hauptvertreter gegenwärtig Eglington und Schraps seien. Er charakterisierte die Gelehrten, die sich, wie Zöllner, Du Prel, Sellin und andre, zu

Verteidigern des Spiritismus aufgeworfen, von denen speziell Du Prel der ihm von Willmann angebotenen Lösung seines „Problems für Taschenspieler" ausweicht, legte die Entlarvung Slades, Cyriax' u. a. dar, nahm auch auf Erzherzog Johanns Entlarvung des Spiritisten Bastian Bezug und schilderte sodann Schraps. Er konstatierte, daß er das Medium Schraps so gebunden, daß selbes nicht loskommen konnte; und erzählte unter großer Heiterkeit, wie bei einer andern Sitzung, wo Schraps, angeblich von den Geistern getragen, schwebend am Vorhange erschien, zum großen Erstaunen und Gelächter der Zuschauer sofort ein Herr aus der Gesellschaft sich gleichfalls „schwebend" zeigte, indem er sich einfach oben am Thürstocke festhielt, wie dies auch Schraps gethan, dessen Finger die Spuren des am Thürstock angesammelten Schmutzes und Staubes zeigten.

Er teilte ferner mit, daß sich Schraps gelegentlich einer Sitzung ein ganz gewöhnliches Taschenspielerkunststück als Geistermanifestation vorzuführen erlaubte, indem er auf einer Messerklinge, von der er durch geschicktes zweimaliges Vorzeigen derselben Seite die Gesellschaft glauben gemacht, daß beide Seiten blank seien, von „Geistern" mit Kreide die Antwort auf die Frage schreiben ließ, wem der erste Toast gelten werde. Die Antwort überraschte natürlich. Dieses charakterisierte den Mann, der behauptete, mit der Geisterwelt in Verkehr zu stehen. Unter stürmischem Beifall schloß er mit der Erklärung, daß er mit aller Kraft mithelfen wolle, dieser Irrlehre entgegenzutreten, welche schon so vielen den Verstand gekostet und schon so manches Familienglück zerstört habe. Durch den allgemeinen, immer stärker sich erhebenden Ruf „Schraps antworten!" gezwungen, betrat Herr Schraps die Bühne, um seine Rechtfertigung gegenüber Herrn Willmanns Ausführungen zu versuchen. Er begann von „Unwahrheiten" zu sprechen, aber der allseitige Widerspruch und das Hinzutreten des Herrn Willmann entlockte ihm das weitere ungemein wertvolle Geständnis: „Ich habe ja nicht gesagt, daß das, was Herr Willmann sagte, Unwahrheiten seien!" Ein wahrer Sturm von Heiterkeit und ironischem Beifall brauste durch das Haus, und Herr Willmann konstatierte unter allgemeinem Beifalle, dieses Geständnis mit Befriedigung zur Kenntnis zu nehmen.

In ausdrucksvollen Worten wandte sich nun Herr Pfarrer Nittel gegen Schraps, den er aufgefordert habe, mit seinem Medium hinauf-

zutreten und das Licht nicht zu scheuen. Er schilderte die Entrüstung, die man bei dem Gedanken fühlen müsse, daß der Geist eines teuren Verstorbenen, der Geist einer Mutter auf die Pfeife eines Schraps herbeikommen müsse, um die Harmonika zu blasen. Schraps möge seine Behauptung beweisen und der Aufforderung des Herrn Willmann folgen; thue er das nicht, so sei er ein elender Schwindler.

Schraps, der sich inzwischen schon wieder auf seinem Platze im Zuschauerraum befand, erwiderte, „er müsse erst seinen Kousin fragen". Immer allgemeiner und stürmischer erschollen Entrüstungsrufe aus dem in höchster Aufregung befindlichen Publikum, „Schraps hinaus!" hörte man hier und da rufen, und wenn nicht Herr Willmann vorgetreten und, Schraps dem allgemeinen Mitleide empfehlend, gebeten hätte, ruhig zu bleiben, so wäre Schraps und vielleicht auch mancher seiner Genossen ohne Geisterhilfe schwebend aus dem Saale gebracht und aus dem Gebäude hinausgeschleudert worden.

Herr Schraps ist Sonntag früh, von Herr May geleitet, zu Fuß nach Eilbau gepilgert und hat seine Schande heimwärts geführt. Gegen ihn und seine Anhänger, Betrüger wie Betrogene, aber herrscht eine Stimmung, welche diese Leute gesellschaftlich unmöglich machen dürfte.

Jenen unsrer Mitbürger aber, welche die Hierherkunft des Herrn Willmann, sowie der Leipziger Herren vom Verein „Abilla" ermöglichten und so eine öffentliche Brandmarkung des Spiritistenschwindels herbeiführten, gebührt, gleich den genannten Herren, die sich so bereitwillig in uneigennützigster Weise eingefunden, der Dank aller Vernünftigen. Wohl werden die Betrüger, welche die Bethörten ausbeuten, im geheimen ihr Handwerk weiter treiben; wohl werden ihre Anhänger, die einen aus Eitelkeit mit höherer Weisheit sich brüsten, die andern aus Verrücktheit oder Dummheit, trotz all der erdrückenden Gegenbeweise wohl meist die alten bleiben. Aber es wurde hoffentlich der weiteren Ausbreitung des Wahnglaubens ein Riegel vorgeschoben und den Spiritisten die mahnenden Worte zugerufen: Treibt euer Handwerk nur weiter, wir können euch's leider nicht wehren, aber ruhig, das glaubt, treibt ihr es fürder nicht mehr!

Nach seiner Rückkehr von Warnsdorf wurde dem Herrn Willmann nachfolgendes Dankschreiben übersandt:

Euer Wohlgeboren!

Als der verderbliche, das geistige und materielle Wohl der hiervon Ergriffenen untergrabende Irrwahn des Spiritismus sich in unsern Heimatgauen immer bedrohlicher ausbreitete, wandte sich der Blick jener Männer, welche durch Entlarvung betrügerischer Apostel dem Unwesen ein Ziel zu setzen strebten, auf Sie, der Sie in Wort, Schrift und That bereits so vieles und Erfolgreiches in der Bekämpfung und Entlarvung der spiritistischen Betrüger zum Wohle der Menschheit geleistet.

Mit dem Klange des Namen „Carl Willmann" sollten jene falschen Zauberer verscheucht, mit dem Lichte der Wahrheit, welches Sie über die spiritistischen Gaukelkünstler verbreitet, das Dunkel gelüftet werden, in welchem jene Schwindler ihr unsauberes Wesen treiben.

Mit uneigennützigster, zuvorkommendster Bereitwilligkeit sind Sie, geehrter Herr, dem im Interesse der Wahrheit und Vernunft an Sie ergangenen Rufe gefolgt, haben die weite Reise von der großen Hansestadt bis in unsere Berge nicht gescheut und haben durch Ihr Erscheinen, durch Ihre überzeugenden und gewichtigen Darlegungen vom 25. September d. J. den Betrügern die Larve vom Gesichte gerissen, viele Hunderte über das wahre Wesen des Spiritismus aufgeklärt und Ihren Namen dauernd mit der hoffentlich bleibenden Zurückdrängung des Geisterschwindels in unsrer Heimat verknüpft.

Nehmen Sie hierfür namens aller Freunde des Lichtes und der Wahrheit von den Unterfertigten den Ausdruck des aufrichtigen Dankes und die Versicherung entgegen, daß wir Ihrer allezeit in Hochachtung und Verehrung gedenken werden.

Warnsdorf, den 30. September 1886.

Folgt die Unterschrift des Herrn Bürgermeisters, wie die einer Anzahl der Herren Mitglieder der Gemeindevertretung und vieler der angesehensten Persönlichkeiten Warnsdorfs.

Wir begegnen in dem vorstehenden Falle einem der vielen, in welchen die sogenannten Medien durch die Macht der Thatsachen zum Eingeständnis und mitunter auch zur Umkehr von ihrer verwerflichen Laufbahn veranlaßt sind. Anders steht es mit solchen wissenschaftlich gebildeten Fanatikern, die aus dem Wahnglauben sich gewissermaßen ein System gebildet haben und dasselbe nach allen Richtungen mit der Hartnäckigkeit, die einer guten Sache würdig wäre, verfechten. Zu solchen Männern zählen sogar Schriftsteller und Ärzte, Naturforscher und Philosophen. Es ist bekannt, daß nicht nur einige englische Physiker, wie Crookes und A. Wallace, hinter den spiritistischen Leistungen geheime, noch unerforschte Naturerscheinungen finden wollten, sondern daß sich ihrem Bestreben, daraus eine neue Wissenschaft, die Transcendentalphysik hervorzubilden, sogar einzelne deutsche Gelehrte, denen die neue Theorie in gewisse spekulative Anschauungen paßte, an-

geschlossen haben. Im Jahre 1872 spielte zu London als Medium Miß Florence Cook eine Rolle. Ihrer besonders nahm sich Crookes durch seine Autorität an, nachdem er verschiedene Experimente mit ihrer Hilfe durchgeführt hatte; ja er glaubte sogar von dem „Geiste", mit welchem Miß Cook verkehrte, bei elektrischem Lichte eine Photographie gewonnen zu haben.

Auch die Medien Mr. Home und Miß Fox überraschten den englischen Gelehrten durch anscheinend wunderbare Leistungen, welche er sich auf natürlichem Wege nicht zu erklären vermochte. Dahin gehört z. B. die Bewegung und das sich Erheben schwerer Körper wie Zimmermöbel, mit und ohne Berührung, aber ohne mechanische Kraftanstrengung; ferner das sich Erheben menschlicher Wesen und die scheinbare Gewichtsveränderung von Körpern; weiterhin die Erscheinung leuchtender Nebelformen, insbesondere aber selbstleuchtender oder auch im Tageslicht sichtbarer Hände; endlich das plötzliche Auftauchen und Verschwinden von Phantomen, Gestalten, Gesichtern ꝛc.

Aus allen diesen und andern Vorkommnissen, bemühte sich der englische Gelehrte den Versuch einer übersinnlichen Naturlehre aufzurichten, und er fand hierin namentlich bei dem deutschen Naturforscher F. Zöllner begeisterte Anerkennung. Wohl mag bei letzterem, von Natur so begabtem Menschen die Versenkung in Studien von geheimnisvoller Richtung mit einer gewissen persönlichen Anlage zur Erkrankung des Gehirnorgans und zur allmählichen, durch innere Unruhe geförderten Umnachtung des Geisteslebens erklärt und entschuldigt werden.

Zöllner wurde am 8. November 1834 zu Berlin geboren, wo sein Vater Musterzeichner und später Kattundrucker war. Er war der älteste Sohn unter seinen zahlreichen Geschwistern, und schon als Neugeborener zeigte er eine sehr eigentümliche, auffallende Verzerrung der rechten Backe, welche ihn später zu einer allgemein bekannten Persönlichkeit machte und ihn von der militärischen Dienstpflicht befreite.

Seine Vorbildung für die Universität erhielt er auf dem Köllnischen Realgymnasium zu Berlin. Von 1855 bis 1857 studierte er in Berlin und hierauf in Basel.

Schon in dieser Zeit traten die beiden Hauptseiten seines spä-

teren wissenschaftlichen Charakters hervor, und seine Phantasie äußerte sich in Gedichten, von denen er später verschiedene in seine wissenschaftlichen Werke aufnahm. Bemerkenswert unter diesen ist besonders eins, in welchem Zöllner als zwanzigjähriger Gymnasiast dem damals schon von ihm verehrten Kepler seine Huldigung darbringt, der er später wiederholt Ausdruck verlieh. Sein „Kometenbuch" ist der Erinnerung an Joh. Kepler, und ebenso das elfte Kapitel des zweiten Bandes seiner wissenschaftlichen Abhandlungen, welches einen Abdruck der anonymen Schrift: „Kepler und die unsichtbare Welt" enthält, gewidmet.

Neben seiner poetischen Thätigkeit trat zu jener Zeit auch schon der naturwissenschaftliche Beobachter in ihm hervor, und Poggendorfs „Annalen" brachten schon Beiträge von ihm, als er noch Student war. Seine wissenschaftliche Laufbahn war eine glückliche. Mit einer Arbeit über photometrische Untersuchungen, insbesondere über die Lichtentwickelung galvanisch glühender Platindrähte erwarb er sich im Jahre 1858 zu Basel den Doktortitel. Verheiratet war Zöllner nicht, und sein Leben spiegelt sich vollständig in seinen Schriften wieder.

Er starb am 25. April 1882, an welchem Tage ihn morgens $9\frac{1}{2}$ Uhr ein Schlaganfall ereilte, während er an der Vorrede seines in dritter Auflage zur Ausgabe fertig gestellten „Kometenbuches" schrieb. Nach andern Berichten soll Zöllner kurz vor seinem Tode dem Irrsinn verfallen sein; jedoch ist Bestimmtes hierüber bis heute nicht festgestellt worden.

Die Nachricht von seinem Tode erregte in allen Kreisen der sich seit Jahren halb freiwillig, halb unfreiwillig für ihn Interessierenden dieselbe Sensation, wie sonst die Nachricht von dem Erscheinen eines neuen Werkes von ihm, jedoch war dieselbe etwas andrer Art, als jene früheren. Sie stellte keine neuen Entdeckungen, keine neue Verwirrungen, und keinen neuen Skandal mehr in Aussicht; alles dieses war nun zu Ende. Demgemäß waren auch die Gefühle, mit welchen von den meisten die Nachricht aufgenommen wurde, wesentlich andre als diejenigen, die früher an Zöllners Namen geknüpft waren.

Diese Gefühle äußerten sich in vielen Nachrufen und Berichten der Tagespresse dahin, daß man Zöllners große Verdienste in seinem

Fache, der Physik und Astronomie, scharf hervorhob, dagegen aber seine übrige Thätigkeit, vornehmlich aber seine spiritistischen Studien und seine Polemik entweder ganz überging oder nur leise berührte.

Wer Zöllners Schriften nur einigermaßen kennt, der wird die überraschende Ähnlichkeit zwischen ihm und Kepler herausgefunden haben. Auch bei Zöllner erscheinen an der Spitze seiner Versuche und Entdeckungen philosophische Sätze. Während aber Keplers oberste Überzeugungen ganz bestimmte, an pythagoräische und neuplatonische Ansichten anklingende Vorstellungen enthalten, ist Zöllners Ausgangspunkt das reine, abstrakte Bedürfnis der Kausalität. Es gibt nach ihm in der uns umgebenden Welt Erscheinungen, gegenüber denen wir das Bedürfnis einer Erklärung verspüren. Er sagt, daß zur Befriedigung dieses Bedürfnisses gewisse Annahmen oder Hypothesen gemacht werden müssen, mit deren Hilfe eine Erklärung möglich wird.

Der Leser der Zöllnerschen Schriften wird manchmal veranlaßt, sich den Autor zu denken, wenn er mit der Absicht umhergeht, Natur und Menschen auf etwa in ihnen vorhandene Widersprüche sich anzusehen.

Man erkennt seine kühne produktive Phantasie und sein Bestreben, die gewonnene Hypothese zu verallgemeinern, oder eine bisher unbekannte Thatsache mittels ihrer ans Licht zu ziehen, oder ein Experiment, ein Instrument auf sie zu gründen, und findet, daß die Vereinigung aller dieser Eigenschaften das Kennzeichen von Zöllners wissenschaftlicher Persönlichkeit bildet.

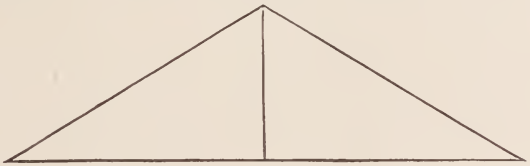
Nachfolgendes Beispiel mag dazu dienen, dieses zu erläutern.

Zöllner bezeichnet es in dem Gebiete des Raumes für notwendig, daß *begrifflich* identische Gebilde auch *anschaulich* als identische vorgestellt werden müßten.

Zieht man aus der Spitze eines gleichschenkeligen Dreieckes eine Senkrechte nach dessen Grundlinie, so erhält man zwei Dreiecke, welche begrifflich identisch, d. h. in denen alle Stücke der Reihe nacheinander gleich sind. Es ist nun aber nach Zöllner noch weiter erforderlich, daß auch eine anschauliche Identität zwischen beiden hergestellt wird, d. h. daß sie zur Deckung gebracht werden. Bekanntlich ist solches so lange unmöglich, als die beiden Dreiecke aus der Ebene des ur-

sprünglichen Dreieckes nicht heraustreten. Man mache den Versuch, zeichne zwei Dreiecke in der angegebenen Weise auf Papier und schneide sie unter Beibehaltung ihrer gegenseitigen Lage aus. (Siehe untenstehende Zeichnung.)

Mag man nun die beiden Dreiecke in der Ebene des Tisches, auf welchem sie sich befinden, herumbewegen, wie man will, es wird nicht gelingen, ihnen eine derartige Lage zu geben, daß man sie zur Deckung übereinander schieben könnte. Um dieses Ziel zu erreichen, ist es vielmehr nötig, daß eins von ihnen durch den außerhalb der Ebene, in der dritten Dimension, gelegenen Raum hindurchgeführt und hier umgeklappt werde. Solches geschieht am einfachsten in der Weise, daß man eins der beiden Dreiecke um eine seiner Seiten um 180° herumbewegt, bis es wieder mit der Ebene zusammenfällt; dann wird es ein Leichtes sein, die beiden Dreiecke durch bloßes Verschieben in der Ebene zur Deckung zu bringen. Hiermit ist es nun bewiesen,



daß jene uns zunächst nur als begrifflich identisch bekannten Figuren auch anschaulich identisch waren; es ist somit der Widerspruch, welcher in unsrer Raumanschauung läge, wenn das erstere ohne das letztere stattfände, beseitigt.

Nun gibt es aber bekanntlich in unserm dreidimensionalen Raume in der That Gebilde, welche zwar alle Teile der Reihe nach miteinander gleich haben, wie jene beiden Dreiecke, welche aber in keiner Weise zur Deckung gebracht werden können. Es sind dies die sogenannten symmetrischen Körper, z. B. ein Paar Handschuhe. Man müßte schon einen von ihnen umziehen, d. h. zuvor seine Form ändern, wenn man beide zur Deckung bringen wollte. Dieses Mittel ist jedoch an und für sich ausgeschlossen, denn die Forderung lautet eben dahin, die Gegenstände mit Beibehaltung ihrer Form, durch bloße Lageveränderung im Raume, zur Deckung zu bringen, so wie ja auch jene beiden Dreiecke zur Deckung gebracht wurden, ohne ihre Form zu verändern.

Da solches nun bei den Handschuhen auf keine Weise möglich ist, so konstatiert Zöllner einen Widerspruch innerhalb unsrer Raumanschauung und sagt, es sei Thatsache, daß es in derselben begrifflich identische Körper gibt, welche gleichwohl nicht anschaulich identisch gemacht werden können.

Zur Hebung dieses Widerspruches müssen wir eine Hypothese aufstellen und so ist dies keine andre, als die der berüchtigten vierten Dimension. Nämlich: wie die Ebene, in welcher unsre beiden Dreiecke, die wir in ihrer ersten Lage zu einander ebenfalls als symmetrische bezeichnen können, sich befanden, noch von Raum, der in der dritten Dimension liegt, umgeben ist, so denken wir uns auch unsern vollen körperlichen Raum noch von anderm Raum umgeben, der aber nunmehr in der vierten Dimension liegt. Wie für ein Wesen, welches nur in der Ebene lebte und empfände, jener andre in der dritten Dimension liegende Raum nicht wahrnehmbar sein würde, obwohl er dessen ungeachtet natürlich existiert, so ist auch für uns im vollen körperlichen Raum Lebende und Empfindende der in der vierten Dimension um uns herum liegende Raum zwar durchaus nicht wahrnehmbar, er kann aber selbstverständlich deswegen doch existieren.

Endlich, wie die beiden in der Ebene liegenden symmetrischen Dreiecke zur Deckung gebracht wurden, indem eins von ihnen in den Raum der dritten Dimension erhoben, in diesem umgeklappt und in veränderter Lage in die Ebene zurückgebracht wurde, so müßte auch ein symmetrischer Körper, wie z. B. der rechte Handschuh zur Deckung mit dem linken dadurch gebracht werden können, daß er in die vierte Dimension erhoben, hier umgeklappt, in dieser veränderten Lage in unsern Raum zurückgenommen und nunmehr mit dem linken durch Darüberziehen zur Deckung gebracht würde.

Daß ein solcher in der vierten Dimension liegender Raum aber wirklich existiere, sind wir nach Zöllner deshalb gezwungen anzunehmen, weil ohne diese Annahme der Widerspruch vorhanden sein würde, daß zwei begrifflich identische Gegenstände gleichwohl nicht zur anschaulichen Identität gebracht werden könnten.

Von diesem Ausflug in das Reich der Hypothese kehrt nun Zöllner zur Umschau in der uns wahrnehmbaren Welt zurück, um zu sehen, ob sich in derselben noch andre Thatsachen finden, welche gleich-

falls durch jene Hypothese erklärt werden könnten. Merkwürdigerweise fand er solche Thatsachen vor. Es kommt nach Zöllner nämlich bei spiritistischen Experimenten vor, daß Gegenstände aus unserm Raum zeitweilig spurlos verschwinden, um hernach in denselben unversehrt zurückzukehren. Das Verschwinden von Gegenständen in spiritistischen Sitzungen entspräche demnach dem Verschwinden des einen Dreieckes aus der Ebene in den Raum der dritten Dimension hinein oder dem Verschwinden des Handschuhes aus unserm dreidimensionalen Raum in denjenigen der vierten Dimension.

Den Beschluß dieser ganzen, durch das Reich der Phantasie hindurchgeführten Gedankenreihe machen die mit Slade angestellten Experimente, durch welche Zöllner den Nachweis eines neuen Gebietes der Forschung zu erbringen strebte.

Es muß hier bemerkt werden, daß lediglich sein Eintreten für den Spiritismus und seine Polemik die Ursache ist, daß man anfing ihn allein zu lassen und ihn mit öffentlichen Angriffen und Verhöhnungen zu überschütten. Die bedeutendsten Männer zogen sich von diesem Augenblick an von ihm zurück. Als dann sehr bald auch die Angriffe in der Presse begannen, behandelte Zöllner seine Gegner im wesentlichen in derselben Weise, wie er solche in seinem „Kometenbuch“ angewandt hatte, aber freilich mit für ihn ungünstigem Erfolge. Die Zumutung, die spiritistischen Erscheinungen für wahr zu halten, nahm jeder als eine Art persönlicher Beleidigung auf. Wenn dann der kühne Verteidiger Sladescher Ehrlichkeit sogar daran ging, die Verstandeskräfte einiger seiner Gegner, sowie schließlich eines großen Teiles seiner verehrlichen Zeitgenossenschaft zu analysieren und in Zweifel zu ziehen, so verstand es sich natürlich von selbst, daß er unrecht hatte, und daß sich die bedeutendsten Männer der Wissenschaft mit vollem Grund von ihm zurückzogen.

Was nun die von seiten spiritistischer Freunde so oft gerühmte Beobachtungsgabe Zöllners anbetrifft, so ließe sich hierüber viel sagen; allein es würde zu weit führen, an dieser Stelle alle die von ihm mit Slade gemachten Experimente und Versuche eingehend durchzugehen und zu widerlegen. Nur so viel mag hier erwähnt sein, daß die von Zöllner vorgenommenen Prüfungen und Maßnahmen, wie solche z. B. bei dem Münzenexperiment von ihm angewandt wurden, sehr große

Lücken aufwiesen. Durch die Beschreibung dieses Experimentes bewies Zöllner, wie vertrauensselig er gegen Slade, und wie ungenügend die von ihm ausgeübte Kontrolle war.

Es scheint jedoch das Vertrauen und die Slade entgegengebrachte Freundschaft nicht von langer Dauer gewesen zu sein, wie solches durch folgendes erwiesen wird:

Das Vertrauen Zöllners zu Slade wuchs um so mehr, als letzterer unter andern Experimenten in Gegenwart Zöllners, angeblich mit Hilfe der Geister, Tafelschrift erzielte. Dieses Vorkommnis, welches Zöllner für seine Beweisführung des Vorhandenseins der Bewohner der vierten Dimension von größter Bedeutung erschien, bestimmte denselben, Slade zu veranlassen, sich mit ihm photographieren zu lassen. In dem nebenstehenden Bilde, welches aus dem Nachlasse Zöllners stammt, sehen wir, wie beide in der Betrachtung eines Schriftstückes versunken sind.

In welcher Beziehung dieses Schriftstück zu der vorher erzielten Tafelschrift stand, konnte leider nicht festgestellt werden; jedoch soviel ist erwiesen, daß die zwischen beiden bestehende Freundschaft nicht von langer Dauer war, und daß Zöllner wenige Tage nach der Abreise Slades von Leipzig zu der Einsicht gelangte, daß letzterer sich die Leichtgläubigkeit wie das Vertrauen Zöllners für seine Zwecke zu nutze gemacht hatte.

Wenige Tage nach der Abreise Slades kam Zöllner zu dem Photographen, welcher nebenstehendes Bild im Auftrage Zöllners angefertigt hatte, und schilderte diesem unter dem Ausdruck der vollen Entrüstung, in welcher Weise Slade seine Vertrauensseligkeit mißbraucht und ihn selbst betrogen habe. Er ersuchte den Photographen um sofortige Auslieferung der photographischen Platte, um hierdurch zu verhindern, daß weitere Bilder nach derselben angefertigt würden, und kein Mißbrauch von andrer Seite hiermit getrieben werden konnte.

Zöllner selbst vernichtete hierauf die Platte, zerschlug sie in kleine Stücke und zerriß die vom Photographen fertig gestellten Bilder, um auf diese Weise jede Erinnerung an die erlittene Schmach auszulöschen.

Der Verfasser, welcher Gelegenheit fand, die Verhältnisse Zöllners eingehend zu erforschen, hat konstatiert, daß der bei letzterem sonst im reichen Maße vorhandene Humor nach diesem Vorfall verschwunden

Professor Zöllner und das Medium Slade.

Nach einer Original-Photographie.

und an dessen Stelle eine Art Schwermut oder Melancholie bei ihm eingekehrt war.

Vielleicht hat dieser Umstand zu der Annahme geführt, daß die letzten Tage seines Lebens geistig umnachtet waren. So viel man diese Ansicht auch begegnet, so ist, trotzdem man nach allem Vorliegendem zu der Annahme des letzteren wohl berechtigt ist, wie schon angedeutet, der Beweis hierfür nicht erbracht.

Man kann wohl annehmen, daß ein derartiges Erlebnis an Zöllner, der als ein Mann von tiefem Denken und vielem Wissen galt, nicht unberührt vorüberging; und wenn man nun bedenkt, welchen Eindruck außerdem das Fernhalten seiner früheren Freunde, Kollegen und Bekannten auf ihn machte, so findet man für die ihn in der letzten Zeit seines Lebens beherrschende Schwermut, Niedergeschlagenheit, oder wie man seinen geistigen Zustand auch immer bezeichnen mochte, die volle Erklärung.

Trotz der vielseitigen Abneigung, die ihm seitens der deutschen Gelehrtenwelt, wenn auch nur schweigend, widerfuhr, fand Zöllner doch hier und da einzelne Vertraute, deren wenn auch nur teilweise Zustimmung ihn in seinen vorgefaßten Meinungen bestärken mochte. Um so höhere Anerkennung gebührt dem offenen und männlichen Entgegentreten, mit welchem ein Leipziger Kollege dem vielleicht zu seinem Heile frühzeitig durch den Tod erlösten Manne die wissenschaftlichen Verirrungen klar legte, und es ist zu bedauern, daß diese offene Aussprache des Herrn Prof. W. Wundt zu Leipzig nicht in die weiteren Kreise des Volkes gedrungen ist. Es sei deshalb gestattet, in dieser für die große Menge berechneten Schrift aus der trefflichen Darlegung des eben genannten Philosophen folgende Andeutung über die Wirkung des modernen Aberglaubens wiederzugeben:

„Schon die Gefahr der Entfremdung von einer ernsten, dem Dienste der Wissenschaft oder eines praktischen Berufes gewidmeten Arbeit ist in Betracht zu ziehen. Noch höher anzuschlagen sind die unwürdigen Vorstellungen von dem Zustande des Geistes nach dem Tode; am verderblichsten endlich erscheint das Zerrbild, welches das spiritistische System von dem Walten einer höheren Weltordnung entwirft, indem es Menschen von ganz gewöhnlicher geistiger und sittlicher Begabung zu Trägern übernatürlicher Kräfte und damit zu aus-

erlesenen Werkzeugen der Vorsehung stempelt. In allen diesen Zügen und vor allem in den Materialisationen der Geister oder vielmehr Gespenster verrät sich eine grob materialistische Tendenz, deren sich wohl die meisten deutschen Spiritisten nicht bewußt werden."

Nach der Überzeugung des Verfassers läßt sich diese zuletzt angedeutete Entschuldigung häufig auf eine blinde, hartnäckige Verfolgung vorgefaßter systematisch ausgebauter Ideen begründen, wie wir es insbesondere bei Berufsschriftstellern der spiritistischen Sache annehmen dürfen. Allerdings haben auch sie nur zu wohl aus eigner Erfahrung den praktischen Lug und Trug sogenannter Medien kennen gelernt, aber sie halten dann ihr offenes Zugeständnis solcher Fälle für ausreichend, um ihr Gewissen über die festgehaltene Möglichkeit, daß es auch ehrliche und wirkliche Medien geben könne, zu beschwichtigen.

Zu solchen unerschütterlichen Anhängern der spiritistischen Lehre scheint auch der Schriftsteller Cyriax in Leipzig zu zählen. Aus seinem oben erwähnten, in Hamburg gehaltenen Vortrage geht solches deutlich hervor. Das Thema dieses Vortrages lautete: „Wahres und Falsches im Spiritismus und dessen Stellung zur Wissenschaft."

Etwas Interessantes bot der Redner nicht, er versuchte die Berechtigung der Spiritismus zu dem Anspruch auf wissenschaftliche Erforschung zu beweisen, was ihm auch bei den Gläubigen gelungen sein mag. Unbefangene Zuhörer hat er nicht überzeugt, denn die Logik, welche er entwickelte, konnte weder der philosophischen Schulbildung, noch dem gesunden Menschenverstande behagen.

Ausgehend davon, daß viele sogenannte spiritistische Manifestationen sich als Sinnestäuschungen erwiesen, betonte er selbst, daß viel Schwindel mit dem Spiritismus getrieben würde, ermahnte die Anwesenden, nicht alles für bare Münze zu nehmen, was angebliche spiritistische Medien vorführen, anderseits aber auch dasjenige, was sich als wirklich „geisterhaft" bewiesen, anzuerkennen.

Man müsse überhaupt, riet er, den Spiritismus so lange studieren, bis man von der Wahrheit desselben überzeugt sei. Redner versicherte, daß man ihn schon vor 34 Jahren für verrückt erklärt habe, als er als praktischer Arzt, von Amerika kommend, das Magnetisieren bei seinen Patienten habe in Anwendung bringen wollen.

Hiernach erging sich der Vortragende in ziemlich verworrener

Weise über die Bedeutung des Spiritismus als Wissenschaft und führte einige gelehrte Autoritäten, z. B. die Professoren Zöllner, Weber, Fechner und den berühmten Huzzen-Tuttle ins Feld, welche den Spiritismus wissenschaftlich behandelt und somit in die Reihe der Wissenschaften aufgenommen hätten. Auch wäre, wie er hinzufügte, der Spiritismus längst als Wissenschaft proklamiert worden, wenn die Gelehrten nur, gleich ihm, den nötigen Mut bewiesen, für die Sache einzutreten. Allein die Herren wollten sich nicht der Gefahr aussetzen, für irrsinnig erklärt zu werden, und hielten sich aus diesem Grunde vom Spiritismus fern.

Wenn sich ferner die vorher genannten Autoritäten darauf bezögen, daß sich die Wissenschaft mit mancherlei Dingen früher nie beschäftigt habe, welche sie jetzt eifrig pflege, so sei dies eine verkehrte Anschauung, da bekanntlich der Spiritualismus das Übersinnliche durch individuelle Geister sinnlich veranschaulichen wolle, während die Wissenschaft nach jahrtausendlangem Ringen endlich zu dem Standpunkte gelangt sei, der in stetem Wechsel von Ursache und Wirkung die Erscheinungswelt im allgemeinen erklärt und in Einzelheiten zu erklären sucht.

Diese Worte richten sich selbst. Ebenso der am Schluß des Vortrages erlassene Appell an das religiöse Gewissen der Zuhörer. Redner behauptete, daß nur der Spiritualismus dem Menschen einen sittlichen Halt geben könne, da er die Unsterblichkeit der Seele beweise und somit den Menschen zur Religion zurückführe.

Die Dunkelsitzung.

Es leuchtet ohne weiteres ein, daß die sogenannte Dunkelsitzungen, in welchen die Handfertigkeit der Medien zu einer freieren, weil unsichtbaren Entfaltung gelangen kann, die beliebteste Form für ihre Vorführungen sein muß.

Man weiß nun einmal, daß die „Geister" der Spiritisten, gleichwie letztere sich und ihr Treiben in mystisches Dunkel hüllen, das Licht scheuen; sind es doch in der That Geister der Finsternis, welche das Licht nicht nur gern entbehren, sondern sich nach dieser Entbehrung sogar sehnen.

Die Anordnung der Dunkelsitzungen kann auf verschiedene Weise vor sich gehen. Einige Medien bilden ein Glied des durch Handreichen geschlossenen Kreises, andre setzen sich in die Mitte des Kreises oder auch in ein anliegendes Zimmer, welches von den Zuschauern durch eine Portiere in der offenen Thür getrennt ist. Im letzteren Falle wird das Schließen der Kette nur für einige Minuten und angeblich nur deshalb vorgenommen, damit das magnetische Fluidum von den die Kette bildenden Personen auf das Medium übertragen werde.

Bastian war eines der bedeutendsten Medien, die im Kreise sitzend ihre Experimente ausführten und hierbei auf sehr geschickte Weise verfuhren. Vor Beginn der Sitzung ließ er das Licht auslöschen und die Fenster so dicht verschließen, daß nicht der geringste Schein von außen hereindringen konnte. Die Gesellschaft bestand in der Regel aus zehn bis zwölf Personen, von denen mindestens ein Teilnehmer in die Geheimnisse des Mediums eingeweiht war.

Nach Schließung des Kreises wird die Unterhaltung nur noch im Flüstertone geführt, bis das Medium der Gesellschaft empfiehlt, sich recht ruhig in der angenommenen Stellung zu erhalten, damit der magnetische Kreis nicht unterbrochen werde.

Plötzlich verstummen alle, und man hört nur noch das gleichmäßige Klatschen der Hände des Mediums, was beweisen soll, daß das Medium selbst an den nun folgenden Erscheinungen nicht beteiligt sei. Einer der Anwesenden, ein Compère des Mediums, macht den Vorschlag, etwas zu singen, da die Geister den Gesang liebten und sich alsdann viel gefälliger zeigen. Der Gesang beginnt; vorerst beteiligen sich nur wenige, bis schließlich alle mitsingen. Da ertönt ein Schreckensruf und man erfährt, daß einer der Anwesenden soeben von unsichtbarer Hand am Ohr gezupft und ein andrer gekitzelt worden sei.

Das Medium klatscht ununterbrochen im gleichen Tempo weiter, hat aber insofern eine Veränderung vorgenommen, daß es, anstatt mit beiden Händen wie bisher aneinander zu schlagen, jetzt mit der linken Hand an seine linke Backe schlägt, während die Rechte nacheinander die im Kreis herumsitzenden Personen berührt. Letztere glauben, daß ein Bewohner der andern Welt sich den Scherz erlaube, und verstummen, als plötzlich eine Geisterstimme sich vernehmen läßt.

Der Führer hat den Anwesenden inzwischen erklärt, daß, wenn die Geister sich dem Zirkel zugesellten, ein kühler Luftzug im Zimmer bemerkbar werde, und fast alle versichern, daß sie bereits diese Wahrnehmung gemacht haben. Der Compère des Mediums lacht sich hierbei ins Fäustchen; weiß er doch, daß das Medium die freie rechte Hand nicht unbenutzt ließ, sondern mit ihr ein im Rockfutter verborgenes Papierrohr hervorholte, es leicht aufblies und dann allen Umsitzenden einen Luftzug damit entgegenblies. Dasselbe Papierrohr benutzt das Medium, um durch Hindurchsprechen die Geisterstimme nachzumachen.

Plötzlich bemerkt eine Person, daß kleine Flämmchen in der Nähe des Mediums umherfliegen, welche so schnell wie sie gekommen auch wieder verschwinden. Die Anwesenden werden unruhig, und der Führer sieht sich veranlaßt, sie daran zu erinnern, daß die Kette nicht unterbrochen werde. Er macht ihnen klar, daß, wie diese Flämmchen anzeigten, die Geister sich materialisieren würden, in welchem Falle große Dinge zu erwarten wären. Die kleinen Flämmchen, die inzwischen von

allen wahrgenommen sind, seien die Materie, woraus sich die Geister bildeten, indem sie dieselbe allmählich dem Gehirn des Mediums entzögen.

Alles lauscht den Worten des Erzählers und harrt, aufs äußerste gespannt, der Dinge, die da kommen sollen. Das Medium hat aber inzwischen das Papierrohr wieder verborgen und die Fingerspitzen mit Phosphoröl oder leuchtender Balmaynfarbe versehen, welche auf ein Lederläppchen aufgetragen und vorher mit Magnesiumlicht intensiv beleuchtet, unter dem Rockfutter verborgen gehalten wird.

Ein weiter Handschuh, dessen Fingerspitzen wie vorbeschrieben präpariert sind, erfüllt den gleichen Zweck und bietet den Vorteil, daß die Hände des Mediums später keine Spuren aufweisen. Dieser Handschuh ist mit einem Überzuge versehen, der vorerst gestattet, daß die Fingerspitzen leuchtend hervortreten. Je nachdem sich dann die Geister materialisieren sollen, zieht das Medium diesen Überzug von dem Handschuh ab und über seinen Arm. Am unteren Rande des Handschuhs ist der cylinderische Überzug angenäht, so daß er an dieser Stelle einfach umgekehrt und über den Arm gezogen werden kann. Da aber die gleichfalls präparierte Innenseite nun frei wird, so ist es möglich, nicht allein eine Hand, sondern den ganzen Unterarm bis zum Ellbogen hinauf materialisiert erscheinen zu lassen. Selbstverständlich ist nur die Innenseite der Hand leuchtend, so daß dieselbe durch einfaches Umdrehen oder Anlegen am Körper in der Dunkelheit wieder verschwindet. Das Medium steckt alsdann die Hand unter den Rock, zieht den Handschuh hier ab und bringt ihn an den verborgenen Platz zurück.

Immer noch hört man das gleichmäßige Klatschen, und nebenbei nimmt man wahr, daß eine neben dem Medium liegende Spieluhr aufgezogen wird und ihre melodischen Weisen erklingen läßt. Nicht selten wird sie von Geisterhand im Kreise herumgeschwungen, wobei sie dann auch wohl den Umsitzenden sichtbar wird. Einer der letzteren ward soeben von einer kalten Geisterhand berührt und fängt an zu schreien, während der Führer auch schon darauf aufmerksam macht, daß ein ihm bekannter Geist hinter dieser Person erscheint. Sobald die Anwesenden dieses wahrgenommen haben, tritt wieder Ruhe ein; man ist überrascht von dem soeben gebotenen Anblick, und das Geistergesicht zieht sich dann ebenso schnell wieder in die höhere

Raumsphäre zurück. Es braucht wohl kaum noch gesagt zu werden, daß es nur eine mit Phosphoröl imprägnierte Maske war. Sie wurde vom Medium oder auch vom Compère verborgen gehalten und mit Hilfe einer zarten, aber aus Metall gearbeiteten Blumenschere in die Entfernung gerückt. Zur Erzeugung der „eiskalten Totenhand" hatte das Medium nur nötig, seine eigne Hand mit geläutertem Äther anzufeuchten. Zu solchem Zwecke benutzte er einen getränkten flachen Schwamm, der gleichfalls unter dem einen Ärmel im Rockfutter verborgen war. In Fällen, wo das Medium zwar mit einer Hand an seine Backe schlägt, aber die andre um das Handgelenk der neben ihm sitzenden Person gelegt hält, bedarf es noch eines besonderen Mittels, um letztere Hand ohne Auffallen zu befreien. Das Medium birgt für solche Fälle in seinen Kleidern eine Mechanik, welche aus Uhrfedern gefertigt, mit Gummi ausgepolstert und so geformt ist, daß man sie zwischen Daumen und Zeigefinger halten kann. Die Vorrichtung ist mit einem Scharnier versehen, in der Art einer Armspange, und ist durch einen Druck leicht verstellbar, schnell zu öffnen und zu schließen. Diese Spange setzt das Medium seinem Nachbar auf, dabei dessen Arm umfassend, läßt seine Hand langsam los, und der Nachbar glaubt die Hand des Mediums noch zu fühlen, während dasselbe ruhig experimentiert. Zum Schluß erfaßt das Medium die Armspange wieder vorsichtig, nimmt sie ab und verbirgt sie.

Die von den Geistern gebrachten Geschenke, Blumen, Bonbons oder Kuchen, werden ebenfalls vom Medium verborgen gehalten und zur geeigneten Zeit unbemerkt hervorgeholt und verteilt. Die Herbeibringung größerer Geschenke, z. B. eines blühenden Kaktusses, der, wie Herr Herrmann in seinem spiritistischen Werke sagt, während einer Sitzung von einem befreundeten Geiste, aus dem Sommerland kommend, inmitten ihres Zirkels auf den Tisch gestellt wurde, läßt darauf schließen, daß die dienstbaren Geister sich im Zirkel selbst oder in seiner unmittelbaren Nähe im Sitzungszimmer befinden.

Welchen bedeutenden Nutzen würde es für die Menschheit haben, wenn die Spiritisten es ermöglichen könnten, die vorgeblichen Geister und deren Leistungsfähigkeiten zu nützlichen Zwecken zu verwerten. Es würde sich alsdann mancher nach einem Medium umsehen und

durch dasselbe einem verstorbenen Onkel, Bruder oder sonstigen Verwandten aus dem Jenseits seine Not klagen und denselben um Unterstützung ersuchen. Würden die Geister sich ihren Angehörigen nicht entgegenkommend zeigen müssen? Sollen sie doch nach der Lehre der Spiritisten in der andern Welt nichts entbehren, alles viel besser und reichlicher haben als wir; ja sie haben sogar Zutritt zu den Bergwerken, denen sie Gold und Silber entnehmen könnten.

Statt die Kartenlegerin zu besuchen, würden alsdann die Neugierigen, um einen Blick in die Zukunft zu thun, sich um ein Medium scharen, dessen kontrollierender Geist über alles Auskunft zu geben vermag.

Wir brauchten weder Post noch Telegraph, sondern statt der Beamten würde jedes Postamt mit einer entsprechenden Anzahl Medien ausgerüstet und die kontrollierenden Geister würden die Übermittelung der Pakete und Briefe pünktlich besorgen. Die telephonische Verbindung würde sich als überflüssig erweisen; sobald jede Familie ihre Angehörigen prüft, wird sich ein Medium oder eine Person vorfinden, die zu einem solchen herangebildet werden kann, um die Übermittelung der Nachrichten von Haus zu Haus auf die einfachste kostenlose Weise zu besorgen.

Nun, die Zeit mag solches lehren; vorläufig fehlt es noch an einer Naturgeschichte der Geister, und man sieht sich vergebens nach einem Werke um, welches Aufschluß geben könnte über ihren Aufenthaltsort, über ihre Beschaffenheit und ihren Charakter.

Die Hand- und Fußabdrücke.

Die Geister sprechen nicht nur durch den Mund der Medien und spielen nicht nur mit den umherliegenden Instrumenten, sondern sie materialisieren sich sogar, werden in der Nähe begabter Medien sichtbar und tastbar, ja sie liefern zum Beweise hierfür sogar Fuß- und Händeabdrücke.

Auf dieses Rätsel des spiritistischen Geisterunfugs wollen wir hier näher eingehen.

Die Paraffinhände werden bis heute noch als größter Beweis für die Leistungsfähigkeit der Geister betrachtet, sie bilden eine kräftige Stütze der spiritistischen Irrlehre.

Das Medium nimmt bei solchen Vorführungen ebenfalls hinter einem Vorhang oder in einem zweiten Zimmer Platz, nachdem es vorher untersucht und in einen Tüllsack gesteckt ist. Dieser wird um den Hals zugebunden und die Knoten werden versiegelt, so daß der Gebrauch der Hände bei dem Experiment gänzlich ausgeschlossen scheint.

Nachdem das Medium so verwahrt auf einem Stuhl Platz genommen hat, wird auf einem Tische daneben eine Schüssel mit geschmolzenem Paraffin und eine andre mit kaltem Wasser gestellt. Würde man nun eine Hand abwechselnd in das flüssige Paraffin und in das Wasser stecken, so würde das erstere erkalten und einen wachsartigen Überzug bilden, der abgelöst als Form dienen kann. Sobald diese Form mit Gips gefüllt wird, erhält man einen Abguß der Hand. Bei dieser Ausführung wäre das Medium genötigt, die Form an den Seiten mit einem Messer aufzuschneiden, um die Hand herauszuziehen. Hierdurch würde die abgeformte Hand nachher eine

Naht erkennen lassen, die auf Vorgänge ungewöhnlicher Natur schließen ließe. Außerdem hätte das Medium seine Hände nicht frei und würde somit gar nicht im stande sein, seine eigne Hand abformen zu können, zumal der Sack von einem der anwesenden Beaufsichtiger geliefert und in keiner Weise präpariert ist. Ebenso ist das Einschmuggeln einer bereits fertigen Form unbedingt ausgeschlossen, da das Medium vorher genau untersucht ward, auch das Gewicht der Paraffinschüssel vorher festgestellt wurde, an welchem nach Schluß der Sitzung nur so viel fehlen darf, als die Hohlform wiegt.

Nach diesen Vorbereitungen beginnt die Sitzung; alle Anwesenden ziehen sich in das Sitzungszimmer zurück, und das Medium bemüht sich in den Verzückungszustand zu kommen. Es wird immer ruhiger im Zimmer, man hört nur noch den einen oder den andern der Gesellschaft sich mit seinem Nachbar im Flüstertone unterhalten, welches mitunter durch ein Geräusch unterbrochen wird, das dem Knacken eines Stuhles gleicht. Ob dieses Geräusch durch das Medium oder durch freundliche Geister hervorgerufen wird, oder ob durch das Bewegen der Flüsternden, vermag man nicht zu unterscheiden. Plötzlich aber hört man ein Plätschern, ein Räuspern und Hantieren, woran man deutlich zu erkennen vermag, daß die Geister bei der Arbeit sind.

Alle Anwesenden lauschen erwartungsvoll. Plötzlich ertönen Klopflaute, worauf die Geister Licht verlangen.

Nun wird Licht gebracht, und man findet das Medium in Verzückung auf dem Fußboden liegen. In der Schüssel mit Wasser aber schwimmt eine Hohlform der Hand aus Paraffin.

Nachdem das Medium sich erholt hat, schreiten die Anwesenden zur Prüfung, und nun wird festgestellt, daß die Paraffinform in Wirklichkeit aus dem nebenstehenden geschmolzenen Paraffin gewonnen war, wie es die Wage ergibt.

Der Sack und dessen Umbindung erweisen sich in gutem Zustande und sind ohne jegliche Verletzung.

Auf welche Weise war es nun für das Medium möglich gewesen, die Form einer Hand herzustellen?

Viele Anwesende glaubten natürlich, daß nur ein Geist seine Hand habe abformen können, da sie überzeugt waren, daß das Zimmer des Mediums gänzlich abgeschlossen und versiegelt war, und daß somit

niemand hätte als Helfer dienen können. Ferner könnte das Medium selbst eine unverletzte Paraffinform auch gar nicht fertig bringen, und endlich blieb die Annahme der heimlichen Unterschiebung einer vorher fertig gestellten Form wegen der genauen Untersuchung gänzlich ausgeschlossen.

Zur Erklärung scheint demnach nur noch der Glaube an die Materialisation eines Geistes übrig, der die Paraffinform über seine Hand gebildet und sie dann ruhig im Wasser liegen lassend, sich wieder entmaterialisiert und empfohlen hätte. Einfacher und natürlicher wird indessen der vernünftigen Anschauung wohl folgende Aufklärung dünken.

Das Medium ist stets im Besitze einiger wohlpräparierter Handschuhe verschiedener Größe. Es wird nämlich über eine vom Bildhauer modellierte Geisterhand mit Runzeln und Warzen eine elastische Leimform genommen. Man gießt in dieselbe sogenanntes Lederkollodium, aus einer Mischung von zähem Kollodium und Rizinusöl bereitet, wodurch man nach dem Trocknen einen Kollodiumhandschuh erhält. An der Stelle aber, wo der Arm anfängt, setzt man ein dünnes Röhrchen ein und umschnürt letzteres luftdicht mit einem Faden.

Den auf solche Weise vorgerichteten Handschuh verbirgt das Medium, indem es denselben klein zusammengerollt unter den Gummizug der Stiefelette steckt. So scharf auch das Medium untersucht wird, niemand denkt daran, daß die Geisterhand in der Stiefelette verborgen ist.

Sobald nun das Medium allein ist, befreit es sich aus den Fesseln der einen Hand, setzt sich auf den Fußboden und holt den Kollodiumhandschuh aus der Stiefelette hervor, um ihn von innen durch die Umbindung des Sackes am Halse vorzuschieben. Die Umbindung gestattet nämlich in der Regel, daß man bequem einige Finger zwischen ihr und dem Halse durchführen kann. Das Medium nimmt darauf das Röhrchen in den Mund, zieht mittels desselben den Handschuh ganz hervor, bläst diesen auf und taucht ihn aufgeblasen abwechselnd in Paraffin und Wasser ein. Nach und nach bildet er eine Form, die fest genug ist, um das Auslösen des Kollodiumhandschuhs durch fleißiges Schütteln, Saugen und Spülen in dem kalten Wasser zu ermöglichen. Ist nun der Handschuh aus der Form befreit, so zieht das Medium mit Hilfe der durchgesteckten Finger denselben wieder

zu sich in den Sack, rollt ihn klein zusammen, bringt ihn an sein Versteck zurück, legt sich gemütlich auf den Fußboden, meldet durch Klopflaute, daß der Spuk beendet ist, und gibt sich den Anschein, als läge es selbst bewußtlos da, bis einer der Anwesenden, der von dem Treiben wohl unterrichtet ist, sich seiner erbarmt und es entmagnetisiert.

Ein andres Zeichen für die sogenannte Materialisierung der Geister wird mit Hand- und Fußabdrücken in Mehl auf Tellern oder in Ruß auf Papierbogen vorgeführt. Für eine Sitzung des Mülsener Mediums, Emil Schraps, welche zu Hamburg 1884 in Gegenwart des Verfassers stattfand, wurde auch dieses Experiment in Aussicht gestellt. Es war deshalb ein über einer Petroleumlampe geschwärzter Papierbogen in einer Höhe von etwa anderthalb Meter vom Fußboden neben der Ausgangsthür des Zimmers, worin das Medium saß, mit Zeichenstiften an die Wand befestigt und somit jedem beliebig erscheinenden Geiste gestattet, seine Visitenkarte darauf abzugeben.

Leider kam dieser Erfolg jedoch nicht zustande, obschon die angeblich im Zimmer anwesenden Geister mehrmals darum ersucht wurden. Ob sie sich nun eben nicht in dem Grade zu materialisieren vermochten, um Abdrücke liefern zu können, oder ob die stetige Bewachung der Ausgangsthür, welche zum Vorplatz führte, den Zutritt der mithelfenden Geisterfreunde verhinderte, wollen wir dahingestellt sein lassen. Es fanden in jener Sitzung keinerlei Abdrücke statt. Allerdings versicherte der Führer des Mediums, daß jene Zeichen sonst fast in allen bis dahin stattgefundenen Sitzungen, z. B. in München, Leipzig, Wien ꝛc. vorgekommen seien. Die von ihm bei dieser Gelegenheit genannten Herren, darunter Autoritäten der Kunst und Wissenschaft, haben indessen auf ausdrückliche Anfragen geantwortet, es sei keiner von ihnen überzeugt worden, daß die vorgeführten Fußabdrücke von materialisierten Gestalten herrühren müssen. Die Herren glaubten vielmehr, daß die Abdrücke vom Medium selbst gefertigt worden, nur wußten sie eine natürliche Erklärung für die Art der Mache nicht anzugeben. Auch wurde versichert, daß der eine Mehlabdruck die genaue Form des rechten Fußes des Mediums selbst gehabt habe, und daß in den Falten seiner Fußsohle und unter den Nägeln und Zehen etwas Mehl aufgefunden sei. Ein Hamburger Spiritist, dem gleichfalls das fragliche Medium bekannt ist, gab die

Auskunft, daß er mehrmals dieselbe Wahrnehmung gemacht hätte. Indessen sei dadurch noch keineswegs bewiesen, daß das Medium selbst den Abdruck ausgeführt habe. Nach seiner Ansicht wäre es nichts Seltenes, daß die Geister die Abdrücke von den Füßen der Medien herstellten, um zu beweisen, daß sie auch im stande seien, an der Stelle, wo der Fuß des Mediums am Stuhlbein gebunden sei, den Stoff zu durchdringen. Letzterer würde somit mehrmals durchdrungen. Zunächst werde nämlich das Bein aus der Schlinge befreit (ob hierbei das Bein oder die Schnur durchdrungen wird, vermochte der Herr jedoch nicht zu sagen); alsdann würde Stiefeln und Strumpf abgezogen, ein Abdruck hergestellt, der Fuß wieder bekleidet und dann unter wiederholter Stoffdurchdringung das Bein wieder in die Schlinge hineingebracht.

Die Frage, warum aber die Geister den Fuß des Mediums, wenigstens oberflächlich, wieder vom Mehl reinigten, und warum dieselben sich nicht damit begnügten, den Fuß einfach aus der Schlinge zu bringen anstatt ihn im Mehl abzudrücken, blieb unbeantwortet. Der Herr meinte schließlich, die Geister ließen sich nicht gern Vorschriften machen, und bewies hiermit von neuem, daß die Spiritisten stets, wenn auch nichtssagende Ausreden bei der Hand haben.

Die den sogenannten „wissenschaftlichen Abhandlungen“ Professor Zöllners beigegebenen photographischen Reproduktionen der Fußabdrücke zeigen ganz deutlich die Spuren der Strümpfe, wie sich jeder leicht durch Augenschein aus dem fraglichen Werke überzeugen kann. Wenn diese Abdrücke von einem Fuße genommen wurden, welcher im Augenblick des Abdrückens entkleidet war, so muß dieser Fuß noch kurz zuvor mit einem Strumpf bekleidet gewesen sein. Ein lebenswarmer Fuß weist nämlich so lange die Spuren der Strumpfmaschen auf, bis sich nach einigen Minuten die kleinen Abzeichnungen der Maschen allmählich wieder verlieren. Will man nun allen Ernstes bei den fraglichen Abdrücken Geisterarbeit annehmen, so muß man auch glauben, daß die Geister sich mit der Textilindustrie beschäftigen, oder daß wenigstens die weiblichen Geister und die selig entschlafenen Schäfer drüben im „Sommerland“ das Strumpfstricken fortsetzen!

Mag auch dieser fromme Wahn manche irdische Naturen anheimeln, so steht er jedoch mit der spiritistischen Hauptlehre nicht im Einklang, nach welcher die Geister, um uns zu erscheinen, sich erst

materialisieren müssen; sie können daher nicht schon vorher Strümpfe tragen, ehe sie materialisiert worden sind. Nach ihrer Materialisierung, wobei sie also auch Strümpfe anzögen, bedürften aber die Geister immerhin noch einer geraumen Zeit, um die nötige Lebenswärme zu erzeugen, damit die Abdrücke der Strumpfmaschen am materialisierten Fuß erscheinen können. Letzterer müßte sich in einem Stiefel oder Schuh wenigstens eine halbe Stunde herumbewegt haben, da es feststeht, daß sich ohne solche Bekleidung und deren Druck die Abformungen der Maschen gar nicht oder wenigstens nicht erkennbar bilden.

Zu alledem findet jedoch der Geist keine Zeit, da er sich in zehn Minuten materialisieren und zugleich den Fußabdruck liefern soll.

Unter verschiedenen Briefschaften, welche aus dem Nachlasse des verstorbenen Professors Zöllner in Leipzig stammen, befindet sich auch ein Schreiben des wohlbekannten Malers Gabriel Max. Derselbe hatte an den Sitzungen des englischen Mediums Mr. Eglinton in München teilgenommen und auch der Entlarvung dieses Mediums mit beigewohnt.

Mr. Eglinton zeigte nämlich sein Hauptstück, welches darin bestand, daß ihn die Geister bis an die Decke des Zimmers hoben, so daß er dann einige Hieroglyphen auf dieselbe kritzelte. Vorher hatte man an seinen Füßen und an seiner linken Schulter eine leuchtende Blume befestigt.

Zunächst bemerkte nun der rechts vom Medium sitzende Nachbar, daß Eglinton, während er Zuckungen simulierte, nach dem Herabkommen vom Tische, die linke Hand seines Nachbars rechts und die rechte Hand seines Nachbars links so dicht zusammengeführt hatte, daß er nun beide Hände mit seiner eignen linken Hand bedecken konnte. Hierdurch blieb ihm seine rechte Hand frei, um alle Experimente selbst auszuführen.

Im Eifer des Spukens vergaß Eglinton sogar die leuchtenden Blumen, an deren Bewegung die Nahesitzenden erkannten, wie er sich Mühe gab, mit seinem Fuße die Stühle hin und herzuwerfen, um dadurch Lärm zu erregen, und wie er sich eines Papierrohrs bediente, um mit dessen Hilfe die Geisterstimmen hervorzurufen.

Nachdem Licht angezündet worden, bemerkte Eglinton, daß seine rechte Hand eine verräterische Schwärze zeigte. Sie lieferte den Anwesenden, welche vorher die auf dem Tische stehende Spieluhr geschwärzt

hatten, den Beweis, daß das Medium sie selbst aufgezogen und im Kreise herumgeschwungen haben mußte. Die Folge davon war, daß Mr. Eglinton sofort aus München verschwand.

In dem fraglichen Briefe, welchen der Maler Gabriel Max über die mißlungene Sitzung Eglintons an Professor Zöllner schrieb, kommt ersterer auch auf die Fußabdrücke zu sprechen und beschreibt, wie er solche auf geschwärztem Papier in einer Sitzung vorgefunden hatte. Er giebt unverhohlen sein Mißtrauen hierüber kund. Gleichwohl blieb Zöllner bei seiner Vormeinung stehen, daß nur die Geister die Fußabdrücke geliefert haben könnten, denn es sei festgestellt worden, daß die Abdrücke kleiner als der Fuß des Mediums gewesen seien; auch habe das Medium keine Spur der Schwärze an seinem Fuße zurückgelassen. Da außerdem noch mehrere Abdrücke größer oder kleiner als der Fuß des Mediums gewesen, so zog der Herr Professor den Schluß, daß sich die Bewohner der vierten Dimension bis zu ihm verstiegen hätten. Er blieb dieser Überzeugung bis zu seinem Tode getreu und wurde das Opfer der schlauesten Betrüger, welche sich freuten, in ihm einen Vertreter ihrer Irrlehren gefunden zu haben. Ihr Verfahren, welches sehr einfach die Zöllnerschen Bedenken löst, bestand nämlich darin, daß vorher Fußabdrücke in verschiedenen Größen und Formen in Gips hergestellt, d. h. nur die Fußsohlen abgeformt wurden, und daß hierdurch eine dünne Kollodiumform geschaffen ward, die aus dem Gips hervorgeholt, genau die Fußabdrücke nebst den Abzeichnungen der Strumpfmaschen aufwies, wie solche die erste Form in Gips durch den Fuß enthielt. Diese dünnen Kollodiumformen zusammengerollt und verborgen, wurden vom Medium während der Sitzung hervorgeholt, auf den geschwärzten Papierbogen und hiernach auch wohl noch einmal auf einen weißen Papierbogen abgedruckt. Letzterer lag auf dem Boden und sollte zum Beweise dafür dienen, daß die Geister beim Verschwinden noch über denselben gelaufen seien, so daß sich der schwarze Fußabdruck hier wieder zeigte.

So wird lediglich durch Vorspiegelungen eine Anzahl von Anhängern durch jede gelungene Sitzung gewonnen, die nun oft blindlings den Führern folgen und auch bereit sind, pekuniäre Opfer für die „gute Sache" zu bringen, ja oft sich der Lehre so weit hingeben, daß sie Familie, Geschäft und Gesundheit dafür opfern.

Wie wenig genau selbst bedeutende Männer die von ihnen erlebten vermeintlichen Wunder beschreiben, lehrt der nachfolgende von Zöllner erzählte, von Fechner richtig gestellte Vorgang:

Zöllner schreibt: „Wissenschaftliche Abhandlungen" Band 3, Seite 354 über seine Experimente mit Slade, daß bei einer gelegentlich im Nebenzimmer veranstalteten Sitzung, an welcher Fechner, der damalige Dekan der medizinischen Fakultät, Professor Braune und er selbst teilnahmen, der Stuhl Fechners, während dieser auf demselben saß und er von Slade nur leise an der Lehne berührt wurde, sich mit dem Daraufsitzenden ungefähr einen halben Fuß über dem Fußboden erhob und beim plötzlichen Herabfallen ziemlich heftig aufstieß.

So wie dieser Vorgang geschildert wird, ist derselbe höchst wunderbar und für den Taschenspieler nicht ausführbar.

Wie anders aber klingt es, wenn man die handschriftliche Berichtigung Fechners dazu liest, welche dem Verfasser durch die Güte des Herrn Dr. med. Borcherdt in Hamburg, aus dessen Sammlungen, die aus dem Nachlasse Zöllners stammen, zur Verfügung gestellt wurde.

Fechner schreibt, daß er und Slade sich zuerst gegenüber saßen, während Professor Braune zur Rechten des Mediums seinen Platz hatte. Auf Verlangen Slades mußte sich nun der schwerere Professor Braune auf Fechners Platz setzen, während dieser auf den Stuhl rechts vom Medium plaziert wurde. Hierauf berührte Slade den Fechnerschen Stuhl nicht nur leise, sondern er bog sich, selbst sitzen bleibend, zu Fechner herum und legte seinen Arm über dessen Stuhllehne. Nun erst hob sich der Stuhl mit dem Daraufsitzenden ca. einen Fuß hoch und wurde darauf unsanft niedergelassen. Eine merkliche Zeit schwebend blieb er, wie Fechner ausdrücklich bemerkt, nicht.

So erzählt, läßt sich dieses Experiment vom Prestidigitateur allerdings ebenfalls ausführen. Ein kräftiger Mann kann eine leichte Person, die am Tische rechts von ihm sitzt, mit einem Bein leicht in die Höhe heben, besonders wenn er mit dem fest um deren Stuhllehne gelegten Arm nachhilft.

Man ersieht also hieraus, daß man selbst bei solch bedeutenden Männern wie Zöllner, auf dessen von ihm beschriebenen Experimente alle andern Herren Gelehrten wieder Bezug nehmen, berechtigt ist, die Frage aufzustellen, ob die Prüfung von seiner Seite auch eine

strenge und die Beschreibung seiner Experimente auch eine ausführliche und genaue war.

Daß Zöllner bei seinen Tafelexperimenten, die er mit Slade unternahm, ebenfalls nicht allzu gewissenhaft und vorsichtig, sondern sehr vertrauensselig operierte, beweist eine durch den erwähnten Herrn Dr. med. Borcherdt bekannt gewordene Thatsache, für welche derselbe den vollen Beweis zu erbringen jederzeit bereit ist.

„Der berühmte Professor der Chirurgie T. in Leipzig war mit Professor Zöllner eine Wette eingegangen über die Möglichkeit, daß eine von ihm selbst auf das sorgfältigste verschlossene Tafel von Geisterhänden nicht beschrieben werden könne. Die Tafel hatte der betreffende Herr Zöllner im guten Glauben unter der Bedingung übergeben, daß derselbe sie bis zum Versuche nicht aus seinen Händen geben sollte.

Wie erstaunte der Herr Professor T., als er erfuhr, daß Zöllner die Tafel dennoch auf unbestimmte Zeit fortgegeben hatte; als ob Siegel, mit denen sie verwahrt waren, nicht zu lösen seien.

Dieser Mangel an Mißtrauen von seiten Zöllners bewirkte, daß die Wette sofort aufgegeben wurde.

Das große Interesse, welches der Verfasser daran hatte, ein derartiges Tafelexperiment einmal persönlich mit anzusehen, ließ ihn wiederholt den Versuch machen, ein Medium von Ruf hierzu zu veranlassen; aber leider gelang ihm dieses nicht. Er teilt mit Herrn Dr. Carl du Prel die Ansicht, daß es nur zwei Wege gibt, sich zu orientieren: — Entweder zu lesen oder selbst zu sehen. — Ersteres hatte er, fühlte sich aber durch die bereits angeführten Umstände nicht befriedigt und schritt nun dazu, zu sehen. Was er bis heute sah, hat keinen Beweis für die Echtheit der Medien geliefert. Um einmal ein echtes Medium kennen zu lernen, nahm er Veranlassung, sich gelegentlich einer Anwesenheit in Leipzig nach einer Sitzung eines Mediums umzusehen. Leider war auch dieses vergeblich, da ein solches, wie es hieß, zur Zeit nicht am Platze sei. Seine Nachforschungen blieben aber insofern nicht ohne Erfolg, als er hierbei durch Zufall in den Besitz einer Doppeltafel gelangte, welche gleichfalls aus dem Nachlasse Zöllners stammte und mit der ein Medium in seiner Gegenwart ein Experiment ausgeführt hatte, das, wenn es von einer wirklichen und echten Manifestation herrührte,

gewiß angethan war, das Vorhandensein der vierten Dimension zu beweisen.

Es ist dieses eine der viel beschriebenen Doppeltafeln, deren zwei Längsseiten mit zwei Scharnieren versehen sind, wogegen die beiden andern Längsseiten zwei Metallhülsen besitzen, in der Art, wie sie aus Leder gefertigt sich an einem Notizbuch vorfinden und zur Aufnahme des Bleistiftes, hier zur Aufnahme des Schieferstiftes dienen. Die eine Innenseite der Tafel ist mit Ruß geschwärzt, in welcher sich der Abdruck einer mittelgroßen linken Hand befindet, welcher jede Falte derselben sowie den gerillten Hautabdruck deutlich wiedergibt. Diese Tafel enthält an der einen schmalen Längsseite, an welcher sich die Hülsen befinden, rechts und links von diesen je

Die Slade-Tafel (geschlossen).

zwei, also im ganzen vier Siegel, mit den Abdrücken der Buchstaben: F. Z.; die beiden schmalen Seiten waren je mit einem vier Zentimeter breiten Papierstreifen umlegt, und außerdem war jedes Ende derselben mit einem Siegel versehen und zwar derart, daß dieses Siegel halb den Papierstreifen und halb die breite Seite des Rahmens deckte. Diese vier Siegel enthalten die Inschrift: Prof. Dr. A. W.

Aus diesen Siegeln nun, welche die der Professoren Zöllner und Dr. A. Wach sind, ist die Echtheit der Tafel zu erkennen, und Zöllner mag sich derselben bedient haben, um einen Versuch damit anzustellen.

In seinen Werken schildert Zöllner den Vorgang derartiger Experimente in genügender Anzahl und versucht es ja auch, dieselben zu erklären. Wenn man nun aber die im Besitz des Verlegers befindliche Doppeltafel einer scharfen Prüfung unterzieht, so bemerkt man an derselben gar bald etwas Auffälliges, was zum Nachdenken Veranlassung gibt.

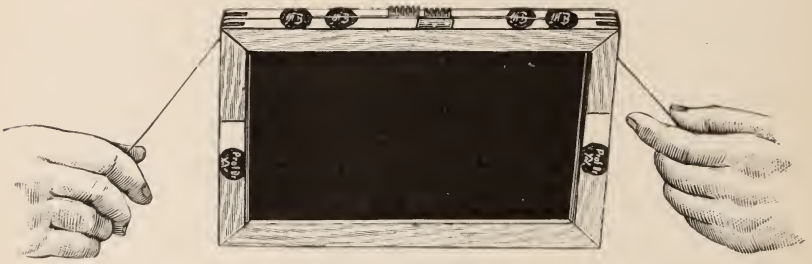
Die vier Siegel des Herrn Professors W. zeigen deutlich Spuren, die erkennen lassen, daß daran gearbeitet worden ist. Nicht ein einziges von diesen befindet sich in einem solchen guten Zustand, wie diejenigen, welche von Herrn Zöllner herrühren. Erstere sind undeutlich, und bis auf eins fast unleserlich gemacht; aber nicht abgeschliffen durch den Gebrauch der Tafel, sondern sie sind stellenweise platt gedrückt und lassen ganz deutlich die Spuren von Fingern erkennen. Man ist daher zu der gar nicht unwahrscheinlichen Annahme berechtigt, daß diese vier Siegel zu irgendeinem Zweck gelöst und wieder aufgesetzt waren; sowie, daß dabei die Siegel erwärmt wurden und dann die Spuren der Finger zurückgeblieben sind, welche sich, als die Siegel noch warm waren, auf denselben abdrückten. Wahrscheinlich sind nur zwei dieser Siegel, welche auch am meisten beschädigt erscheinen, gelöst worden, um die hierzu gehörigen Enden der beiden Papierstreifen beim Öffnen der Tafel zurückschlagen zu können. Die vier Zöllnerschen Siegel sind dagegen gänzlich unversehrt; aber in einer Weise erbrochen, wie man solches für gewöhnlich beim Eröffnen eines Siegels nicht zu thun pflegt.

Hält man die Doppeltafel mit der schmalen Längsseite, auf welcher sich diese Siegel befinden, vor sich, so daß man gerade gegen diese, wie gegen die Siegel sieht, und drückt man beide Holzrahmen aneinander, so glaubt man, die Siegel seien vollständig unverletzt. Das Aufbrechen derselben ist mit einer so großen Sauberkeit ausgeführt, daß es niemand bemerken würde, wenn man die Tafel in angegebener Weise vorzeigt. Eine Öffnung der Siegel, wie sie hier vorliegt, ist nur in einer Art, und zwar wie folgt, möglich.

Wenn man einen ganz feinen Stahldraht, etwa in der Stärke von 0,2 mm zwischen beide Tafeln bringt, so daß er der Länge nach dazwischen liegt und an beiden Seiten etwa ein Fuß lang hervorsieht, so braucht man nur die Doppeltafel zwischen die Knie zu nehmen, so daß die schmale Längsseite derselben nach oben gerichtet ist und die beiden Drahtenden straff anzuziehen, bis der Draht unter den Siegeln liegt, worauf man ihn dann langsam hin und herzieht. Der Draht wird durch die Reibung warm; diese Wärme teilt sich dem Siegellack mit und genügt, um dem ersteren freien Durchzug zu gestatten. Die Siegel sind auf diese Weise sehr sauber zu durch-

schneiden, so daß, wie es bei den vorliegenden der Fall ist, auch nicht eine Spur vom Schnitt zu sehen ist, sobald man die Tafeln zusammendrückt.

Die einzige Schwierigkeit besteht darin, den Draht auf geschickte Weise durch zwei aneinander gelegte Tafeln hindurch zu bringen. In Wirklichkeit sieht sich dieses aber schwieriger an, als wie es ist. Es genügt, wenn man an den beiden Enden der Tafel, an derjenigen Längsseite, an welcher wo sich die beiden Scharniere befinden, ein paar Taschenmesser zwischen die Rahmen führt. Diese heben beide Rahmen genügend voneinander ab, um einen dünnen Draht hindurch führen zu können. Übrigens ist dieses Experiment kaum erforderlich, da der Schnitt von oben ebenso gut ausgeführt werden kann.



Die Öffnung der Slade-Tafel.

Eine andre Eröffnung der Siegel ist gänzlich ausgeschlossen, wenn dieselben in dem Zustande bleiben sollen, wie es die vorliegenden sind. Würde man z. B. mit einem Messer die Siegel, dem Längsschnitt der beiden Tafeln entsprechend, durchtrennen, so würden erstere dadurch ganz bestimmt ein wenig verletzt werden. Es würde an der Stelle, wo der Schnitt gemacht werden soll, Lack ausspringen oder das Messer würde eine Spur hinterlassen. Ersteres würde auch der Fall sein, wenn man ein Messer zwischen die Rahmen führte und dieselben auseinander brechen wollte. Wiederholt angestellte Versuche haben den Beweis geliefert, daß eine andre Vornahme bei der Öffnung der vorliegenden Siegel als die hier angegebene nicht stattgefunden haben kann.

Jetzt fragt es sich, wer kann diese sonderbare Öffnung vorgenommen haben? — Zöllner selbst? — Das steht nicht zu er-

warten; denn wenn Zöllner nach Beendigung einer Sitzung die Tafel öffnete, um das Resultat kennen zu lernen, so wählte er nicht diese Art und Weise. Es ist als sicher anzunehmen, daß er einfach die Papierstreifen durchschnitten haben würde und die Tafel erbrochen hätte. Letzteres kann aber bei der vorliegenden nicht der Fall gewesen sein. Das Durchschneiden mit einem Drahte ist von ihm ebenfalls kaum zu erwarten gewesen. Außerdem finden wir nirgends in seinen Werken auch nur eine Andeutung hierüber noch eine Erklärung für eine derartige Eröffnung. Wir sind also genötigt, unsern Blick auf eine andre Person zu richten, und da ist die nächste wohl das

Die geöffnete Slade-Tafel mit Abdruck der Hand auf der einen geschwärzten Innenseite.

Medium. Hier fragt es sich, wann sollte das Medium die Öffnung der Tafel vorgenommen haben? — Etwa während der Sitzung? — Dieses ist wohl kaum anzunehmen, denn wenn das Öffnen in der beschriebenen Weise auch keine großen Schwierigkeiten bereitet, so nimmt es doch immerhin viel mehr Zeit in Anspruch, als ein Medium sich während einer Sitzung nehmen kann, ohne die Aufmerksamkeit der Umsitzenden auf sich und sein Treiben zu lenken. Es ist demnach nur möglich, daß die Tafel vom Medium vor Beginn der Sitzung bereits geöffnet, der Abdruck der Hand hergestellt und die erstere wieder geschlossen wurde.

Setzen wir den Fall, Zöllner, welcher oft Gastfreundschaft übte, und bei dem resp. bei dessen Freunden bekanntlich wiederholt Medien

wohnten, erhielt die Tafel auch dieses Mal von einem Herrn zum Zwecke eines Versuches zugesandt, und er beehrte das Medium mit der ihm eignen Vertrauensseligkeit, so fand das letztere vielleicht in der Abwesenheit Zöllners wenige Minuten Zeit und Gelegenheit, die Tafel zu präparieren, sei es auch nur um sich wenigstens diesen Erfolg zu sichern, falls sich die Sitzung sonst vielleicht als eine Fehlsitzung erweisen sollte. Es wird ja von spiritistischer Seite behauptet, daß es Medien gibt, welche echt sind, die es aber dennoch nicht unterlassen können, sich da, wo sich ihnen eine Gelegenheit dazu bietet, den Erfolg zu sichern. Nehmen wir also an, Slade gehörte zu dieser Gattung der Medien, und er hätte vielleicht aus einer zufälligen Äußerung Zöllners schließen können, welcher Art er oder der Zusender der Tafel für die nächste Sitzung eine Manifestation erwarte, so konnte er dementsprechend präparieren, denn er wußte ja, daß die Forscher oft schon erfreut sind, überhaupt nur einen Beweis erhalten zu haben. (Zöllner sagt in seinen „Wissenschaftlichen Abhandlungen", Band III, daß er eine derart verschlossene Tafel in das Zimmer Slades gelegt hätte, da letzterer nicht anwesend war, und daß eine Sitzung einige Tage später stattfand, wobei dann diese Tafel in Anwendung kam.) Die Papierstreifen konnte das Medium nun mit Hilfe der darauf halb befestigten Siegel so stramm über die Rahmen ziehen, daß die beiden Tafeln dadurch schon zusammengehalten wurden. Wenn nun die drei Herren, welche sich gegenseitig mit Vertrauen beehrten, zu der Sitzung schritten, so fanden sie die Tafel ja in bester Ordnung vor, und es hätte einer sehr scharfen Prüfung derselben bedurft, um die Öffnung der Siegel zu erkennen, da dieses mit bloßen Augen kaum möglich war. Beim Schluß der Sitzung angelangt, hätte das Medium, um jeden Verdacht zu beseitigen, z. B. den Vorschlag gemacht, der Herr Professor Zöllner möchte in seinem eignen Interesse die Siegel möglichst schonen, und hätte ihm seine Idee unterbreitet, die Siegel dem Längsschnitt der Tafel entsprechend zu durchschneiden, oder noch besser, dieselben mit einem feinen Draht zu durchtrennen, von dem sich bei Professor Zöllner in Art der dünnen elektrischen Leitungsdrähte ja genügend vorfand, da er denselben zu Experimenten benutzte.

Das Medium fand sich gewiß bereit, dem Herrn Professor seine

Idee verständlich zu machen, und es unterliegt wohl kaum einem Zweifel, daß dieser dem Medium den Durchschnitt der vier vordersten Siegel in seiner Vertrauensseligkeit selbst überließ. Daß dieser Schnitt jetzt nur noch ein fingierter war, das vermochte Zöllner kaum zu erkennen. Außerdem hatte er ja auch das Bewußtsein, die Hauptsache, die Durchschneidung der Papierstreifen, sowie das Aufschlagen der beiden Tafeln selbst vorgenommen zu haben.

Durch diese Erklärung wird bewiesen, daß es keine Unmöglichkeit ist, selbst Gelehrte zu täuschen.

Der Herr Dr. Carl du Prel wird hieraus erkennen, daß der Verfasser nicht aus den von ihm angeführten Gründen Zweifler ist, sondern daß es noch andre Gründe gibt, welche einen Menschen bestimmen können, sich einer Sache fern zu halten, welche nicht vom Schwindel frei ist.

Daß aber nicht heute schon jeder Mensch dem Spiritismus huldigt und selbst die Gelehrten in größter Anzahl nichts davon wissen wollen, ist aus vielen Gründen ganz erklärlich. Und wenn zehn Gelehrte wie Dr. Carl du Prel, Prof. Hartmann und andre mit einem Male für die Sache zusammen eintreten würden, so würde doch die größte Anzahl der Gelehrten, welche der Sache heute den Rücken kehren, sagen: „Gebt uns den Beweis, daß der Betrug ausgeschlossen ist, und verlangt nicht, daß wir der Echtheit der Sache früher Glauben schenken sollen!“

Finden sich nicht selbst im Kreise der Spiritisten eine große Anzahl Zweifler vor? In dem Nachlasse Zöllners findet sich unter vielen andern auch ein Schreiben von Gabriel Max vor, welcher durch seine Bilder schon die Huldigung des Spiritismus zu erkennen gibt. Dieser Herr schrieb an Zöllner bezüglich der Fußabdrücke und drückte seinen Zweifel über die Echtheit derselben darin aus. Er sagt in diesem Schreiben, daß der Fußabdruck unmöglich von einem vierdimensionalen Wesen herrühren könne, denn derselbe weise ja ganz deutlich die Spuren eines soeben abgezogenen Strumpfes auf! (Diese Abdrücke, welche photographiert wurden und in den Zöllnerschen Werken ihre Vervielfältigung fanden, weisen diese Spuren ebenfalls auf.)

Der Schreiber dieses Briefes gelangt nun zu der Ansicht, daß

demnach, wenn Zöllner diese Erfolge als echte bezeichnete, die Geister ja gleich uns Erdenbewohnern Strümpfe tragen müßten, und daß der Geist dann den Strumpf kurz vorher hätte abziehen müssen, bevor er das Abdrücken seines Fußes vornahm, denn bekanntlich verlieren sich die Spuren der auf einem warmen Fuße abgedrückten Strumpfmaschen, sobald der Fuß nur eine kurze Zeit entblößt ist und erkaltet.

Es ist ja nicht leicht für einen Menschen, selbst wenn er die nötige Bildung hat, derartiges zu glauben, was nach menschlichen Begriffen ihm als unmöglich erscheint, und alle Menschen sind ja auch nicht so glücklich, wie Zöllner oder Carl du Prel, derartige Erscheinungen hervortreten zu sehen.

Wie soll ein Mensch sich vorstellen, daß eine Durchdringung der Stoffe stattfinde? Er weiß, daß ein Mensch nicht im stande ist, eine feste Materie zu durchdringen, ohne die Spuren hierfür zu hinterlassen. Er hat selbst eine derartige Durchdringung nie erlebt und nirgends ist ihm darüber etwas gelehrt oder erklärt worden.

Wie soll ein Mensch es sich vorstellen, daß ein materialisierter Geisterfuß seine untere Fläche zwischen einer geschwärzten Doppeltafel abdrückt, welche fest verschlossen, deren Zwischenraum höchstens vier Millimeter weit ist, und deren Schiefer nicht die geringste Verletzung aufweist? Wie soll er es sich vorstellen, wenn ein Schieferstift, welcher den Raum zwischen beiden Tafelwänden ganz ausfüllt, so daß er nicht einmal zwischen denselben aufgerichtet werden kann, dennoch eine Schrift auf der einen Innenseite der Tafel hervorruft, ohne die andre Innenseite nur zu berühren und ohne die eine oder andre Seite zu verletzen? Wenn dieses aber dennoch stattfände, so müßte man in Sitzungen, wie solche von Slade und Eglinton doch bei hellem lichten Tage abgehalten wurden, das Ende des Stiftes, welches die eine Schiefer durchdringt, sowie auch dessen Bewegung während des Schreibprozesses wahrnehmen können; aber noch ist an keiner Stelle über eine derartige Wahrnehmung berichtet worden.

Wenn aber ein Gelehrter, wie der Herr Dr. Carl du Prel, in seiner Broschüre sagt, daß er sich durch sein Gesicht, Gehör, Gefühl, sowie durch die vorkommenden intelligenten Mitteilungen von der Existenz transcendentaler Wesen überzeugt habe, und ferner, daß ein

jeder Mensch, welcher in einer gesunden Geistesdisposition, d. h. ohne mitgebrachte Theorie, sofort vor den Thatsachen kapitulieren wird, sobald er auch nur einer Tafelsitzung beiwohnt, so müssen wir es als eine Notwendigkeit erachten, daß die Sache vor das Forum der Wissenschaft gerückt und von unsern Akademien einer scharfen Prüfung unterzogen wird. Es würde an dieser Stelle unter Herbeiziehung einiger tüchtiger Prestidigitateure, von denen man weiß, daß sie der Wahrheit gemäß ihr Urteil über die vorkommenden Experimente ablegen und auch ehrenhaft genug sind, um das einmal Erklärte auch für die Zukunft zu vertreten, die Wahrheit bald gefunden sein.

Es ist schon deshalb die Pflicht der Wissenschaft, den Spiritismus zu untersuchen, weil durch denselben nicht allein Verwirrung unter dem Volke angerichtet wird, so daß eine nicht geringe Anzahl Menschen aus diesem Grunde ihre Aufnahme im Irrenhause finden, sondern weil eine große Anzahl durch den dem Spiritismus anhaftenden Schwindel betrogen werden. Wenn hierin kein Wandel geschaffen wird, so bleibt demselben Thür und Thor geöffnet. Sollten derartige Zustände, wie sie zur Zeit in Amerika herrschen, auch hier in Europa festen Fuß ergreifen, dann wäre es nicht allein um die Ordnung, sondern noch mehr um die Sittlichkeit des Volkes traurig bestellt.

Noch größer aber ist die Pflicht, den Spiritismus zu untersuchen, wenn sich derselbe als eine Wahrheit herausstellen sollte. Fänden alle die Experimente und Manifestationen, welche von den Spiritisten als Wirklichkeit aufgeführt werden, ihre volle Begründung, dann wäre es um uns Erdenmenschen, wie um die Weltordnung im allgemeinen sehr traurig bestellt. Wir müßten es für wahr halten, wenn uns (wie vor kurzem eine Witwe vor dem Richter der Stadt Maron im Staate Georgia erklärte) erzählt wird, daß eine Frau sich mit dem wiedergekehrten materialisierten Geiste ihres vor fünf Jahren verstorbenen Mannes wieder vermählt hätte, und daß derselbe, nachdem er seiner Gemahlin einen Beweis seiner Liebe und Treue gegeben, nach der Trauung in die Geistersphäre zurückberufen wurde. Wir müßten es glauben, daß, wie von spiritistischer Seite behauptet wird, Begattungen durch materialisierte Geister stattgefunden, daß Berichte, Meldungen und Warnungen aus dem Jenseits an die Menschen er-

lassen wurden, letztere von großen Geistern angedichtet und Prophezeiungen und Wahrsagungen von diesen übermittelt erhielten. Auch der Glaube würde alsdann seine Berechtigung finden, daß es den Geistern möglich sei, allerorten einzudringen, Gegenstände von einem Ort zum andern zu versetzen, zu rapportieren, Bücher, Geld und andre Gegenstände zu verschleppen, schwere Klaviere vom Parterre bis in die höchste Etage zu versetzen, ohne eine Zimmerdecke zu beschädigen, und derartige Experimente mehr. Es existiert nach der Lehre der Spiritisten für die Geister eine Unmöglichkeit nicht, da sie infolge der Durchdringlichkeit der Stoffe überall Zutritt haben.

Wir müßten es auch glauben, daß die Geister auf uns Menschen sowohl in guter als in schlechter Hinsicht einzuwirken vermögen, und da bekanntlich neben den guten Geistern auch böse existieren sollen, so wäre es somit nicht ausgeschlossen, daß letztere auch in dieser Weise auf die Menschen einwirkten, daß sie diese zu Schlechtigkeiten, zu Diebstählen, ja selbst zur Ausführung eines Mordes veranlaßten.

Zwar gingen wir, wenn sich dieses alles bewahrheitet, traurigen Zuständen entgegen; aber wir sollten uns deswegen doch nicht von einer Untersuchung zurückschrecken lassen. Es würde durch dieselbe der zutreffenden Behörde die Möglichkeit geboten, im Falle der Begründung der von den Spiritisten aufgestellten Behauptungen Schritte einzuleiten, um eine alsdann unbedingt nötige Kontrolle einzuführen und allem, was auf Schwindel und Betrug schließen läßt, entgegen zu treten. Ein Richter dürfte sich sonst nicht wundern, wenn ein Angeklagter eines Tages behauptet, daß der Diebstahl, dessen er beschuldigt, von einem Geiste ausgeführt sei, daß ebenfalls ein Mord von diesem ausgeführt oder daß er durch den Geist dazu veranlaßt und dazu gezwungen worden sei. Es würde sich als eine Notwendigkeit herausstellen, daß sich im Falle der Begründung neben der Zucht- und Sittenbehörde auch eine solche hierfür bilden müßte, welche die Aufgabe hätte, die vorkommenden Fälle zu kontrollieren und zu prüfen. Sie wäre vielleicht selbst genötigt, falls sich keine andre Kontrolle herstellen ließe, für die Unterbringung mediumistischer Personen, gleich der Geistesgestörten in einem Irrenhause, in einem Asyl für Medien Sorge zu tragen.

Die Geisterschrift.

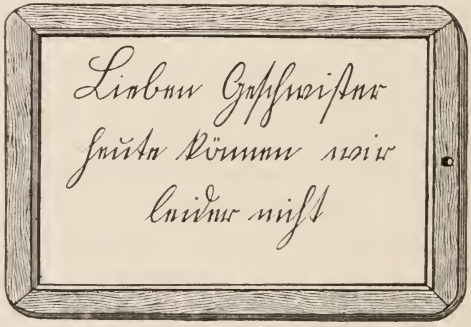
Durch die sogenannten Schreibmedien sollen die Geister, nachdem erstere in den Verzückungszustand gefallen sind, einzelne Botschaften aus dem Jenseits an uns Erdenbewohner übermitteln, indem sie die Hand des Mediums über eine Tafel oder ein Stück Papier führen.

Zuweilen fahren die Geister auch unmittelbar in das Medium, welches dann, von höherer Kraft getrieben, mit einem Schieferstift auf eine Tafel niederschreibt, was sie offenbaren wollen. Zitternd fliegt vorher die Hand des Mediums hin und her, bis ihm eine Tafel oder ein Papierbogen nebst Stift zu Händen gelangt, womit sie dann oft den größten Unsinn zu Tage fördern.

Auch das Mülsener Medium Emil Schraps ist als ein Schreibmedium aufgetreten, indem es während einer Sitzung in einem Privathause in Hamburg Schrift auf einer Schiefertafel lieferte. Dieses Medium war in der früher beschriebenen Weise auf einem Stuhle sitzend gefesselt, so daß es anscheinend seine Hände nicht gebrauchen konnte. Nachdem die Geister ersucht waren, sich in leuchtender Gestalt vorzustellen, hörte man deutlich, daß der Schieferstift über die Tafel geführt wurde. Nach Beendigung der Schrift verlangten die Geister Licht, und die Zuschauer konnten auf der Tafel in deutlichen Buchstaben die infolge ihrer Bitte empfangene Antwort: „Lieben Geschwister, heute können wir leider nicht“, und zwar in leuchtender Gestalt lesen.

Alle Anwesenden waren überzeugt, daß das Medium die Antwort selbst geschrieben hatte; allein der Führer desselben versicherte, daß es nicht der Fall sei; er erklärte, daß die Geister sich materialisierten und dann die Worte niederschrieben. Ausgeschlossen sei es freilich nicht, daß sie den Stoff durchdringend die Hand des Mediums befreiten, diese führten und somit durch die Hand des Mediums schrieben.

Eines der berühmtesten Schreibmedien ist der Amerikaner Henry Slade, der diese Geistermanifestation nach England brachte und dort von dem Professor Ray-Lankester auf frischer That ertappt wurde, als er eben im Begriff war, die Schrift selbst auszuführen.



Er wurde bekanntlich wegen Betrugs u. s. w. vor Gericht gestellt und nach englischem Recht mit drei Monaten Arbeitshaus als Landstreicher bestraft. Indes entging er infolge eines gerichtlichen Formfehlers bei der Verhandlung in zweiter Instanz seiner Bestrafung und trat bald darauf in Deutschland wieder an die Öffentlichkeit.

Er drängte sich in Berlin in die ersten Kreise hinein und führte hier seine Betrügereien aus, wobei er sich auf das Zeugnis der Zauberkünstler Bellachini und Hermann berief. Beide, als Fachleute seitens einiger Gelehrten zur Beurteilung herangezogen, gaben die Erklärung ab, daß dasjenige, was Slade vorgeführt habe, nicht auf Zauberei beruhe.

Mag diese Erklärung nun von Slades Seite auch falsch gedeutet sein, immerhin hatten die beiden Herren recht; für Zauberei hielten sie weder die Leistung des Herrn Slade, noch die ihrige selbst, sondern sie sagten einfach: „Geschwindigkeit ist keine Hexerei."

Wenn den Herren damals die weitere Frage vorgelegt wurde, ob sie im stande seien, dasselbe Experiment auszuführen, so liegt gar nichts Verfängliches darin, daß sie die Frage verneinten. Slade brachte seiner Zeit den womöglich selbst ersonnenen Kunstgriff als eine Neuheit nach Deutschland. Da derselbe bis dahin weder in Deutschland noch in England allgemein bekannt geworden, vielmehr nur erst in ganz engen Kreisen vorgeführt worden war, so konnte man von jenen beiden Herren nicht verlangen, daß sie den unterliegenden Kniff sofort zu erklären oder gar nachzuahmen vermochten. Als später die Herren mehr darüber nachgedacht und nach wiederholter Übung, wodurch sie ebenso gut wie jeder andre Mensch sich eine Fertigkeit aneigneten, die größten Erfolge mit den angestellten Versuchen erzielt hatten, mochten sie sich eines Lächelns über die Leichtgläubigkeit der Herren Gelehrten nicht erwehren.

Von Berlin aus folgte Slade einer Einladung des Professors Friedrich Zöllner nach Leipzig, der mehrere Sitzungen mit ihm abhielt und schließlich eines seiner hervorragendsten Opfer wurde.

In Gegenwart Zöllners, eines Freundes desselben und Slades schrieben die Geister auf eine Schiefertafel, die unter den Tisch gehalten wurde; ja es gelang ihnen sogar noch zu schreiben, wenn die Tafel eingewickelt oder gar eine doppelte war.

Professor Zöllner erklärte den Vorgang in der Weise, daß die Geister, gegenüber einer in Papier eingewickelten Tafel, sich vorerst materialisieren; dann habe er eine Hand wahrgenommen, die den Schieferstift erfaßt und mit ihr den Stoff, d. h. das Papier durchdrungen und somit die Schrift auf die Tafel gebracht hätte, ohne ein Loch in der Umwickelung zu hinterlassen.

Den Vorgang betreffs der Doppeltafel schildert er in der Weise, daß er einen Schieferstift zwischen die Schiefer beider Tafeln geschoben und diese fest verschnürt auf den Tisch gelegt habe, um den die drei Personen, Kette schließend, gesessen hätten. Der Geist mache sich nun ganz klein, schlüpfe zwischen die beiden Tafeln und führe mit dem dazwischen liegenden Stife die Schrift aus.

Hierbei wirft sich die Frage auf, wie solche Ausführung überhaupt möglich sei. Denn Zöllner sagt doch in seinem Werke selbst, daß die Schrift eine deutlich lesbare gewesen sei, wie es auch die

von ihm beigebrachten photographischen Abbildungen beweisen. Wenn aber der Schieferstift zwischen beiden Schieferplatten liegt, so ist kaum so viel Platz zwischen denselben, daß ersterer sich bewegen kann. Um jedoch eine lesbare Schrift herzustellen, muß der Schieferstift hochgerichtet werden, sonst wäre es eine Unmöglichkeit, mit dem Ende desselben schreiben zu können. Ein Hochrichten des Schieferstiftes ist aber aus dem Grunde unmöglich, weil die Durchdringung fester Materie durch feste Materie, ohne ein Loch zu hinterlassen, als eine wirkliche Unmöglichkeit gelten muß.

Die Annahme, daß die Medien sehr eingeschulte Geschwindkünstler seien, ist den Spiritisten ein Greuel; doch zahlreiche Entlarvungen liefern den Beweis, daß der Betrug in spiritistischen Sitzungen eine hervorragende Rolle spielt.

Das Experiment der Geisterschrift beruht einfach auf einer gewandten Fingerfertigkeit, welche durch unausgesetzte Übung erreicht werden kann.

Die Gesellschaft nimmt um einen Tisch Platz, der so eingerichtet ist, daß niemand hinunterschauen kann. Eine herbeigeholte Schiefertafel wird zuerst von allen Anwesenden untersucht, dann sauber abgewischt und nebst einem Schieferstift, mit welchem die Geister ihre Botschaft niederschreiben sollen, auf den Tisch gelegt. Nachdem das Medium den Kreis magnetisierte und dieser mit den Händen auf dem Tische Kette gebildet hat, erfaßt ersteres die Tafel mit einer Hand, führt sie unter den Tisch, zittert hierbei sehr stark und hustet auch wohl. Plötzlich ertönen Klopflaute, wodurch angedeutet wird, daß die Botschaft beendet sei, und alle Anwesenden bewundern die Geisterschrift und suchen dieselbe, die meist sehr unleserlich geschrieben ist, zu entziffern.

Das Geheimnis besteht darin, daß das Medium zunächst einen breiten Schieferstift, der nach vorn zugespitzt ist, unter dem Nagel des Zeigefingers der rechten Hand birgt. Nach Wegnahme der Tafel vom Tisch hebt es dieselbe vorerst an einer Seite etwas hoch, legt den Daumen darunter, hält sie damit, führt die andern Finger unter die Tafel und schreibt nun auf der Kehrseite derselben, hierbei durch Zittern, Husten und Bewegen das Geräusch des Schreibens zu übertönen suchend. Mitunter führt es die Tafel auch noch unter den Tisch, um das Gekritzel hier zu vollenden.

Mr. Henry Slade.

Slade wurde in einer Sitzung, als er gerade im Begriff stand, die Tafel unter den Tisch zu bringen, von Professor Ray-Lankester ertappt, welcher ihm die Tafel aus der Hand riß und konstatierte, daß die ganze Schrift bereits auf der Kehrseite der Tafel geschrieben stand.

Daß die Medien die Schrift selbst ausführen, ist unzweifelhaft. Wie würde sie auch sonst so undeutlich sein. Soviel man die Geister auch bittet, daß sie sich bemühen möchten, eine gute Handschrift anzunehmen, so wenig gelingt es ihnen. Es mag dies seinen Grund darin haben, daß erstens von untenauf gegen eine sich leicht verschiebende Tafel geschrieben werden muß, und zweitens weil das Verkehrtschreiben von rechts nach links, also in Spiegelschrift, Schwierigkeiten bereitet.

Nun gehören diejenigen Geister, welche solche Botschaften bringen sollen, nicht gerade zu den ungebildeten, da sie in vielen Fällen gewisse Talente und Kenntnisse bekunden, oft Rezepte gegen Krankheiten, Prophezeiungen, ja sogar Gedichte niederschreiben, die auf keinen Autor zurückzuführen sind. Von Geistern, die solche Fähigkeiten aufweisen, sollte man doch wohl erwarten, daß wenigstens einer unter ihnen wäre, der sich während seiner Lebzeit auf unsrer Erde eine wenigstens gut leserliche Handschrift angeeignet hätte.

Warum aber liefern die Geister ihre Mitteilungen gewöhnlich in Spiegelschrift?

Der Grund hierfür könnte darin liegen, daß die Anwesenden weniger vermuten sollen, das Medium habe selbst die Botschaft ausgerichtet. Dem kann aber nicht so sein. Wenn man nur die nötige Ausdauer hat, kann man sich jene Schreibweise sehr gut einüben. Zur Zeit der spiritistischen Bewegung in Hamburg, während des Oktobers 1884, hatte Abraham (Bellini) sich die Geisterschrift in kaum vierzehn Tagen derart eingeübt, daß er die Spiegelschrift gleich schnell und schön ausführen konnte, als er sonst seine geschäftliche Korrespondenz erledigte. Auch der Verfasser hatte sich jene Schrift gleichfalls eingelernt und fand später Gelegenheit, das Experiment in vielen Hamburger Vereinen nach und nach vor Tausenden von Zuschauern vorzuführen und zu erklären.

Als Dr. Slade in England vor Gericht die Behauptung auf-

stellte, daß ein Mensch nicht im stande sei, eine derartige Schrift herzustellen, trat während der Verhandlung ein Engländer, Namens Mascelyne auf, der allabendlich in London der Gesellschaft diese Trics vorführte und erklärte. Er schrieb an Ort und Stelle vor den Augen der Richter fest und sicher denjenigen Satz, der ihm vom Richter diktiert wurde, mit derselben Hand auf die Tafel, womit er letztere hochhielt.

Es folgte später die Behauptung des Professors Zöllner, die Geisterschrift sei zwischen zwei miteinander verbundenen Schiefertafeln erschienen. Diesem Experimente legten viele eine Wichtigkeit bei, und Leichtgläubige nahmen es für bare Münze; sie glaubten fest an die Möglichkeit, ohne es je ausgeführt gesehen zu haben. Nun ist es gewiß nicht ausgeschlossen, daß auch Professor Zöllner sich täuschen ließ. Sein Vertrauen zu Dr. Slade war eben zu fest, als daß man fraglichen Experimenten maßgebendes Gewicht beilegen könnte.

Andre Medien, welche die Experimente von Slade nicht fertig bringen, führen sie in einfacherer Weise aus. Sie setzen sich vor der Gesellschaft neben einen Tisch, auf dem eine Tafel liegt, nehmen den Schieferstift in die rechte Hand, legen diese auf die Tafel und versetzen sich in die nötige Verzückung. Plötzlich fährt irgend ein befreundeter Geist in das Medium, um durch dessen Hand alle möglichen Schriftsätze als Rezepte, Offenbarungen, Neuheiten, Mitteilungen, ja selbst politische Andeutungen und Ratschläge hervorzubringen.

Dieser Art Medien genießen indessen weniger das Vertrauen ihrer Glaubensgenossen, denn letztere vermögen sich des Gedankens nicht zu erwehren, daß das Medium die Schrift auch möglicherweise ohne Hilfe der Geister hergestellt haben könne. Wenn die Spiritisten auch gegen die Entlarvung eines Mediums aneifern und behaupten, es sei demselben ein Unrecht geschehen, so geben sie doch zu, daß es unter den letzteren auch solche gibt, die nicht ehrlich sind. Merkwürdig hierbei ist aber die gemachte Wahrnehmung, daß die Spiritisten nie erkennen, ob ein Medium ein Betrüger ist, bevor dasselbe öffentlich entlarvt worden; erst nach der Entlarvung erklären sie, daß es auch auf sie schon früher einen ungünstigen Eindruck gemacht habe! —

Um nun jeglichen Verdacht der Selbstausführung zu beseitigen fingen die Medien an, sich des folgenden Mittels zu bedienen. Sie wickeln die Tafel in eine Zeitung, auf welche vorher an der Stelle, die gerade nach dem Hineinlegen der Tafel auf deren Schiefer zu liegen kam, die Schrift mit einer Klebemasse auf dem Papier geschrieben und dann mit feingemahlenem Schieferpulver gesättigt war. Diese präparierte Schrift war auf dem Papiere entweder von links nach rechts oder umgekehrt, von rechts nach links (Spiegelschrift) hergestellt. Sie erschien später auf der Schiefertafel umgedreht abgedruckt, nachdem das Medium die Tafel genau eingewickelt und auf der betreffenden Seite mit der Hand mehrmals überstreichend, das Papier scheinbar geglättet hatte.

Noch später kam eine andre Methode in Anwendung. Das Medium benutzte eine Tafel, welche nicht aus Steinschiefer, sondern aus sogenanntem Pappschiefer gefertigt worden. Dieser war doppelt und die zweite Platte genau im Rahmen eingepaßt. Zugleich war die für gewöhnlich nach innen gerichtete Seite sowie die Kanten derselben ringsherum mit Zeitungspapier beklebt, gleich dem, in welches die Tafel eingewickelt wurde. Die Mitteilung war bereits vorher auf die eine Seite des festen Pappschiefers der Tafel geschrieben und mit dem zweiten Pappschiefer als Einlage im Rahmen (die überklebte Seite nach innen) bedeckt worden. So sah man beide Seiten der Tafel leer, die das Medium sorgfältig vor den Augen der Anwesenden reinigte, um sie dann so in die Zeitung zu legen, daß die Einlage nach unten kam. Hierbei konnte das Medium beachten, daß die Zwischenräume zwischen den Zeilen der Zeitung mit denen des auf der Einlage aufgeklebten Stück Papiers gleichliefen. Diese Einrichtung bot den Vorteil, daß die Medien nicht erst in Gegenwart der Gesellschaft wirklich zu schreiben brauchten, sondern nur mit der Hand die Bewegungen imitierten. Beim Hervorholen der Tafel blieb einfach die Einlage, die sich auf einen Druck an einer Stelle am Rahmen der Tafel löste, in der Zeitung liegen; sie war bei der matten Beleuchtung infolge der Beklebung der nun nach oben liegenden Seite gar nicht sichtbar.

Sobald das Medium dann der Gesellschaft die Tafel überreichte, trat jeder herbei, um sich dieselbe genauer anzusehen. Inzwischen

benutzte das Medium diese Gelegenheit, die Zeitung scheinbar zu glätten und zusammenzulegen, wobei es die Einlage mit geringer Mühe verbergen konnte.

Diese Ausführung war überzeugender als die erstere, allein sie bot noch keine genügende Sicherheit für den Fall, daß auch nachher eine Untersuchung des Mediums vorgenommen werden sollte. Mit Rücksicht auf letztere Möglichkeit kam man auf den Gedanken, folgende Vorbereitung zu treffen.

Eine nach ihrem Aussehen gewöhnliche Schiefertafel birgt in dem einen schmalen Ende ihres Rahmens eine Mechanik, die gestattet, den Schiefer hineinzuziehen. Nachdem man denselben mit einer Hand von beiden Seiten erfaßt hat und ihn hineinzog, kann man ihn, um den Rahmen herumgreifend, durch kleine in diesem verborgene Federn wieder zurücklassen. Der Rahmen ist an dieser Stelle so beschaffen, daß man beim Einsetzen einer zweiten Schiefereinlage dieselbe nebst der Mechanik etwas in denselben hineinzudrücken vermag. Die Einlage läßt sich alsdann flach an den im Rahmen befestigten Schiefer andrücken; sie kann infolgedessen, sobald man sie losläßt, mit dem andern Ende fest an den Rand des hiermit gleichlaufenden schmalen Rahmens angelegt und von der im entgegengesetzten Ende desselben befindlichen Feder fest angedrückt werden. Die Einlage kann nun unmöglich herausfallen, zumal die beiden schmalen Enden abgeschrägt sind und sich in die gleichfalls etwas abgeschrägten Innenkanten des Rahmens derselben einschieben. Die Tafel ist ohne jegliche Verzierung, jedoch sehr genau gearbeitet; auch ist die Einlage so eingefügt, daß selbst ein sehr scharfes Auge die Fugen nicht zu erkennen vermag.

Beim Gebrauch dieser Tafel kann das Medium mit aller Ruhe auf alle Wünsche der Gesellschaft eingehen, denn die Schrift, die bereits auf der Innenseite der Einlage fertig geschrieben steht, wird von niemand entdeckt. Man reicht die Tafel herum und bittet, dieselbe auf beiden Seiten sauber zu reinigen. Sie kann sogar von fremder Hand in ein beliebiges Stück Papier eingewickelt und mit einem Bande umlegt werden, dessen Enden zu versiegeln sind. Hierauf läßt man sie an eine von der Decke des Zimmers heruntergeleitete Schnur befestigen und in Bewegung setzen, so daß sie sich über die

Köpfe der im Kreise sitzenden und Kette bildenden Gesellschaft hin und her schwingt. Nach dem erfolgten Zeichen durch Klopflaute nimmt nun das Medium die Tafel ab, legt sie auf einen Tisch, bittet die Gesellschaft, die versiegelte Schnur sowie das Papier zu prüfen, und wickelt, nachdem alles unverletzt befunden worden, die Tafel wieder aus. Ist nun das Papier so weit geöffnet, daß es die Tafel nur noch einfach umschließt, so greift das Medium mit der rechten Hand zwischen das Papier, erfaßt die Tafel an dem betreffenden, mit einem Zeichen versehenen Ende, zieht schnell die Einlage zurück und läßt sie in das Papier fallen. Hiernach wird die Tafel nun umgedreht und die Einlage wieder so eingesetzt, daß die Schrift nach außen gerichtet ist.

Um aber jeden Verdacht zu beseitigen und zu zeigen, daß nicht das Medium selbst schreibe, fordert letzteres während des ganzen Vorganges, der kaum zehn Sekunden dauert, einige Anwesende auf, seine Hände zu prüfen oder die Tafel selbst hervorzuholen. Die Schrift ist in tadelloser Ausführung vorhanden. Die Tafel wandert jetzt von Hand zu Hand; keiner findet Erklärung für die wunderbare Erscheinung, und mancher verläßt die Sitzung mit dem Gedanken, es könne so etwas doch nur auf übernatürliche Weise zugehen.

Das Neueste, was die spiritistischen Schreibmedien als überzeugend für ihre Wunderkraft vorführen, besteht darin, daß sie nach Einwickelung der Tafel von etwaigen Zweiflern noch bestimmen lassen, mit welchem Schreibmittel die Geister ihre Schrift liefern sollen, ob mit Schiefer oder Kreide, mit Blau- oder Bleistift, und dementsprechend erscheint die Schrift nachher.

Die Lösung ist auch hier sehr einfach. Die Tafel ist in diesem Falle auf beiden Seiten mit einer Einlage versehen und gestattet somit, daß man vier Schieferflächen je mit einer andern Schrift beschreibt. Das Medium hat deshalb nur nötig, je nach der getroffenen Bestimmung entweder die betreffende Einlage umzudrehen, oder im Falle, daß die gewünschte Schrift sich auf einer der inneren Schieferseiten befindet, die bezügliche Einlage zu changieren. Um letzteres auszuführen, bedarf man noch nicht einmal jener Handfertigkeit, welche jeder Geschwindkünstler unbedingt haben muß, wenn er Karten, Tücher, Eier u. dgl. in freier Hand vor den Augen der Zuschauer changieren will.

So viele Kunstgriffe die modernen Medien auch erfinden, alle haben sie bis jetzt noch ihre einfache Erklärung gefunden und werden letztere auch in Zukunft finden.

Zu besseren Erklärung der Sladeschen Tafelschrift mag folgende Schilderung einer Sladesitzung in Hamburg dienen, welche gelegentlich seiner letzten Anwesenheit daselbst im Jahre 1886 stattfand.

Slade traf Ende Februar in Hamburg ein und gab in einem Hôtel täglich Sitzungen, zu welchen außer den Vereinsmitgliedern ein jeder gegen Zahlung von Mk. 12 Zutritt hatte. Sobald dieses bekannt geworden, richtete der Hamburger Arzt Herr Dr. Borchert ein Schreiben an Slade, worin er an denselben die Anfrage stellte, ob er geneigt sei, ihm und zweien seiner Freunde, zu denen auch der Verfasser gehörte, eine Sitzung in seinem Hause zu geben. Für Slades Bemühungen verpflichtete sich der Herr Dr. Borchert, falls ersterer in einer von ihm mitgebrachten und vorher verschlossenen Doppeltafel in Gegenwart des letzteren eine Schrift hervorrufen könnte, wie solches von ihm in den Zöllnerschen Werken behauptet wird, die Summe von 1000 Mark zu zahlen und verbürgte sich mit seinem Ehrenwort dafür, daß Slade in keiner Weise gestört noch belästigt werde.

Dieses Schreiben blieb ohne Beantwortung von seiten Slades, vielleicht aus dem Grunde, weil die spiritistischen Freunde desselben vermuteten, daß der Verfasser zu den Freunden des Herrn Dr. Borchert gehörte, welche mit an der Sitzung teilnehmen sollten. Es war demnach wenig Aussicht auf ein Zustandekommen einer Privatsitzung vorhanden.

Fast täglich erhielt nun der Verfasser die Besuche von Herren, welche an den Sitzungen teilgenommen hatten und ihm über die Vorgänge daselbst Bericht erstatteten. Man riet ihm, die Gelegenheit nicht unbenutzt vorübergehen zu lassen, sondern auf alle Fälle einer Sitzung Slades beizuwohnen, um sich selber ein Urteil zu bilden.

Eingedenk der Worte des Herrn Dr. Carl du Prel, daß man, wenn man über derartige Experimente urteilen wolle, nicht allein lesen, sondern auch sehen müsse, entschloß er sich, Slade einen Besuch abzustatten. In seiner Begleitung befand sich ein ihm befreundeter Herr T., welcher bereits an einer Sitzung teilgenommen hatte, die

aber nicht befriedigend ausgefallen war. Von Slade auf das freundlichste empfangen, wurde der Verfasser demselben von diesem Herrn vorgestellt, und Slade erklärte sich bereit, beiden Herren sofort eine Sitzung zu gewähren.

In dem Sitzungszimmer befand sich ein gewöhnlicher viereckiger Tisch, welcher sonst nichts Auffälligeres aufwies, als daß auf demselben eine zweite, aus schlichtem Holze gearbeitete Platte befestigt war, welche die ursprüngliche Tischplatte etwa um einen Fuß Breite an drei Seiten überragte. Slade wies beiden Herren ihre Plätze derart an, daß der Begleiter des Verfassers neben Slade zu seiner Rechten und der Verfasser ihm vis-à-vis saß. Auf seine Bitte, sich zu seiner Linken setzen zu dürfen, ging Slade nicht ein, sondern wies ihn mit Bestimmtheit auf seinen Platz und legte dann einige Schiefertafeln, Faber Nr. 7, auf den Tisch, um das Experiment damit auszuführen. Der Verfasser war erstaunt, nur einfache, keine mit Scharnieren versehene und zu versiegelnde Tafeln zu sehen; allein er wollte nicht stören und ließ ihn ruhig experimentieren. Nachdem alle vier Seiten leer gezeigt, legte er auf die eine Tafel einen etwa 20 Millimeter langen, kaum 2 Millimeter starken Schieferstift, wie solche mit Holzumkleidung versehen im Handel käuflich sind, und deckte die andere Tafel darauf, so daß der Schieferstift zwischen den Schieferplatten beider Tafeln lag. Hiernach erfaßte er beide Tafeln derart an den schmalen Enden, daß der Daumen oben auf der für beide Personen sichtbaren Seite, und die übrigen vier Finger seiner rechten Hand unter der andern, für dieselben nicht sichtbaren Außenseite der unteren Tafel lagen. In dieser Weise stützte er den Ballen seiner rechten Hand an die Holzfassung der Tafeln und das andre schmale Ende derselben gegen den linken Arm des ihm rechts zur Seite sitzenden Herrn. Dann legten beide Herren ihre Hände neben Slades linke Hand auf die Tischplatte, so daß Kette gebildet wurde. Es vergingen mehrere Minuten in lautloser Stille. Beide Herren hatten den Auftrag, ihren Blick nicht von den Tafeln abzuwenden und harrten dabei auch getreulichst aus. Ihre Aufgabe bestand darin, jede Bewegung Slades, sowie sein ganzes Benehmen hierbei zu beobachten, ohne jedoch störend für die Sitzung zu werden.

Plötzlich vernahm man ein leises Klopfen im Tisch, wodurch

nach Slades Versicherung die Anwesenheit der Geister bekundet wurde. Die Klopflaute wiederholten sich und ertönten länger anhaltend in fast gleichmäßigem Tempo. Slade verfiel dabei wiederholt in Zuckungen, so daß dieselben auf seine Hände Einwirkung übten und versicherte, daß ein gutes Resultat zu erwarten sei. Er öffnete nun die Tafeln, allein sie waren so leer wie vorher.

Nachdem er den Schieferstift in kleine Stücke zerbrochen und eins davon wieder zwischen die beiden Tafeln gelegt hatte, nahmen die Herren die vorbeschriebene Stellung wieder ein. Das Klopfen im Tisch wurde wieder hörbar. Plötzlich hörte man schreiben. Die Aufmerksamkeit der Beisitzenden wurde hierdurch gesteigert, was Slade zu bemerken schien; denn er suchte dieselbe durch Erzählungen abzulenken. Sie ließen sich jedoch ihrer Verabredung gemäß durch nichts beirren und wendeten der Hauptsache, den Tafeln, ruhig und still bleibend ihre Aufmerksamkeit zu.

Trotzdem man nun wieder ein Kritzeln hörte, waren die Seiten der Tafeln vollständig leer. Beim Umlegen der unteren Tafel hielt Slade es jedoch für nötig, trotzdem er sie als leer vorzeigte, sofort nach dem Umdrehen mit einem Schwamm abzuwischen. Hierbei stieg in beiden Herren der Verdacht auf, daß Slade auf der nicht sichtbaren unteren Seite der Tafel, unter welcher er seine vier Finger hielt, das Kritzeln mit dem Nagel hervorbrachte. Dieser Verdacht wurde dadurch bestärkt, daß Herr T. (und außer ihm bei folgenden Sitzungen auch mehrere andre Herren) ganz deutlich erkannt hatte, wie der Nagel von Slades rechten Mittelfinger stets beschmutzt erschien. Liegt hier etwa nicht der Gedanke und die Wahrscheinlichkeit sehr nahe, daß alle diese kleinen Umstände und Berechnungen für ihn ebenso notwendig sind, als wie die Anwendung derartiger kleiner Kniffe für den Prestidigitateur zur Vollbringung seiner Täuschung.

Infolge unablenkbarer Aufmerksamkeit beider Herren war das Medium außer stande, eine Schrift hervorzurufen, es machte den schwachen Versuch und beschränkte sich auf ein bißchen Kritzeln. Um die Anwesenheit der Bewohner einer andern Welt zu beweisen, scheuerte er mit dem Nagel unter der Außenseite der Tafel umher und wischte dieselbe, bevor man sie sehen konnte, ganz ruhig ab, versichernd, daß auch diese Seite leer sei. Ja, Slade zeigte hierauf auch ganz un-

verfroren die Seite vor, als wenn nichts geschehen und das Abwischen derselben, bevor sie gezeigt wird, ganz natürlich sei.

Dieses naive Benehmen des Mediums war zwar nicht vertrauenerweckend, aber man setzte sich darüber hinweg, zumal dasselbe die Sitzung selbst als eine verfehlte bezeichnete und die Herren bat, nach zwei Tagen wieder zu kommen. Seine Kräfte seien, wie es versicherte, bereits zu sehr verbraucht, und es hoffe bis dahin wieder im Besitz derselben zu sein. Die Besucher aber gelangten zu der Überzeugung, daß Slade unter strenger Kontrolle nicht im stande sei, eine Schrift in einer Doppeltafel in der Weise hervorzurufen, wie solches in den Zöllnerschen Werken beschrieben ist, und erkannten aus dem ganzen Benehmen Slades, daß er ihnen schwerlich eine zweite Sitzung gewähren würde; denn sie paßten ihm zu sehr auf die Finger. Sie teilten ihm nun mit, daß sie die Originaltafel mitgebracht hätten, welche aus dem Nachlasse Zöllners stammte und in welcher er doch Schrift und Handabdrücke hervorgebracht hätte.

Slade lehnte einen Versuch mit derselben ab und erklärte ausdrücklich, daß er mit Doppeltafeln, welche mit Scharnieren versehen oder versiegelt, resp. verschnürt seien, das Experiment nicht machen könne, ferner, daß er dasselbe nur einmal bei Zöllner gemacht habe und daß dieses Experiment beinahe sein Leben gekostet hätte. Die kontrollierenden Geister hätten es ihm verboten, je wieder mit einer derartigen Doppeltafel zu experimentieren und wenn er auch den Versuch damit anstellen wollte, so würde es doch zu keinem Resultat führen, da die Geister sich nicht befehlen ließen.

Diese Auseinandersetzung war hübsch, aber wenig befriedigend für Leute, die klar sehen wollten. Hätte Slade in der Doppeltafel nur ein kleines Zeichen, etwa ein Kreuz hervorgerufen, nachdem dieselbe mit einem Siegel oder Kreuzband verschlossen worden, so hätte dies genügt, um den Verfasser von der Echtheit seiner Medium-Eigenschaft zu überzeugen; er wäre in diesem Falle ebenso für dieselbe eingetreten, wie er jetzt mit aller Kraft gegen dieselbe eintritt und hätte nicht versäumt, das Resultat sofort bekannt zu geben, sowie offen zu gestehen, daß ein Taschenspieler solches nicht zu vollbringen vermag.

Slade wies aber die Doppeltafel zurück und zwar aus sehr begreiflichen Gründen.

Durch seinen Ausspruch ist aber konstatiert, daß betreffs der in seinen Werken beschriebenen Tafel-Experimente Zöllner zu weit ging. Entweder hat Zöllner selbst zu sehr übertrieben, und man ist dieses anzunehmen fast berechtigt, weil die Briefe Fechners und andrer Herren davon Zeugnis geben — oder Slade selbst hat die Unwahrheit gesprochen. Wir wollen es jedoch nicht unterlassen, zu beweisen, daß durch derartige Übertreibungen oder Unwahrheiten selbst jeder aufrichtig denkende Forscher irre geleitet wird. Man sieht aber hieraus, daß man einem solchen Medium ebensowenig Vertrauen schenken darf, als man der Zöllnerschen Beschreibung Wert beilegen kann, denn es ist außer Zweifel, daß letzterer oft mehr sagte, als er verantworten konnte.

Wessen Worten man mehr Glauben schenken kann, ob denen Zöllners oder Slades, bleibt der Beurteilung des Lesers überlassen.

Daß Slades Erschöpfung nach der kurzen und resultatlosen Sitzung nur hohle Ausrede war, ist dadurch bewiesen, daß derselbe wenige Minuten später einem andern Herrn und im Laufe desselben Tages, wie konstatiert, vielen andern Personen Sitzungen gewährte und denselben andre Resultate lieferte.

Noch an demselben Tage war es nicht allein in spiritistischen, sondern auch in andern Kreisen bekannt geworden, daß der Verfasser einer Sitzung bei Slade beigewohnt hatte. Slade hatte seine spiritistischen Freunde hiervon in Kenntnis gesetzt, und diese, denen es oblag, alle ein- und ausgehenden Personen zu kontrollieren und deren Verhältnisse und Stellungen zum Spiritismus näher zu prüfen, hatten ihn vor dem Verfasser gewarnt und diesen als einen Menschen bezeichnet, welcher ihm gefährlich werden könnte. Schon wenige Stunden nach der stattgehabten Sitzung wurde dem Verfasser von befreundeter Seite die Mitteilung, daß in spiritistischen Kreisen der Beschluß gefaßt sei, ihn allerdings, da er im Besitz einer Karte war, zu den Sitzungen zuzulassen, so oft er erschiene, Slade aber verpflichtet worden sei, ihm auch nicht das kleinste Experiment vorzuführen. Er käme nur, um Slade zu entlarven, hieß es.

Zu diesem Kreise gehören nun Leute, welche Anspruch auf Intelligenz und Ehrbarkeit erheben, Gelehrte, welche eine Stellung im öffentlichen Leben einnehmen und die es sich zur Aufgabe gestellt

haben, den Spiritismus durch Wort und Schrift zu verbreiten; ferner Mitarbeiter spiritistischer Zeitschriften, welche sich Forscher auf psychischem Gebiete nennen und die der Welt glauben machen, daß sie es ehrlich mit der Sache meinen; die vorgeben, die Experimente der sorgfältigsten Prüfung zu unterwerfen, und das von ihrem spiritistischen Freunde Dr. Carl du Prel aufgestellte „Problem für Taschenspieler" freudig begrüßten. Diese Leute haben aber nicht den Mut, nachdem sich ein Prestidigitateur meldete, diesem eine Sitzung, noch viel weniger eine Prüfung zu gestatten.

Wie man vorher gesagt hatte, so kam es. Als der Verfasser zwei Tage später in Begleitung des Herrn T. zur festgesetzten Stunde in dem Hôtel erschien, wurden beide Herren von Slades Geschäftsführer oder Impresario, Mr. Simmons, auf das freundlichste empfangen. Derselbe erklärte aber, daß Slade zu schwach sei, um Sitzungen abzuhalten und um zwei Tage Aufschub bitte, damit er neue Kräfte sammeln könne. Er notierte die Stunde des Besuches für zwei Tage später und die Herren entfernten sich, konstatierten aber, daß Slade in diesem Augenblicke mit seinem spiritistischen Freunde Prof. Sellin experimentierte und für denselben die Vormittagsstunden reserviert hatte. — Mr. Simmons hatte also die Unwahrheit gesprochen.

Es blieb dem Verfasser nun, nachdem er erkannt hatte, daß man ihn zu einer Sitzung nicht zulassen wollte, nichts übrig, als einige befreundete Herren zu einigen Sitzungen mit Slade zu veranlassen und dieselben zu bitten, ihm die von ihnen gemachten Beobachtungen mitzuteilen und ihre Gedanken darüber mit ihm auszutauschen. Unter diesen Herren befand sich einer der geschicktesten Prestidigitateure, Herr Ludolf Schradieck, sowie zwei Herren, welche zwar Dilettanten, jedoch mit den gewöhnlichen Kunstgriffen der Taschenspielerei bekannt waren.

Herr Ludolf Schradieck wurde von einem der andern Herren, welcher mit Slade bereits bekannt war, vorgestellt und wurde wohl aus dem Grunde zur Sitzung zugelassen, weil Slade nicht wußte, daß Herr Schradieck ein Prestidigitateur war.

Letzterer erkannte, daß das von Slade vorgeführte Experiment nichts weiter als ein einfaches Taschenspielerkunststück war, welches

er nach genauer Beobachtung der vorgeführten Künste und nach vorgenommener Übung gleichfalls auszuführen vermochte.

Der Verfasser nahm Veranlassung, sich in Gegenwart eines andern Herrn, welcher gleichfalls die Slade-Sitzungen besucht hatte und urteilsfähig in diesen Sachen ist, das Experiment des Herrn Schradieck anzusehen, und muß bekennen, daß er durch die geschickte Ausführung überrascht war.

Wenn man aber bedenkt, daß Slade dieses Experiment seit mehreren Jahren macht, so ist anzunehmen, daß derselbe eine große Fertigkeit und Übung hierin erlangt haben muß. Schradieck hatte aber bis zu der Vorführung des Experimentes nur wenige Tage Zeit gehabt und brachte dasselbe in einer Weise und mit einer solchen Vollendung und Fertigkeit zur Ausführung, daß der Verfasser als Prestidigitateur anfangs selbst getäuscht war. Erst bei einer Wiederholung des Experimentes, welches er sich erbat, um sich zu überzeugen, ob Schradieck dasselbe auch unter denselben Bedingungen vorführte, wie solche bei Slade beobachtet wurden, gelang es ihm, die näheren Umstände sowie den Kniff zu erkennen, welcher in dem Falle, wo eine Schrift erscheinen sollte, zur Anwendung gebracht, und in dem Falle, wo eine strenge Prüfung stattfand, unberücksichtigt gelassen wurde.

Diese willkürliche Handlungsweise ist also gleich den Aussprüchen Slades, wenn er sagt: „Die Geister sind bereit“ oder „die Geister lassen sich nicht zwingen“.

Es ist wiederholt konstatiert worden, daß Schradieck das Slade-Experiment unter denselben Prüfungsbedingungen vorführt, wie dieselben bei Slade beobachtet wurden, und es ist von den verschiedensten und glaubwürdigsten Personen, selbst in großer Anzahl von Spiritisten, welche sich die Schradieckschen Experimente ansahen und prüften, bestätigt worden, daß die Leistungen dieses Herrn denen Slades mindestens ebenbürtig sind.

So gelang Schradieck das Experiment, auf einer einfachen unter der Tischplatte gehaltenen Tafel eine oft die ganze Seite derselben füllende Schrift hervorzubringen, ganz vorzüglich. Nicht selten ließ er auch noch, wie dieses auf dem nebenstehenden Bilde dargestellt ist, von einer zweiten ihm zur Seite sitzenden Person die Tafel mit

unter der Tischplatte festzuhalten, um dadurch zu beweisen, daß die Tafel nicht bewegt werde.

Schradieck lieferte unter dieser Bedingung Tafelschrift je nach Wunsch, mit Schiefer-, Farb- oder Kreidestift geschrieben, und sogar nicht selten zum allgemeinen Erstaunen der beisitzenden und kontrollierenden Personen, mit verschiedenfarbigen Stiften zugleich, einen

Schradieck, die Sladesche Geisterschrift vorführend. Nach einer Originalphotographie.

Satz in deutscher Sprache mit Schieferstift, den andern in englischer Sprache mit Rotstift, oder auch gar mit beiden Farben abwechselnd die Worte verschiedenfarbig durcheinander geschrieben.

Die von ihm benutzten Schiefertafeln waren genau dieselben, wie solche von Slade benutzt wurden; aber er führte seine Experimente auch mit andern Tafeln aus, welche nicht selten von mißtrauischen Spiritisten zu diesem Zweck mitgebracht wurden.

Auch der von Schradieck benutzte Tisch war derselbe, den Slade bei seinen letzten Sitzungen benutzt hatte. Der Lieferant des Tisches hatte ihm denselben nach der Abreise Slades zur Verfügung gestellt, und so konnte man mit Recht behaupten, daß Schradieck eine echte Slade-Sitzung abhielt, die wohl angethan war, den Leichtgläubigen und Nichtkenner dieser Sache zu täuschen und in ihnen den Glauben

Schradieck, den fliegenden Schieferstift vorführend. Nach einer Originalphotographie.

an die Mitwirkung übernatürlicher Kräfte zu erwecken, wüßten sie nicht, daß sie einem Prestidigitateur gegenüber säßen.

Ein weiteres Kunststück bestand darin, mit einem kleinen Schieferstift auf der einen Seite der Tafel einen langen Strich zu zeichnen, den kleinen Stift mit seinem einen Ende an das Ende des Striches, und hierneben einen langen Schieferstift zu legen, die Tafel nun in der Weise, wie obenstehend bildlich dargestellt, unter den Tisch zu halten, und den großen Schieferstift von hier aus über den Tisch fliegen zu lassen.

Bei der Ausführung dieses Experimentes kommt es namentlich darauf an, daß der ausübende Künstler, welcher seine linke Hand neben die der beisitzenden Personen auf die Mitte des Tisches gelegt hat, mit seiner rechten Hand keine für die ihm rechts zur Seite sitzende Person sichtbare Bewegung ausführt und daß, um den Beweis zu liefern, daß die Tafel nicht bewegt wurde, der kleine Stift nach dem Hervorholen der Tafel noch genau so an dem Ende des Striches liegt, wie er vorhin hingelegt war.

Schradieck führte dieses Experiment besonders geschickt aus und nahm Veranlassung, verschiedenen Herren der Presse dasselbe wiederholt vorzumachen und denselben, da diese Herren weder hierfür noch für die übrigen Tafelexperimente die genügende Erklärung fanden, eine solche ausführlich zu geben, damit sie Gelegenheit fanden, seine Geschicklichkeit zu erkennen.

Seine Experimente fanden auch in diesem Falle allgemeine Bewunderung und Anerkennung, zumal ein jeder über die Leistungsfähigkeit und Handfertigkeit Schradiecks erstaunt war.

Nicht selten geschah es, wie solches bei Slade durch Einwirkung von seiten seiner Geister vorkam, daß bei der Ausführung irgend eines Experimentes eine von Schradieck und der neben ihm sitzenden Person unter der Tischplatte gehaltene Tafel plötzlich zertrümmert wurde.

Es braucht hier wohl kaum bemerkt zu werden, daß Schradieck dieses mit Hilfe seiner Füße ausführte, aber immerhin erfordert auch dieses eine große Geschicklichkeit, da es hierbei darauf ankommt, daß sich die erforderliche Bewegung des Fußes dem Oberkörper nicht mitteilt und dadurch den Beisitzenden nicht verraten wird.

Auch dieses Experiment führte Schradieck genau so wie Slade aus und zwar unter Anwendung derselben Präparation seiner Füße, wie solches von Paul Lindau beobachtet und in seiner Wochenschrift „Das neue Berlin“, Nr. 6, Band 1, unter der Überschrift „Eine spiritistische Sitzung bei Herrn Slade“, sehr eingehend beschrieben wurde.

Die größte Leistung Schradiecks in dieser Beziehung bestand aber darin, daß er mit Hilfe seiner Füße gleich Slade die unter der Tischplatte gehaltene Tafel verschwinden und an dem entferntesten

Rande des Tisches in der Weise wieder erscheinen ließ, wie solches in dem folgenden Bilde dargestellt ist. Schradiecks beide Hände blieben hierbei sichtbar, und man merkte es ihm nicht im geringsten an, daß ihm die Ausführung dieses Experimentes irgendwie Schwierigkeiten bereitete. Der Nichtsahnende, welcher auf das Erscheinen der Tafel nicht vorbereitet war, erschrak in der Regel und war erstaunt, die

Schradieck, die wandernde Tafel vorführend. Nach einer Originalphotographie.

Tafel plötzlich sich gegenüber erscheinen und langsam wieder verschwinden zu sehen.

Auf dieselbe Weise brachte er die Tafel auch wieder an ihren ursprünglichen Platz zurück, ohne daß die nebensitzenden Personen die geringste, die Ausführung dieses Kunststückes verratende Bewegung bei ihm wahrnehmen konnten.

Das Hauptkunststück Schradiecks bestand darin, eine Schrift zwischen zwei zusammengelegten Schiefertafeln hervorzurufen, und

gerade hierin zeigte er eine gewisse Virtuosität. Er rief die Schriftzüge hervor, während er die beiden Tafeln mit der rechten Hand unter der Tischplatte hielt, und erzielte dieselben Resultate, wenn er beide Tafeln aneinander gelegt der rechts von ihm sitzenden Person an deren rechte Schulter hielt, so daß diese das Schreiben deutlich hören konnte.

Schradieck, die Doppeltafel vorführend. Nach einer Originalphotographie.

Nach allem Voraufgegangenen ist es eigentlich überflüssig, hier noch zu erklären, daß Schradieck die Schrift auf der den beisitzenden Personen abgewendeten Außenseite der Doppeltafel erzeugte, und dieselbe erst später durch geschickte Manipulationen nach innen brachte. Es muß hier jedoch bemerkt werden, daß der ausübende Künstler auch selbst bei der Ausführung dieses schwierigsten Experimentes Deckung sucht und diese in der von ihm eingenommenen Stellung und Haltung der Tafel auch findet.

Schradieck führt die hierzu nötigen Manipulationen sehr geschickt aus und erreicht dadurch die vollkommenste Täuschung, was bei der Ausführung derartiger Experimente stets die Hauptsache bleibt.

Er könnte getrost als Slades Konkurrent die Welt bereisen und würde diesen gewiß in kurzer Zeit weit übertreffen; allein er zieht es vor, seinen viel ehrlicheren Beruf als Prestidigitateur beizubehalten. Mit Recht sagt dieser Herr, daß er Slade als Kollege nicht einmal anerkennt, denn derselbe ist nicht einmal ein Prestidigitateur, sondern ein Dilettant in dieser Kunst, welcher sich ein einzelnes Tric eingeübt hat, damit die Welt bereist und, ausgerüstet mit einer Portion Frechheit, den leichtgläubigen Menschen etwas vorgaukelt. Ein Prestidigitateur gibt sich dazu nicht her; er bleibt bei seiner Kunst und schreibt auf seinem Programm: „Vorführung amüsanter Täuschungen".

Daß Slade bei der Ausführung seines Experimentes die anwesenden Personen täuscht, geht weiter daraus hervor, daß er schon im voraus bestimmt angibt, was kommen soll.

Er sagt: „Sehen Sie gefälligst dorthin, der Stuhl wird sich bewegen", doch derselbe bewegt sich nicht; wohl aber ist inzwischen ein auf den Tisch gelegter kleiner Gegenstand verschwunden, welchen er zwar vorher zu dem Zweck hingelegt hatte, um den Anwesenden zu beweisen, daß „seine Geister" denselben verschwinden lassen würden, und hatte er die Anwesenden auch darauf vorbereitet. Weshalb aber lenkte er die Aufmerksamkeit der Anwesenden auf den Stuhl und warum verschwand der Gegenstand immer in diesem Moment? — Er mußte diesen Augenblick dazu benutzen, um den Gegenstand unbemerkt zu eskamotieren!

Wiederholt hat Slade in Gegenwart solcher Personen, von denen er wußte, daß er sie leicht täuschen konnte, sowie zu einer Zeit, wo er seinen Kniff geschickt angewendet hatte, erklärt, daß eine gute „Geisterschrift" in Aussicht stände. Wiederholt hat er, während er eine einfache Tafel unter der zur Seite überstehenden Tischplatte hielt, seinem Nachbar erklärt, daß die Geister die Tafel sogleich in dessen Nähe bringen und dessen Knie damit berühren würden, was auch in vielen Fällen stattgefunden hat, und andre Prophezeiungen mehr.

Nach Verlauf von einigen Tagen machte der Verfasser in Begleitung des Herrn T. einen dritten Versuch, eine Sitzung zu er-

langen; allein sein Bemühen war abermals ein vergebliches. Mr. Simmons erklärte auf das entschiedenste, Slade könne keine Sitzungen abhalten, da er krank sei und das Bett hüten müsse; auch könne er keine Zeit bestimmen, wann er wieder Sitzungen abhalten werde, denn sobald er etwas besser sei, gedächten sie abzureisen. Da der Verfasser wußte, daß es nur Ausreden waren, so entfernte er sich, um zu konstatieren, wie weit das Gesagte wahr sei. Er begab sich direkt zu einem andern ihm befreundeten Herrn, welcher bereits an zwei Sitzungen teilgenommen hatte, und ersuchte ihn, sich eine Sitzung zu erbitten. Nach Verlauf von einer Stunde erschien dieser Herr in Begleitung eines andern im Hôtel, und Slade erklärte sich auch hierzu bereit.

Die Sitzung nahm ihren geregelten Verlauf. Sie begann mit dem üblichen Geisterklopfen, welches, beiläufig bemerkt, kaum der Beachtung wert ist. Jeder Mensch ist bei ein wenig Übung im stande, auf einer derartig präparierten Holzplatte, wie sie hier auf dem Tisch befestigt war, dasselbe hervorzubringen.

Nachdem sich Slade unter wiederholten Zuckungen überzeugte, ob die Geister schon eine Schrift geliefert hatten, war er im Begriff seinen Kniff in Anwendung zu bringen, was der ihm zur Rechten sitzende Herr bemerkte und zu verhindern suchte. Auf eine Bemerkung dieses Herrn zu seinem Begleiter gab Slade zu erkennen, daß er die deutsche Sprache verstehe, obgleich er solches bisher geleugnet hatte. Sowie er die Worte des Herrn hörte, deren Sinn er unbedingt begriffen hatte, war er bemüht, die Außenseite der unteren Tafel abzuwischen. Als der Herr diese Wahrnehmung machte, wollte er ihn daran verhindern und erfaßte schnell die Tafeln, allein Slade riß dieselben mit einem kräftigen Ruck an sich, dabei No! No! No! schreiend und wischte die Seiten mit einem Schwamm ab.

Die beiden Herren, welche nunmehr von dem hier vorgegangenen Schwindel überzeugt waren, verließen in aller Ruhe das Hôtel und erstatteten dem Verfasser Bericht über diese Sitzung mit dem angeblich kranken Medium Slade.

An dem hierauf folgenden Tage erschien Prof. Sellin bei dem Herrn Dr. Borchert und erklärte, daß Slade ihm das Schreiben des letzteren vorgelegt und erklärt habe, er vermöge in einer verschlossenen Doppeltafel keine Schrift hervorzubringen. Prof. Sellin erzählte, daß Slade

am vorigen Tage in seiner Gegenwart eine Schrift in einer von ihm mitgebrachten aber nicht versiegelten Doppeltafel hervorgerufen habe. Slade wäre aber bereit, dem Herrn Dr. Borchert allein eine Sitzung zu gewähren, wenn letzterer sich damit einverstanden erklärte, einhundert Mark zu zahlen, auch für den Fall, wenn die Sitzung sich als eine verfehlte erweisen sollte.

Eine Sitzung Slades ohne Anwendung der von Zöllner beschriebenen und von Dr. Carl du Prel erwähnten verschlossenen Doppeltafel hatte für den Herrn Dr. Borchert keinen Wert, und derselbe lehnte die Sitzung daher ab. Herr Prof. Sellin machte dem Herrn Dr. Borchert hiernach die Offerte, einer Sitzung Slades im Hôtel beizuwohnen und erbot sich, ihn dahin zu begleiten. Hierauf ging der Herr ein, um Slades Experiment wenigstens gesehen zu haben. Im Hôtel angekommen, wurde er dem Medium von Prof. Sellin vorgestellt und dann schritt man sofort zur Sitzung. Letzterer mußte sich dem Medium zur Rechten und Dr. Borchert sich demselben vis-à-vis setzen. Slade experimentierte diesmal nur mit einer einfachen Tafel und ließ von Prof. Sellin eine Frage auf dieselbe schreiben. Auf die Frage dieses Herrn, ob Slade sich nicht einer von ihm mitgebrachten Doppeltafel bedienen wolle, erwiderte letzterer, daß er mit einer Doppeltafel nicht experimentiere, und lehnte solches auf das entschiedenste ab. Selbst auf die Bemerkung des Herrn, warum er es denn nicht versuchen wolle, da ihm das Experiment doch gestern gelungen sei, leugnete Slade solches und erwiderte, er befürchte, die Geister möchten die Tafel zertrümmern.

Hierauf schrieb der Herr Professor Sellin nachfolgende Worte: „Why can you not write in our doppel slate?“ („Warum können Sie diesmal nicht in unsre Doppeltafel schreiben?“) und legte sie verdeckt auf den Tisch. Slade legte den Schieferstift oben auf und hielt sie so unter den Tisch, verfiel hierbei mehrmals in Zuckungen und sah wiederholt nach, ob die Geister wohl schon eine Antwort geliefert hatten. Nachdem er zum erstenmal nachgesehen hatte, richtete er an Herrn Prof. Sellin die Frage: „Sie haben wohl zwei Fragen gestellt?“ was von letzterem verneint wurde. Durch diese Frage aber lieferte er den Beweis, daß er die Tafel umgedreht hatte, um sich die aufgeschriebene Frage anzusehen.

Da die Frage reichlich lang war und er dieselbe nicht so schnell durchlesen konnte, war er genötigt, noch einmal nachzusehen, ob die Geister schon die Antwort geliefert hatten. Der Herr Professor, als Anhänger des Spiritismus, mag sich hierbei nichts gedacht haben, aber der Herr Dr. Borchert sagte sich, wie ist es möglich, daß Slade diese Frage stellt, wenn er sie nicht gesehen hat? Nach seiner Ansicht hatte Slade die Tafel umgedreht und bei der Gelegenheit, wo er nachsehen wollte, ob die Geister schon geschrieben hätten, die Frage gelesen, war aber durch die Länge derselben dazu gekommen, zwei Fragen zu vermuten.

Nach vielen Bemühungen und wiederholt erfolgten Zuckungen gelang es denn Slade, die Frage zu entziffern und die Antwort zu schreiben. Plötzlich brachte er die Tafel nach oben, verlas die darauf befindliche Antwort „We are not yet ready“ (Wir sind noch nicht bereit) und wischte dieselbe auch schon im nächsten Augenblick mit einem Schwamm ab.

Der Herr Dr. Borchert, welcher ein sehr aufmerksamer Beobachter ist und sehr scharf zu sehen vermag, erklärte, daß er in dem Moment, als Slade die Tafel auf den Tisch brachte, die Wahrnehmung machte, daß auf der Tafel nicht der ganze von Slade verlesene Satz, sondern nur zwei Worte standen. Nach seiner bestimmten Erklärung stand keine Silbe mehr darauf, und hat Slade die übrigen Worte dazu gesprochen. Deshalb wischte er auch den Satz sofort ab, als der Herr Doktor seinen Blick auf die Tafel richtete.

Einen weiteren Erfolg hatte diese Sitzung nicht aufzuweisen.

An dem hierauf folgenden Tage erschien eine Dame, welche dieser Irrlehre schon viel Zeit und Geld geopfert und von verschiedenen Seiten auf die von Slade angewendeten Kniffe aufmerksam gemacht worden war, in Begleitung der Frau Dr. Borchert im Hotel. Dieselbe wollte sich überzeugen, ob der Betrug wirklich ein so plumper sei, und fand die volle Bestätigung hierfür. Ein bekannter Spiritistenführer war im Vorzimmer bei Mr. Simmons anwesend, als die beiden Damen eintraten. Mr. Simmons begab sich sofort zu Slade, um die Damen anzumelden, von denen ihm die eine ja als Gläubige bekannt war, und von der er wußte, welche Opfer sie für die Sache bereits gebracht hatte. Nach langem Warten wurden nun die Damen

in das Sitzungszimmer geführt und aufgefordert, Platz zu nehmen. Slade experimentierte diesmal wieder mit Tafeln, von denen er die beiden Seiten der einen, jedoch von der andern nur die eine Seite leer zeigte. Eine Frage ließ er nicht stellen, sondern legte auf die leer gezeigte Tafel einen Stift, wonach er dieselbe mit der nicht gezeigten unteren Seite der andern Tafel bedeckte.

Beide Damen, welche genügend instruiert waren, machten diese Wahrnehmung. Slade legte nun die Doppeltafel an den Arm der ihm rechts zur Seite sitzenden Frau Dr. Borchert und verfiel in Zuckungen. Man hörte ein wenig Gekritzel, und nachdem Slade beide Tafeln geöffnet hatte, war die Innenseite der einen ganz voll geschrieben, halb in englischer, halb in deutscher Sprache. Die andre Dame forderte nun Slade auf, das Experiment sofort mit denselben Tafeln zu wiederholen, und Slade machte auch den Versuch.

Es erschien aber keine Schrift. Nach vergeblichem Warten erklärte Slade, die Damen verständen ihn nicht. Er ersuchte die eine Dame, sich in das Nebenzimmer zu begeben und den oben erwähnten Herrn zu bitten, als Dolmetscher zu dienen. Diese begab sich denn auch in das Entreezimmer, um den Herrn zu holen, während die Frau Dr. Borchert auf ihrem Platz verweilte.

Slade ging sofort zu seinem in der Ecke stehenden Schrank, holte eine dritte Tafel daraus hervor und legte diese auf einen kleinen hinter seinem Sessel stehenden Tisch. Während nun nach dem Eintritt des Herrn Dolmetschers eine Auseinandersetzung, in englischer Sprache geführt, zwischen diesem und Slade stattfand, setzte Frau Dr. Borchert ihre Begleiterin davon in Kenntnis, daß eine neue Tafel angelangt sei, deren untere Seite, wie sie sich soeben überzeugt habe, gänzlich beschrieben sei. Letztere verlangte nun energisch die dritte neu herbeigebrachte Tafel auf beiden Seiten zu sehen, worauf Slade äußerst verlegen auf dieselbe zueilte, deren andre Seite schnell mit einem Schwamm reinigte und, als ihm dies nicht genügend erschien, mit demselben zu seinem Waschtisch lief, ihn wieder anfeuchtete und abermals die Tafel polierte, wobei er so aufgeregt war, daß er wiederholt seine Zunge mit dem schmutzigen Schwamm bearbeitete.

Der nun mit der gereinigten Tafel unter Assistenz des Herrn

Dolmetschers angestellte Versuch ergab ein negatives Resultat, und Slade ersuchte die Damen, am andern Tage wieder zu erscheinen.

Die Sitzung hatte damit ihr Ende erreicht, und beide Damen entfernten sich, indem sie erklärten, genug gesehen zu haben. Vergeblich suchte der Herr Dolmetscher dieselben zu beschwichtigen. Beide waren davon fest überzeugt, daß Slade die Schrift schon während der Zeit geschrieben hatte, als Mr. Simmons zu ihm ging, um sie anzumelden; sonst hätten sie ja nicht so lange zu warten brauchen. Slade durfte aber, wie er sich sagte, eine Anhängerin, wie die die Frau Dr. Borchert begleitende Dame war, auf keinen Fall ohne eine Erfolgssitzung wieder gehen lassen. Überdies schien es ihm wohl als ein Leichtes, zwei Damen etwas vorzumachen, allein er ahnte nicht, daß sich diese Sitzung für ihn so verhängnisvoll gestalten würde, und hatte den Damen solche Energie nicht zugetraut.

Am nächsten Tage verließ Slade in Begleitung seines Impresario Hamburg und freute sich jedenfalls, daß er den Händen der Polizei entschlüpft war.

Zum Schlusse der hier versuchten Aufklärungen über die Geisterschrift kann der Verfasser es nicht unterlassen, dem freundlichen Leser mit der Wiedergabe eines interessanten Berichtes zu dienen, welchen das berühmte amerikanische Medium Truesdell in seinen Bekenntnissen über den Spiritismus von seiner Begegnung mit dem Meister der Schreibmedien, Henry Slade, erstattet hat. Er erzählt wie folgt:

Wie ich ein Medium wurde.

Eines Tages trieb mich mein Interesse zu dem berühmtesten spiritistischen Medium von New York, zu dem bekannten Dr. Henry Slade. Ich war im hohen Grade begierig, jenen außergewöhnlich begabten Mann kennen zu lernen, auf dessen Geheiß die Geister aus dem Jenseits kommen, um ihre Namen oder einige Worte auf seine Schiefertafel zu schreiben. Ein Behagen eigner Art umfing mich, als ich die Wohnung betrat. Hatte ich doch das Glück, noch im Fleisch zu wandeln! Ich konnte nach eignem Belieben kommen und gehen. Wäre ich bereits gestorben, so müßte ich mich wahrscheinlich jeden Augenblick bereit halten, dem Rufe dieses oder jenes Geisterbeschwörers zu folgen, um unbekannten Leuten meine Handschrift vorzulegen.

Dr. Slades Gehilfe empfing mich, er fragte nach meinem Namen und dem Zweck meines Besuchs; dann bat er mich, ein Weilchen zu warten. Ich sah mich in dem Raume um. Das Gemach war groß, einfensterig, sehr düster und die Luft etwas beklommen.

Gleich darauf trat das berühmte Medium ein und begrüßte mich huldvoll. Auch erklärte es sich sofort bereit, mir seinen Verkehr mit den Bewohnern einer andern Welt durch unbestreitbare Belege zu erweisen. Wir setzten uns einander gegenüber an einen altmodischen Eßtisch mit ausgezogenen Klappen und fügten, die bekannte spiritistische Kette bildend, unsre Hände aneinander. Kaum hatten wir das gethan, so fing ein Stuhl an der dritten Seite des Tisches an, sich ohne einen sichtbaren Anlaß zu regen. Eines der Wandbilder schwankte hin und her. Dr. Slade geriet offenbar in große Besorgnis. Seine Hand zitterte in der meinigen. „Unholde Geister rühren sich", sagte er leise. „Ich bitte Sie um alles, lassen Sie mich keinen Augenblick los. Die bösen Geister würden uns sicher ein Leid zufügen."

Seinem Wunsche gehorsam, saß ich ganz still. Plötzlich fühlte ich an meinem Rock ein Zerren und Zupfen. Eine Sekunde später schwang sich mir etwas auf den Schoß. „Es ist eine materialisierte Geisterhand", flüsterte Dr. Slade. „Sehen Sie, sehen Sie, dieselbe hat die Absicht, Ihnen die Kravatte abzubinden." Es war zu dunkel, um den Gegenstand deutlich zu erkennen; daß es keine Hand war, schien mir jedoch festzustehen. Um die Sache zu ergründen, machte ich mich mit einem Ruck von meinem Partner frei und sprang, wie von einer hohen Angst überwältigt, urplötzlich in die Höhe. Meine heftige, unvorbereitete Bewegung setzte mich in den Stand, zu erkennen, daß der Doktor eiligst seinen linken Fuß von meinem Knie zog und in seinen Pantoffel schob.

Ich verriet meine interessante Entdeckung mit keiner Miene, sondern versicherte mit großem Eifer, daß die unmittelbare Nähe der Geister mir ein unbezwingliches Grauen einflöße. Herr Dr. Slade suchte mich auf das freundlichste zu beschwichtigen. Er sagte mir, ich sei augenscheinlich hochgradig sensitiv und empfänglich für spiritistische Einwirkungen. Er begreife vollkommen, daß ich als Neuling die Berührung einer Geisterhand noch nicht zu ertragen vermöge. Sodann

erbot er sich, einen Geist zum Schreiben zu veranlassen. Zu meiner Beruhigung fügte er hinzu, daß diese Kundgebung mir nicht das leiseste Unbehagen verursachen werde. Hierauf nahm ich meinen Platz wieder ein.

Dr. Slade legte nunmehr ein winziges Griffelstückchen auf eine gewöhnliche gutgereinigte Schiefertafel und schob diese so weit unter die Tischplatte, daß ich nichts mehr von ihr erblickte. Er hielt sie dabei, während er den Daumen auf die Kante legte, mit den vier übrigen Fingern der rechten Hand fest. Nachdem er mich veranlaßt hatte, meine Linke an das untere Ende der Tafel zu legen, fügten wir in der Mitte der Tisches unsre beiden freien Hände ineinander. In dieser Stellung verharrten wir einige Minuten. Dann vernahm ich deutlich das Geräusch des Schreibens. Ich sah, daß sich die Muskeln in Slades Handgelenk bewegten. Ich folgerte daraus, daß dieses Medium selbst den Schieferstift in Thätigkeit setzte. Da es aber dabei gleichzeitig von einer offenbar nervösen Erregung ergriffen, gar seltsame, unmotivierte Gebärden machte, so war ich meiner Sache nicht sicher. Bald darauf verstummte das Kratzen. Eine unsichtbare Gewalt riß uns die Tafel aus der Hand. Als der Doktor sie vom Boden aufhob, sah ich genau, daß er sie umdrehte, ehe er sie mir gab. — Den Inhalt der Geisterschrift habe ich vergessen; die Worte waren in hohem Grade trivial.

Als Dr. Slade das Geschriebene auslöschte, um das Experiment noch einmal zu machen, ward an die Thür gepocht. Der große Mann stand auf, um den Störenfried zur Ruhe zu verweisen, die Tafel behielt er in der Hand. Während er einige Worte mit dem Ankömmling flüsterte, tauchte in mir der Verdacht auf: „Das ist eine abgekartete Geschichte. Jetzt tauscht er seine Tafel gegen eine bereits beschriebene um.“

Ob mein Mißtrauen ein gerechtfertiges war, ob die Fülle der bösen Geister, genannt Diakkas, die uns umgab, mir diesen Argwohn mit schadenfroher Absicht in die Seele gepflanzt hatte, vermag ich nicht zu entscheiden. Jedenfalls schob Dr. Slade die Tafel so gewandt unter den Tisch, daß ich nur die eine Seite sah und diese war leer. Sobald wir unsre Hände in regelrechter Weise ineinander gefügt hatten, hörte ich abermals das Hin- und Herfahren eines

Schieferstifts. Als derselbe sein Werk einstellte, zeigte mir mein Gegenüber mit triumphierender Miene die leichten anmutigen Schriftzüge eines Geistes, der sich „Henry Truesdell" unterzeichnet hatte. Aber leider besaß der gute Mann offenbar im Jenseits keine Gelegenheit, sich geistig fortzubilden, denn alles, was er mir schrieb, war unbedeutend und nichtssagend.

„Ich erwartete gewichtigere Stimmen aus der Geisterwelt zu hören", sagte ich mit unverhohlener Mißstimmung. „Was gehen mich überdies jene wildfremden Geister an? Warum rufen Sie nicht einen meiner verstorbenen Freunde herbei? Wie sehr würde es mich beglücken, hätte ich von meinen verewigten Angehörigen eine Kunde erhalten!"

Er schüttelte mit ernster Miene den Kopf. „Gemach, gemach, mein lieber Herr!" antwortete er mit vieler Würde. „Sie besuchen mich heute zum erstenmal. Hätte ich Ihre Lieben aus dem Jenseits citiert, Sie wären unter der Übermacht der Erscheinungen zusammengebrochen. Danken Sie mir, daß ich so vorsichtig bin, folgen Sie Alicens Ruf. Stellen Sie sich bald wieder ein. Haben Sie sich erst an den Umgang mit den Bewohnern der andern Welt gewöhnt, so sollen Sie mit ihren heimgegangenen Freunden nach Belieben verkehren. Aber jetzt kann ich Ihnen das noch nicht gestatten. Leben Sie wohl!"

Tief gerührt von dieser wohlwollenden Gesinnung, drückte ich ihm einen Fünf-Dollarschein in die Hand. Dann reiste ich, wenn auch etwas ärmer an schmutzigem Gelde, so doch unendlich bereichert an spiritualistischen Kenntnissen in meine Stadt zurück. — —

Einige Monate später führte mich mein Geschick wieder nach New York. Begreiflicherweise verfehlte ich nicht, Dr. Slade zu besuchen. Ich wurde in das nämliche Sprechzimmer geführt, der nämliche Gehilfe empfing mich. Er forschte nach meinem Namen und Begehr, und da ich mir inzwischen meinen Vollbart hatte wachsen lassen, so erkannte er mich offenbar nicht wieder. Ich sagte ihm, daß ich aus weiter Ferne herbei gekommen sei, um einen Einblick in das Thun und Treiben der Geisterwelt zu thun. Er möge mir erlauben, meinen Namen einstweilen zu verheimlichen. Vielleicht sei es den Geistern angenehm, denselben zu enthüllen und durch diesen Beweis ihrer

Allwissenheit Herrn Dr. Slades Ruf als Medium aufs glorreichste zu verherrlichen. Der Gehilfe verbeugte sich zustimmend und nahm mir Hut und Paletot ab. Aus dem ersteren hatte ich meinen Namen entfernt; in einer Tasche des letzteren befand sich ein Brief. Wer denselben las, ohne mich zu kennen, mußte zu der irrtümlichen Ansicht gelangen, daß ich Samuel Johnson heiße, in Rom als Kaufmann etabliert sei und erst vor kurzem eine Schwester verloren habe, die den Namen Mary trug. Nachdem der junge Mann das Zimmer verlassen, um beide Kleidungsstücke in die Garderobe zu tragen, begann ich in Eile eine sorgfältige Durchforschung des Zimmers.

Meine Entdeckungsbestrebungen blieben nicht unbelohnt. Nach kurzem Suchen erspähte ich unter dem Büffett auf dem Fußboden eine gewöhnliche Schiefertafel. Ich zog sie aus ihrem Versteck hervor und las folgende Aufschrift:

„Wie glücklich sind wir, dich hier auf diesem Gebiete spiritualistischer Untersuchung begrüßen zu können. An dieser geweihten Stätte bist du von überirdischen Freunden umgeben. Sie möchten zu dir reden. Aber noch ist es ihnen versagt; ehe sie sich dir offenbaren können, mußt du die Gesetze kennen lernen, an die ihre Erscheinung geknüpft ist. Besuche dies Haus, so oft du kannst, dann werden deine entschwundenen Freunde sich dir zeigen und mit dir reden, wie zur Zeit ihres irdischen Lebens.

Alice."

„Ha, ha!" dachte ich, „das ist eine Falle für arglose Menschenkinder. Aber so ohne weiteres laufe ich nicht ins Netz." In einem Anflug toller Laune schrieb ich mit festen Zügen unter Alices Zeilen die Worte: „Henry, halt' fest — der Kunde geht dir sicher auf den Leim. Alcinda."

Dr. Slade war Witwer; seine verstorbene Frau hatte diesen Namen getragen. Das wußte ich. Der Zufall war mir also günstig. Hurtig schob ich die Schreibtafel in ihr Versteck zurück und setzte mich ans Fenster, als sei nichts geschehen. Gleich darauf trat der berühmte Vermittler zwischen Lebenden und Toten, den wir Sterblichen unter dem schlichten Namen „Slade" kennen, ins Zimmer. Auch er erkannte mich nicht wieder. Er befand sich in heiterster Laune. Da ich ihn bat, meinen Namen verschweigen zu dürfen, bis es den

Geistern gelungen sei, denselben ihm zu enthüllen, nickte er aufs gnädigste. Wir setzten uns wieder einander gegenüber an die untere Seite des viereckigen Tisches. Mehrere Sessel standen in unsrer Nähe. Das Medium deutete auf diese Stühle und sagte: „Es sind die Lieblingssitze verstorbener Geister.“ Kaum hatten wir die spiritistische Kette gebildet, als einer der Sessel sich zu bewegen begann. Da Dr. Slade nicht ganz still saß, sondern vielmehr, wie ich deutlich fühlte, mit seinen langen Beinen unter dem Tisch umherrumorte, so befremdete mich das Wackeln des Stuhles nicht sehr. Nachdem er mir so den schlagenden Beweis von der Ankunft der Geister gegeben hatte, holte er eine Schreibtafel aus dem Nebenzimmer, die in Form und Größe ihrer unter dem Büffett liegenden Schwester täuschend ähnlich war. Er schob dieselbe in gewohnter Weise unter den Tisch. Kaum war das natürlich sofort beginnende Kratzen des Stiftes verstummt, so hielt er mir mit unverhohlenem Stolz die Worte entgegen: „Lieber Bruder, sei gegrüßt von deiner Schwester Mary Johnson.“

Als ich ihm erklärte, daß ich niemals eine Schwester dieses Namens gehabt habe, lächelte er gezwungen, entgegnete jedoch mit großer Ruhe: „Seltsam; die junge Geisterdame scheint Sie aber dennoch für ihren Bruder zu halten. Sie gleichen demselben offenbar aufs Haar. Übrigens machen manche Geister solche Verwechselungen. Wir dürfen kein Gewicht darauf legen. Vielleicht ist das Licht hier allzu ungünstig.“ Mit diesen Worten schob er den Tisch in die unmittelbare Nähe des Büffetts. Dann begannen wir unser Werk aufs neue. Der Magnetismus war diesmal so groß und die Geister so erregt, daß wir die Tafel unter der Tischplatte nur mit Mühe festzuhalten vermochten. Plötzlich ward sie uns mit unwiderstehlicher Gewalt aus der Hand geschleudert. Der Doktor bückte sich, sie aufzuheben. Aber einer der unsichtbaren Diakkas entrückte sie ihm und schob ihm dafür die unter dem Büffett liegende Tafel zu, ohne daß er diesen Tausch zu bemerken schien. Da der Tumult unter dem Tische sich stetig steigerte, zog er die Tafel wohlweislich hervor und legte sie, mit der unbeschriebenen Seite nach oben gerichtet, in der Mitte der Platte auf einige winzige Stückchen Schieferstift. Alsbald erzitterte der Tisch auf das heftigste, und gleich darauf begab sich eine Geisterhand ans Schreiben. Wir sahen sie freilich nicht, aber

wir hörten ganz deutlich, wie sie die T-Striche und die I-Tüttelchen machte. Mir war zu Mute, als hätte ich einen großen Sieg errungen. „Heureka! Heureka!“ hallte es in mir wider. So hatte ich also endlich nach jahrelangem vergeblichen Forschen den Schlüssel zum Spiritismus gefunden! Ich wußte jetzt, wie man Geister beschwört. Auch ich konnte es lernen, verstorbene Freunde zum Schreiben zu zwingen. Und diese Kenntnis erfüllte mich mit überschwenglicher Freude.

Sobald die unsichtbare Hand ihre Bewegung einstellte, hob der Doktor die Tafel mit selbstbewußtem Lächeln auf. Als er aber statt einer Botschaft aus dem Geisterreich zwei erblickte, erblaßte er. Wie angeheftet starrte er mit weitgeöffneten Augen auf die Schrift. Er regte kein Glied. Mehrere Male bewegte er die Lippen, aber die Stimme versagte ihm den Dienst. Plötzlich schien ihm ein Licht aufzugehen. Heftiger Zorn flammte in seinen Augen auf; eine jähe Purpurröte schoß ihm in das noch vor einer Sekunde leichenbleiche Gesicht und mit bebendem Tone stieß er die Worte hervor: „Was bedeutet das? Wer schrieb dies hier auf die Tafel?“

„Ein Geist“, erwiderte ich mit großer Kaltblütigkeit.

Ich hatte das Spiel gewonnen. „Beunruhigen Sie sich nur nicht, Herr Doktor“, fügte ich hinzu. „Schenken Sie mir Ihre Freundschaft, Ihr Vertrauen. Nehmen Sie mich auf in den Orden der spiritistischen Medien. Aus diesem kleinen Beweise meiner Kraft ersehen Sie, daß auch ich im stande bin, einen Geist zu citieren. Ich habe diese Kunst von Ihnen gelernt und bitte Sie, mich fortan als gelehrigen Schüler zu betrachten. Weihen Sie mich ein in Ihre Geheimnisse. Ich will verschwiegen sein wie das Grab, falls Sie meinem Willen entsprechen. Weigern Sie sich aber, so finden Sie schon morgen in der ‚New Yorker Times‘ einen genauen Bericht meiner heutigen Erlebnisse.“

Der gewaltige Mann war wie weiches Wachs in meiner Hand. Er versprach mir, meinem Wunsche voll und ganz zu genügen. Der Unterricht begann sogleich. Derselbe ward in den nächsten Tagen mit regem Eifer fortgesetzt, und ehe eine Woche beendet war, entließ mich Dr. Slade mit den Worten: „Meine Aufgabe ist beendet. Sie sind jetzt befähigt, als selbständiges Medium aufzutreten. Sie kennen nunmehr die wunderbaren, schwer erforschlichen Verkehrswege, die zu

zu der Geisterwelt führen. Sie können unendlich viel Glück und Segen verbreiten, wenn Sie diese Kenntnis nicht in sich verschließen, sondern zum Frommen der nach der Verbindung mit dem Jenseits lechzenden Menschheit ausbeuten. Foster und ich begrüßen Sie als unsern lieben Bruder und Bundesgenossen."

In froh erregter Stimmung reiste ich nach Hause. War ich früher ein Saulus gewesen, so war ich jetzt ein Paulus; kein Angreifer, sondern ein Verfechter des Spiritismus. Die beiden größten Medien der Welt hatten mir einen Schein ausgestellt, daß ich ihnen an Kraft und Begabung völlig ebenbürtig sei, und diesen Schein trug ich in der Tasche. Es war kein Blendwerk heimtückischer Geister, sondern Wirklichkeit!

In meinem Heim angelangt, begann ich alsbald im engsten Freundeskreise Sitzungen zu veranstalten. Dieselben waren mit so großem Erfolg gekrönt, daß neugierige und wißbegierige Menschen von allen Seiten herbeiströmten, um durch meine Vermittelung in Verkehr mit der Geisterwelt zu treten. Zuweilen war der Zudrang so groß, daß ich ihn kaum bewältigen konnte. Es kamen Tage, wo ich in einem Anflug von Ruhebedürftigkeit den Besuchern erklärte, „der ganze Spiritismus sei Schwindel". Allein die klugen Leute merkten, daß ich nur nach einem Vorwand suchte, um sie abzuschütteln; sie glaubten nach wie vor an meine Begabung als Medium, mochte ich sie bestreiten oder nicht.

Und so verbreitete sich die frohe Kunde meiner Bekehrung und Ordinierung durch Slade und Foster wie ein Lauffeuer durch die ganze spiritistische Welt. Hunderte und aber Hunderte von Glückwünschen liefen ein. Allüberall feierte man mich als ein Medium ersten Ranges. In mir selbst regten sich zwar oftmals Zweifel an meine schnell erworbene Begabung. Auch kam es mir zuweilen in den Sinn, daß es besser und ehrenwerter sei, mich aus der Öffentlichkeit meines jetzigen Lebens in die Verborgenheit meines früheren zurückzuziehen. Diese thörichten Gedanken erloschen jedoch, als ich das Glück hatte, mich oft und eingehend mit berufsmäßig ausgebildeten Medien, Hellseherinnen, spiritistischen Heilkünstlern, Geisterklopfern u. s. w. zu bereden. In diesen Gesprächen ward es mir sonnenklar, daß ich eine außergewöhnlich spiritistische Kraft besitze und einen bedeutenden Einfluß auf die Geisterwelt auszuüben vermöge.

Die magnetische Heilkraft.

(Sogenannte Heilmedien.)

Nach den Lehren der Spiritisten gilt als sogenanntes Heilmedium ein Mensch, welcher mit einer ganz besonderen Kraft begabt, durch Hilfe der Geister im stande ist, chemische Wirkungen ohne chemische Mittel hervorzurufen, insbesondere aber hierdurch gewisse Krankheiten zu heilen.

Es existieren solcher Medien nicht wenige, da ja die meisten Wunderdoktoren ihre Wunderkuren auf eine Mediumschaft zurückführen.

Die Geschäftskarte eines jüngst in Baltimore verhafteten „australischen Mediums" lautet folgendermaßen:

„Keine lästigen Fragen; sagt Damen ihren Mädchennamen und den ihres dereinstigen Gatten; gibt das Datum der Heirat an; vereinigt Geschiedene; erteilt Rat in Geschäftsangelegenheiten; heilt Trunksucht und Tabakkauen und nimmt ohne Erfolg keine Bezahlung."

Auch an den größeren deutschen Plätzen treiben solche Heilmedien ihr Unwesen. Sie behandeln die Patienten nach eigner Methode, wenden Kuren an, die jeder praktische Arzt verwerfen würde, verschreiben Arzneien oder verabfolgen sie selbst, weil der Apotheker bei Ausfertigung derselben lachen würde, und lassen sich gut dafür honorieren.

Ein solches Medium setzt sich im Kreise seiner Angehörigen und Verwandten auf einen Stuhl, verfällt in den Verzückungsschlaf und überläßt sich nun ganz seinen befreundeten Geistern, die alsdann herbeieilen und durch Wort und Schrift für diese oder jene Krankheit Rat erteilen und Rezepte verschreiben. Einige Medien stehen auch mit

verstorbenen Ärzten in Verbindung, die sich während ihrer Lebenszeit Ruhm erworben hatten und sich herbeilassen, persönlich zu erscheinen und ihnen Rat zu erteilen. Sie bekunden hierdurch oft, welche Fortschritte sie in der andern Welt gemacht haben, wenngleich man auch schwer zu erkennen vermag, in welcher Weise dieselben ihr Wissen im Jenseits bereichert haben könnten. Oder sollte das Gegenteil stattfinden, vielleicht gar die Vivisektion aus der andern Welt von einigen dortigen Ärzten durch die Medien auf unsre Welt übertragen sein? Fortschritte scheinen in der medizinischen Wissenschaft im Jenseits allerdings mehr gemacht zu werden als hier bei uns, was daraus erhellt, daß die dort weilenden Doktoren Rezepte verschreiben und Mittel gegen Krankheiten anwenden, die unsern Medizinern ganz fremd sind.

Medien, die keine direkte Verbindung mit Männern der Wissenschaft haben, streben eine solche durch die Vermittelung befreundeter Geister oft mit Erfolg an, und wo der Gelehrte nicht persönlich zur Erteilung seines Rates herbeieilt, überbringt der Freund denselben.

Die übermittelten Rezepte werden vom Medium und dessen Angehörigen als ein Geheimnis auf die Nachkommen übertragen, eine weitere Verbreitung finden sie aber nicht, denn solches verbieten die befreundeten Geister. In Wirklichkeit aber wahren die Medien ihr Geheimnis um ihres Vorteils willen und aus Furcht vor Entlarvung.

Diese Medien, die seit Jahren mit den Gelehrten des Jenseits in Verbindung stehen und deren Unterstützung sicher sind, erweisen sich nun der Menschheit insofern nutzbar, als sie ihre erworbenen Kenntnisse zum Besten ihrer Nebenmenschen verwerten. Sie sind hierin stets sehr entgegenkommend und betrachten sich als eine Art Wundermenschen, die eigentlich selbst nicht wissen, wodurch sie ihren Patienten Hilfe und Linderung verschaffen. Sie wissen eben nur, daß ihnen eine Kraft innewohnt, sie geben von vornherein zu, daß dieselbe nicht für die Heilung aller Krankheiten ausreicht, und sagen vorher, daß sie es wenigstens einmal mit ihrer Methode versuchen wollen.

Die Hauptbedingung, welche ein solches Medium stellt, besteht in der Forderung des unbedingten Glaubens an seine Methode und an die Heilung der Krankheit durch übernatürliche Kraft. Wo dieser

Glaube fehlt, steht wenig Erfolg in Aussicht. Der Hilfesuchende, welcher ohnehin froh ist, Aussicht auf Heilung zu haben, glaubt indessen bald alles gern, was ihm vorgeschwatzt wird. Schon das Geheimnisvolle, womit sich das Medium umgibt, wirkt merkwürdig auf den Hilfesuchenden ein, und die Vorbereitungen, die getroffen werden, sowie das überaus freundliche Entgegenkommen erwecken ein natürliches Vertrauen. Das Medium nimmt nun sein Experiment mit dem Leidenden vor, ersucht ihn, ganz ruhig zu sitzen und es nicht zu unterbrechen. Es beginnt, den Patienten zu magnetisieren, bestreicht namentlich die Stelle, an welcher er leidet, und bläst gegen dieselbe. Alles dies geschieht unter Gemurmel und Gestikulationen. Endlich wird der Patient entlassen und für einige Tage später wieder bestellt.

Der Patient fühlt sich oft nach dem zweiten Besuch schon etwas besser, ist nach Verlauf von kurzer Zeit wieder gesund und hält sich nun verpflichtet, sich gegen seinen Helfer, der sein ganzes Vertrauen genießt, dankbar zu erweisen. Dieser aber weist jede Bezahlung entschieden zurück, bemerkend, daß er keine Bezahlung nehmen darf und daß er auch kein Geschäft daraus mache, sondern nur denjenigen seinen Rat erteile, die bei ihm darum nachsuchen.

Der Patient verabschiedet sich mit Dankesworten und legt beim Hinausgehen, seinen Mitteln entsprechend, eine kleine Summe auf den Tisch, sucht seinen Hut und vergißt den kleinen Betrag. In vielen Fällen halten die Dankbaren es auch für angemessener, ihrem Helfer ein Geschenk in andrer Form zu übersenden. Dieses weiß der Wundermensch alles sehr genau und hat danach sein Geschäft, das nur geduldet, aber nicht erlaubt ist, eingerichtet. Er hat kein Recht, Bezahlung zu beanspruchen, und wird eine solche auch nie verlangen, indem er sich sagt, daß, wenn sich auch einige Undankbare vorfinden, die Mehrzahl sich doch dankbar erweisen werde.

Die Zahl derjenigen, die solche Wundermenschen aufsuchen, ist gar nicht gering. Erst vor wenigen Jahren starb eine nahe bei Hamburg wohnende Frau, welche eine ausgebreitete Praxis besaß. Sie hatte am Tage ihre bestimmten Sprechstunden, während deren sie alle möglichen Krankheiten heilte, namentlich aber solche, die mehr auf Einbildung beruhten. Bei derartigen Patienten hatte sie natürlich

die größten Erfolge aufzuweisen. Die aufgetauchten Gerüchte aber, daß sie Kranke geheilt habe, die von den größten Ärzten aufgegeben worden waren, sind nichts weiter als Hirngespinste der leichtgläubigen Menge, vielleicht gar bezahlte Reklamen.

Weit und breit bekannt wie die Frau war, wurde sie von Armen und Reichen aufgesucht; ja oft konnte man mehrere Equipagen vor ihrem Hause halten sehen. Sie wußte Rat für Frauenkrankheiten und begründete dadurch ihren Ruf; sie heilte Gicht und Rheumatismus wie sonstige örtliche Schmerzen durch Magnetisieren, Bestreichen und Einreiben mit Speck, welcher nachher eingegraben werden mußte.

Diese Manipulationen wurden selbstverständlich nur bei abnehmendem Monde und unter Beobachtung des tiefsten gegenseitigen Schweigens vorgenommen. Sie hatte in einer Hand einen Holunderstrauch, womit sie den Kranken befächelte, während sie ihn an der betreffenden Stelle mit Speck einrieb. Außerdem konnte sie die Rose besprechen, welche nach Bestreichen von ihrer Seite binnen einigen Tagen abnahm, gewiß auch ohne die von ihr dabei angewendete Zauberformel. Schließlich hat sie nach ihrem Tode ein ganz ansehnliches Vermögen hinterlassen.

Man muß sich wundern, daß sich sogar Leute der gebildeteren Stände veranlaßt fühlen, solche Wundermenschen aufzusuchen; aber man kann sich mit dem Ausspruch eines bekannten Gelehrten trösten, den er gelegentlich einer Unterhaltung über dieses Thema machte. Er bemerkte, daß man nicht immer den wahren Grund erfahre, welcher die Menschen zur Aufsuchung sogenannter Wunderärzte veranlasse.

Der Glaube, daß ein alter Mann oder ein altes Weib weiter auf dem Wege der Wissenschaft vorgeschritten sei als unsre tüchtigsten Mediziner, kann es nicht sein, wohl aber der Aberglaube, von dem die Menschen beherrscht werden. Schon zur Zeit des Paracelsus, welcher als erster eigentlicher Magnetist gilt, entstand der Wahn, daß der Magnet Wunden heile, und daß man die mit einem magnetisierten Schwerte verursachten Wunden durch dasselbe Schwert leicht heilen könnte. Im Dreißigjährigen Kriege führte dieser Wahn zur Erfindung der damals berühmt gewordenen Waffensalbe, neben welcher auch schon das Berühren und Streichen mit der bloßen Hand in

Anwendung kam, ähnlich wie später der Pater Hell tierische Magnetstriche ausführte.

Paracelsus schrieb seinem „Azoth“ magnetische Eigenschaften und Heilkräfte zu gegen Epilepsie, Hysterie und ähnliche Krankheiten. Wie wenig klar er aber über Wesen und Wirkung seiner Magnete dachte, und wie stark seine Anschauung durch Mystizismus getrübt war, geht aus seiner Auslassung über den Magnet als Heilmitel hervor.

„Gott, der Allmächtige“, sagt er, „hat allen Ärzten ein wunderbares Sekret in dem Magnet zugestellt, und zwar nicht verborgen, sondern offenbar, doch nur soweit offenbar, daß man es weiter disputieren und ins Wort führen möge, denn Gott legt ein Ding dar, nicht so gekaut, aber wohl zerbissen; laßt uns darum weiter grübeln, bis wir auf den ganzen Grund oder ans Ende kommen, also ist es sein Gefallen.“

Daß man Paracelsus mit der Anerkennung seiner Verdienste seiner Zeit auch die Entdeckung des Magnetismus sogar als exakter Heilwissenschaft einräumte, war wohl nur seiner bis an Roheit streifenden Großthuerei zuzuschreiben. — Der britische Arzt William Maxwell gibt in seinen Werken folgenden Satz:

„Von jedem Körper strömen körperliche Strahlen aus, in welchen die Seele durch ihre Gegenwart wirkt und denselben Kraft und Wirkungsfähigkeit verleiht. Es sind aber die Strahlen nicht bloß körperlich, sondern auch von verschiedenen Teilen.“

Ferdinand Santanelli stellt den Grundsatz auf, daß alles Materielle in seinem Wesen eine ausströmende luftige Atmosphäre enthält, durch welche der Magnetismus ausgeübt werden muß, und je mehr die Phantasie diesem Magnetismus zu Hilfe komme, desto leichter und um so reichlicher würden die geistigen Ausflüsse hervorgerufen.

Zum Beweise für die Existenz der herrschenden Weltseele führt er das Gähnen an, „welches die übrigen in der Gesellschaft Anwesenden, besonders Blutsverwandte, auch zum Gähnen bringt“; ebenso, daß die Engelsdistel und die Eberwurz dem, der sie bei sich trägt, Kraft verleiht, und dergleichen mehr. Es findet das Heilige und Wirksame beim Segensprechen in der Körperlichkeit des während des Aussprechens ätherischen Glanz verbreitenden Wortes, und wird

von der Zeit getragen, die in ihren unverständlichen Zauber-, Beschwörungs- und Citationsformeln sich steifgläubig mit dem wortlichen Element begnügte.

Auch Mesmer verfiel während einer von Aberglauben stark bewegten Zeit dem unlösbaren Rätsel des mineralischen Magnetes; er glaubte bemerkt zu haben, daß nicht jeder Mensch einen gleichen Grad des Magnetismus annehme. Dagegen wären andre so sehr dazu disponiert, daß einer von ihnen sich einem Kranken kaum auf zehn Schritt nähern durfte, ohne ihm Schmerzen zu verursachen. Gegen diese Anschauung hat sich aber die deutsche Wissenschaft einmütig aufgelehnt.

Während Gaßner in Deutschland das in Mesmers hohler Theorie heimlich lauernde sinnliche Element unter schlechter Verhüllung in grobsinnlichster Weise ausbeutete, trat in Paris der Taschenspieler Ledru auf, um mit seinem Kollegen Jakob Philadelphia, trotz äußerer Abweisung der Taschenspielerkunst, diese Kunst nun erst recht unter dem Deckmantel geheimnisvoller Wissenschaft auszubeuten. Es gelang ihm mit unerhörtem Glück, nicht nur das ganze Volk, sondern auch eine Anzahl namhafter Ärzte mit altem Plunder zu täuschen. Er trat öffentlich mit der Theorie „eines allgemeinen Fluidums“ auf und heilte seine Kranken mittels der Elektrizität.

In einem „Aperçu“, welches er veröffentlichte, sagte er:

„Dieses allgemeine Fluidum ist die Kette, wodurch der Urheber der Natur alle Wesen verbindet und bewegt; es bewirkt den Zusammenhang in dem ungeheuren Raume des Universums, und alle Einflüsse, Verhältnisse, Beziehungen und Harmonie in der Organisation dieser großen Maschine. Viele Physiker glauben, daß die verschiedenen Erscheinungen bei den Wesen von verschiedenen Fluidis herkommen, als da sind: der Lichtausfluß, die Elektrizität, die Feuermaterie, der Magnetismus, der Nervensaft u. s. w. Aber dadurch ist nur die Naturlehre verwirrt und unverständlich gemacht worden, und die Dauer und Harmonie der großen Maschine zeigen, daß das, was sie in Bewegung setzt, einfach ist. Ist das Fluidum mit der Substanz der Nerven amalgamiert, so nennt man es Nervensaft, und in diesem Zustande bewirkt es Empfindungen und Bewegung. Bei Nervenkrankheiten kenne ich kein andres wirksames Mittel als dieses

allgemeine Fluidum, in dem Zustande der Elektrizität. Da die Kräfte der Seele das Werk der Sensationen und folglich nicht angeboren sind, so beweisen sie zum allerbesten, was dieser Proteus in einem gut organisierten Wesen vermag. Die Zeit, deren wir zur Erlangung unsrer Kenntnisse bedürfen, die dabei dienenden Organe, der langsame Fortschritte der Seelenkräfte, die plötzlichen Veränderungen in den äußeren und inneren Sinnen bezeugen die unendlichen Modifikationen, die dies Fluidum bei einem einzigen Wesen annehmen kann. Dieser Archäus ist nicht ein Produkt der Kunst, er ist die einzige unerschaffene Substanz."

Ledru beschränkte die Kuren, die er mit seiner Elektrisiermaschine vornahm, nur auf Nervenkranke und meistens Kinder.

Der Monddoktor Weißleder dagegen, der seines Gewerbes Strumpfwirker war und in den Jahren 1780—1781 in Berlin sein Wesen trieb, heilte alle Gattungen von sichtbaren Schäden, namentlich Brüche dadurch, daß er im Mondschein die leidende Stelle gegen den Mond entblößte, auf sie die eine Hand legte und die andre Hand mit dem Gesichte dem Monde zuwandte, dabei mystische Worte plappernd. So sehr sein Ruf infolge wiederholt gelungener Kuren auch zugenommen hatte, so wies ein Physikatsbericht, welcher nach erfolgter Prüfung von seiten des Stadtphysikus Dr. Pyl am 6. April 1781 erging, doch aus, daß die vom Monddoktor behandelten Personen in dem Wahne, geheilt zu sein, ihre Bruchschäden vernachlässigt hatten, und einige sogar gestorben waren. Nach diesem Gutachten schwand seine Verbindung mit der vornehmen Welt, und der Monddoktor wurde wieder Strumpfwirker.

Auch der Totenerwecker Schröpfer gewann zahlreiche Jünger, welche in den Besitz außerordentlicher Geheimnisse zu gelangen hofften. Manche derselben fielen infolge der häufigen Bußübungen in Tiefsinn. Er warb umherziehend für seine Lehre dadurch Anhänger, daß er hin und wieder durchblicken ließ, er habe geheime Bekanntschaft mit Geistern. Auch führte er mehrmals den Neugierigen Blendwerke vor. Bald ließ er Gestalten erscheinen, bald seltsame Sprüche hören; kurz er verstand es, die Gemüter und die Einbildungskraft durch alle Mittel anzuregen.

Bezeichnend hat sich über die Wunderthaten des berüchtigten

Schröpfers auch Moses Mendelssohn in folgenden Worten ausgesprochen:

„Die Furcht macht die Täuschung noch leichter als die Hoffnung. Das Fürchterliche hat, wegen der Ideen des Erhabenen, mit welchem es in Verbindung steht, einen starken Reiz für den Menschen. Man kann sich kaum enthalten, auf einen fürchterlichen Gegenstand wenigstens einen schüchternen Blick zu werfen, der aber zu flüchtig ist zur Untersuchung. Die entfernteste Ähnlichkeit zeigt uns alsdann das Gefürchtete in seiner ganzen Gestalt. Wir sehen nicht das, was da steht, sondern das, was wir fürchten."

Schröpfer verwickelte sich selbst in seine eignen Projekte derart, daß er begriff, er werde gerichtlicher Verfolgung nicht entgehen; so machte er denn 1774 durch einen Pistolenschuß seinem Leben ein Ende.

Der schlaue Gauner Cagliostro machte in Begleitung der schönen Italienerin Seraphina Felichiani, die er als Prinzessin von Santa Croce ausgab, Petersburg unsicher. Dann ging er nach Paris, wo er eine glänzende Rolle spielte, wie kein Magnetiseur vor und nach ihm. Er nutzte mit kaustischem Hohn die Thorheit der Menschen aus und bezeichnete im Gefühl seiner geistigen Überlegenheit die eignen Magnetkuren offen vor den Richtern als eine bare Komödie.

Der seltsame Johann Kaspar Lavater, welcher durch sein unberufenes Hervorthun sich selbst schädigte, lud mit seiner zudringlichen Protektion und taktlosen Propaganda einen Hauptteil der schweren Schuld auf sich, daß der nach Frankreich verwiesene Magnetismus als französischer Mesmerismus nach Deutschland zurückgebracht wurde. Derselbe legte schon damals den Grund für den vierzig Jahre nach seinem Tode auch in Deutschland einbrechenden gaukleriſchen Spiritismus. Die kriegerischen Ereignisse lenkten eine Zeitlang jedes Interesse auch von dem Magnetismus ab, bis Anfang des neunzehnten Jahrhunderts derselbe in Frankreich von neuem zum Durchbruch kam und dann seinen Weg nach Deutschland fand.

Fürst Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst war ein eifriger Anhänger dieser Lehre; er kurierte durch Handauflegen, Streichen und Gebet „im Namen Jesu", wie Gaßner vor ihm. Sein echt katholischer Sinn vereinigte sich leicht mit dem unüberwindlichen Glauben an Wunder sowie an seine eigne Berufung, Wunder zu verrichten.

In unsern Tagen wagte sich ein dänischer Kaufmann Karl Hansen, unter dem angemaßten Titel eines Professors, nach Wien, um dort mit seinen plumpen, gesundheitsgefährdenden Handgreiflichkeiten den Wienern die alte Magnetistenkomödie von neuem vorzuführen. Er fand indes bald seinen Mann an dem Dr. W. Schlesinger, welcher mit scharfer und treffender Objektivität sich gegen das Treiben dieses Wundermenschen aussprach, unter anderm mit den Worten:

„Der Börse Glück und des Krachs Ende hat uns in den jüngsten Tagen den dänischen Magnetiseur Hansen gebracht. Er ist nicht nur der uninteressanteste und ungraziöseste von den Männern seines Metiers, die ich bisher in so vieler Herren Länder gesehen, sondern auch der mindest findige. Er weiß nicht Maß zu halten; er schenkt ‚das magnetische Fluidum' eimerweise aus und mutet dem menschlichen Verstande einen Grad von Gläubigkeit zu, der beleidigend ist. So den tierischen Magnetismus zu parodieren und karikieren, ihn zu solchen Possenreißereien zu erniedrigen, ist mir noch nie und nirgends vorgekommen. Daß ein Magnetiseur zur Ergötzung des Publikums die Magnetisierten in inbrünstiges Gebet versinken und gleich darauf eine Polka tanzen, daß er sie auf Geheiß die Röcke an- und ausziehen, Erdäpfel für Birnen essen und auf drei Sesseln wie auf Pferden herumreiten läßt, solche geist- und geschmacklose Experimente habe ich außer von Herrn Hansen noch von keinem seiner Kollegen gesehen. Da geht es ja toller zu als im ‚Jahrmarkt zu Plundersweilen' und ungenierter als im ‚Wurstelprater'. Wird das magnetische Fluidum schon unerschöpflich ‚frisch vom Zapfen' geholt, ladet man uns schon zu einer ‚Stunde der Täuschung', bei der man seine gesunden fünf Sinne, gleich seinem Rock und Stock, in der Theatergarderobe ablegen muß, dann wollen wir wenigstens in anmutiger und ästhetischer Weise erfrischt und erheitert werden."

Daß Hansen durch den Chemiker Heinrich Fischer gelegentlich einer vorgenommenen Täuschung entlarvt wurde, ist wohl genügend bekannt; er mußte dann Wien verlassen und wurde mit seiner Injurienklage gegen Fischer abgewiesen.

Während seines Aufenthaltes in Hamburg behauptete Hansen, es wohne ihm eine solche Kraft inne, daß kaum ein Mensch seinen Blick zu ertragen vermöge. Es ist aber während seiner Vorstellungen

mehrfach konstatiert worden, daß Leute, die ihm eine gewisse Willenskraft entgegensetzten, von ihm nicht beeinflußt werden konnten.

Dagegen mag der überwältigende Willenseinfluß, welcher aus Hansens ungewöhnlich großen und strahlenden Augen auf leichter empfängliche und reizbare Naturen einströmte, einzelne Menschen ihm gegenüber in der That willenlos gemacht haben. Gewisse, wenn auch mitunter zweifelhafte Erfolge solcher Art hatte Hansen an verschiedenen Orten, beispielsweise zu Leipzig in Anwesenheit des Professors Zöllner, welcher für seine eigne Person jedoch solchem natürlichen Zauber nicht unterlag. Denn obwohl der Geist dieses sonst hochbegabten Naturforschers in einigen bestimmten Gedankenrichtungen durch vorgefaßte fixe Ideen umnachtet sein mochte, so besaß er doch einen starken Charakter und einen kräftigen Willen, der bei aller harmlosen Einfalt eines kindlichen Gemütes sich nicht ohne bewußten Grund andern unterordnete, vielmehr ihnen einen oft unberufenen Widerstand und rücksichtslosen Widerspruch entgegengesetzte. In den Kreis seines Glaubens an unlösbare Naturwunder paßte aber als ein treffliches Beispiel das Auftreten Hansens, welcher hiervon seinerseits selbstsüchtigen Vorteil zu ziehen wußte.

Als Hansen nach Hamburg kam, entstand infolge seiner Vorstellungen unter der dortigen Bevölkerung ein wahres Magnetfieber, alle Welt wollte magnetisieren, und die Spiritisten Hamburgs bekundeten erhöhte Lebensfähigkeit; sie magnetisierten im stillen alles, was ihnen unter die Finger kam.

Allerdings blieb dieses Treiben nicht lange verborgen, wofür untreu gewordene Medien ausreichend sorgten. So erklärte z. B. eine abtrünnige Spiritistin, eine aus Sachsen stammende Frau, ganz unverhohlen, daß sie zwar bisher als Medium gedient habe, aber keine Lust mehr dazu hätte, weil man sie hungern ließe. Auch habe man ihr als Lohn einen neuen Regenmantel versprochen, den man ihr nun vorenthalte, und deshalb hatte sie sich von dem „Schwindel“ losgesagt.

In einem andern Spiritistenklub nahm ein junges Mädchen, das seit Jahren an heftigen Kopfschmerzen litt, gleichfalls an den Sitzungen teil, als plötzlich der Tisch rückte und eine verstorbene Freundin sich als anwesender Schutzgeist des jungen Mädchens durch Klopflaute

vorstellte. Nach allen Regeln des Geisterklopfens wurde nun der Rat der Geisterfreundin herausgeklopft, daß nämlich das junge Mädchen Schwarzbrot essen möchte und sich magnetisieren lassen solle, worauf die Kopfschmerzen aufhören würden. Der Rat ward befolgt und die Schmerzen sollen sich wirklich verloren haben. In späteren Sitzungen empfahl die Geisterfreundin, mit dem Magnetisieren fortzufahren, und nachdem die Wirkung desselben sich zuerst durch Schreikämpfe bei dem jungen Mädchen zu erkennen gab, erträgt sie es heute ohne jegliche Belästigung, ja sie fühlt Erleichterung. So magnetisiert denn der Präses des sogenannten „Wissenschaftlichen Vereins", welcher das Amt des Magnetiseurs als erster Spiritist mit Geschick führt, immer frisch drauf los, bis auch er den Höhepunkt dieser Phase erreicht hat und dann in Gnaden entlassen wird, weil er keine Kraft mehr besitzt, d. h. das magnetische Fluidum ihm entströmt ist.

Das Tischrücken.

Es war Mitte der vierziger Jahre, als das Tischrücken von der Neuen Welt her seinen Einzug in Deutschland hielt und bald fast epidemisch wurde. In der feinen Welt versammelte sich alt und jung und setzte sich zum Tischrücken, wobei die Damen Gelegenheit zum Kokettieren fanden und die Herren ihnen leichter den Hof machen konnten.

Man nahm um einen Tisch Platz und beachtete, daß jemalig ein Herr und eine Dame miteinander wechselten, weil erfahrungsmäßig hierbei ein größerer und sicherer Erfolg zu erwarten stand.

Die Gesellschaft legte die Hände auf den Tisch und bildete derart eine Kette, daß sich die kleinen Finger der nebeneinander sitzenden Personen berührten. Eine das Ganze leitende Persönlichkeit empfahl Ruhe und machte darauf aufmerksam, daß die Anwesenden ihre Hände ganz leicht auf die Tischplatte zu halten hätten, damit sich das sich entwickelnde magnetische Fluidum über den Tisch verbreiten könne. Lautlose Stille herrscht im Zimmer, nur das verendende Spiel einer auf dem Nebentisch stehenden kleinen Spieluhr ist hörbar. Da endlich beginnt der Tisch sich zu bewegen. Er rückt von seiner Stelle und das eine Bein beginnt aufzuklopfen.

„Es klopft", heißt es von allen Seiten. Der Vorsitzende hat große Mühe, die wachsende Aufregung zu beschwichtigen; er mahnt wiederholt zur Ruhe und fragt: „Habt ihr geklopft, lieben Freunde?" Nun klopft es dreimal.*) Man weiß jetzt, daß die Geister anwesend

*) In der Geisterwelt bedeutet einmal klopfen: „Nein", zweimal: „Unbestimmt", dreimal: „Ja".

sind, und die Gesellschaft beeilt sich, alle möglichen Fragen, die man sich längst vorgenommen hatte, in das Gedächtnis zurückzurufen. Der Vorsitzende stellt auch allen die besten Antworten in Aussicht und schickt sich an, vorerst den Geist zu erproben, wie weit seine Kraft reiche. Er thut eine Frage und der Geist beginnt die Antwort nach dem Alphabet herauszuklopfen, d. h. eine Person der Gesellschaft sagt von A anfangend das Alphabet bis zu dem Buchstaben her, bei welchem geklopft wird. Mit diesem Buchstaben fängt also das Wort an, womit die Antwort beginnen soll. So klopft man allmählich alle Buchstaben heraus, bildet hiermit Worte und stellt schließlich einen Satz zusammen.

Anfangs ruft dieses Experiment allgemeine Bewunderung hervor, allein es ermüdet doch schließlich so sehr, daß man froh ist, wenn nur der Satz erst beendet und die Klopferei ihr Ende erreicht hat. Nicht selten wird ein Buchstabe verkehrt herausgeklopft, oder die Geister verstummen plötzlich und lassen die Anwesenden oft stundenlang ausharren. Unbefriedigt verläßt fast jeder die Sitzung, weil er vergeblich gehofft hat, auch seine von ihm aufgestellte Frage beantwortet zu sehen.

In der Regel bilden sich nach Schluß der Sitzung zwei Parteien, deren eine geneigt ist zu glauben, daß eine abgeschiedene Seele sich herbeiläßt, auf Wunsch etwas vorzuklopfen, während die andre eine neue Naturkraft entdeckt zu haben glaubt. Beide verteidigen ihre Ansicht gegeneinander, wodurch oft die heitersten Szenen hervorgerufen werden.

Trotz alledem finden sich auch heutzutage noch immer Leute genug, welche sich vor einer ermüdenden Sitzung nicht scheuen, um doch wenigstens einen Versuch angestellt, richtiger ihre Neugierde befriedigt zu haben.

Hinsichtlich der Erklärung des Experiments hat die Wissenschaft bisher fast nichts geleistet. Alexander von Humboldt, einst vom verewigten Könige Friedrich Wilhelm IV. um Auskunft über das Tischrücken angegangen, soll sich schmerzlich darüber beklagt haben, daß einem Wissenschaftsforscher überhaupt eine derartige Frage gestellt werde.

Die Gesellschaft, die sich in der Erwartung, daß der Tisch sich bewegen soll, um diesen setzt, dreht denselben unter dem Einflusse

dieser Erwartung selber. Die Nerven der Umsitzenden werden durch das längere Harren in hohe Erregung versetzt, die Hände beginnen zu zittern und die unbewußte, mitunter freilich auch bewußte Tendenz der Muskeln wirkt auf den Tisch, der sich allmählich zu bewegen beginnt.

Diesen letzten Umstand, die Bewegung des Tisches selbst als eine greifbare Thatsache zu konstatieren, mag vor langen Jahren einem Kreise auserwählter Juristen, den Professoren der Heidelberger Juristenfakultät, welche nach Professor Zöllners Angabe einst zu Heidelberg im April 1853 das Spiel des Tischrückens im geselligen Beisammensein versuchten, nicht gerade schwer gefallen sein. Waren sie doch alle in der Ermittelung des objektiven Thatbestandes, also in der Feststellung äußerer Thatsachen nicht minder erfahren als in der Entwickelung des subjektiven Thatbestandes, d. h. in der Ergründung seelischer innerer Triebfedern für die Handlungen andrer Personen. Ob jene Meister der Rechtskunde aber auch für die zuverlässige Beobachtung und naturgemäße Erklärung gewisser Vorgänge in der eignen Nerven- und Muskelthätigkeit, also innerhalb einer den Ärzten und Naturforschern gehörigen Sphäre, die gleiche Kunst und Erfahrung besessen haben, wird wohl eine nie sicher zu lösende Frage bleiben. Und nun dies so gewisser, als der vom Rechtslehrer Zöpfl damals verfaßte Bericht über jene juristische Sitzung des Tischrückens ein volles Armutszeugnis für die zutreffende Beobachtung der wirklich maßgebenden Momente ablegt.

Die unwillkürliche Muskelbewegung bewirkt oft das Kippen des Tisches, wozu übrigens ein leichtes Auflehnen des Operateurs schon hinreicht. Zu wiederholten Malen hat der Verfasser versucht, den Tisch zum Rücken zu bringen, und dabei wahrgenommen, daß eine Person solches leicht auszuführen vermag, wenn die Umsitzenden nur der Aufforderung gemäß die Hände ganz leicht auf die Tischplatte legen.

Ohne jeglichen Einfluß oder aus freien Stücken hat sich noch nie ein Tisch bewegt, ebensowenig vermögen „Geister“ selbst einen Tisch an den Beinen empor zu heben. Es liegt der Erfolg also in der Hand der Medien, welche sich hierzu meist sehr einfacher und deshalb minder beachteter Mittel bedienen. Das Tischrücken mit nur zwei oder drei Personen mittels eines kleinen Tisches auf glattem

Parkettfußboden auszuführen, ist sehr leicht. Man hat hierzu nur nötig, die Tischplatte vorher recht trocken abzureiben, auch für trockene Finger zu sorgen und die Nebensitzenden zu ersuchen, die Hände nur ganz leicht auf die Tischplatte zu legen sowie allen Bewegungen des Tisches zu folgen. In diesem Falle kann der Ausführende das Tischchen, zumal wenn es nur drei Beine hat, durch entsprechenden Druck mit seinen Händen leicht dirigieren. Schwieriger ist es, wenn der Tisch größer und viereckig, auch die teilnehmende Gesellschaft eine größere ist. Hier nimmt man vor dem einen schmalen Ende des Tisches Platz und steckt die Hände, während die Gesellschaft sich um den Tisch setzt, in die Seitentaschen, welche pulverisiertes Harz enthalten, und reibt die Finger mit letzterem ein. Sobald die Gesellschaft den Anforderungen des leichten Händeauflegens entsprochen hat, schließt man durch Auflegen der eignen Hände die Kette und ist nun gewöhnlich im stande, den Tisch gemütlich zum Rücken zu bringen. Das Harz an den Fingern leistet hierbei gute Dienste und ermöglicht oft sogar, den Tisch bis zum Kippen zu bringen.

Manche Medien verwenden, um sich einen Erfolg zu sichern, auch eine kleine Stahlspitze, welche sie an einem starken goldenen Ring befestigt an der Innenseite der Hand tragen, um sie beim Auflegen der Hände durch kräftiges Aufschlagen mit der Hand in die Tischplatte hinein zu treiben. Nach Beendigung des Experimentes zieht das Medium den Ring entweder ab oder dreht ihn so am Finger herum, daß die Spitze sich in die Biegung des Nebenfingers verbirgt.

Wo ein unbedingter und großer Erfolg stattfinden muß, legt das Medium eigens für diesen Zweck konstruierte mechanische Manschetten an, welche unsichtbar unter den Leinenmanschetten getragen werden. Beim Auflegen seiner Hände auf die Tischplatte schiebt dann das Medium die unter jeder Hand vorspringenden Manschettenhäkchen unter die Tischplatte und gräbt sie in letztere ein. Dieser Halt gestattet dem Medium, selbst gegenüber großem Widerstande, den Tisch zum Rücken zu bringen, ihn im Zimmer herumtanzen und auf die Seite fallen zu lassen.

Die Miß Fay verwendet in letzterer Zeit eine eigens für diesen Zweck hergerichtete Gummiplatte, welche vermittelst eines an dieser angebrachten Häkchens im Innern der Hand am Ring befestigt wird.

Diese Vorrichtung gestattet ein bequemes und sicheres Aufheben von kleinen Beisetztischen, mit Wasser angefüllten Schalen ꝛc., und sichert einen guten Erfolg.

Wenn freilich im engeren Kreise alles ganz ehrlich zugeht, so pflegt bei ernstlichem Wollen der Teilnehmer ein Erfolg auszubleiben. Man hört dann nicht selten die Antwort, daß eine Wirkung nicht zu verzeichnen, daß es sich jedoch nur um einen Versuch gehandelt habe, wobei wenigstens einige Teilnehmer wahrgenommen haben wollen, wie sich der Tisch ein klein wenig bewegte. Der wirkliche Glaube an letztere Erscheinung ist auch unbestreitbar; er hat seinen Ursprung in einer Art Sinnestäuschung oder im Einfluß der psychischen Erregung auf die Nerven.

Im übrigen ist es jedem zu raten, daß er sich lieber mit einer Sitzung ohne Erfolg begnüge, die unter Umständen recht heitere Szenen mit sich bringt, als daß er einem unehrlichen Medium in die Hände falle.

Das Hellsehen.

Die Litteratur ist reich ausgestattet mit Abhandlungen über das „Hellsehen", woraus man soviel erkennt, daß schon in den ältesten Zeiten der Glaube an solche besondere Begabung einzelner Menschen bestanden haben muß. Eine wirkliche Lösung des hier zu Grunde liegenden Geheimnisses ist indessen aus all den Werken von Agrippa, Charpignon, Gregory, Görres, Scherner, Horst, Schopenhauer, Zöllner u. s. w. nicht zu ersehen. Es sind meist nur Vermutungen ausgesprochen, einzelne Beispiele und Thatsachen vorgeführt, aber nirgends beweisende Darlegungen versucht.

In einer Broschüre: „Der Schlaf und das Traumleben von Robert Brander", welche zur Verherrlichung des Spiritismus geschrieben ist,, sagt der Verfasser:

„Wir sind also, ob wir wollen oder nicht, zu der Annahme gezwungen, daß ein zweites Wesen in uns wohnt, welches ohne den Körper existieren kann. Der Mensch besteht also aus Körper und Geist.

Der Geist ist nicht vergänglich, sondern vermag sich vom Körper zu trennen und auf andre Menschen einzuwirken, was durch den Schlaf dargethan. Wenn der Mensch sich zum Schlafen legt, so fühlt er sich geistlos. Dieses spricht dafür, daß der Geist sich entfernt hat. Der Geist ist immateriell und deshalb nicht sinnlich wahrnehmbar, daher lassen sich auch hier keine materiell greifbaren Beweise bringen.

Wenn wir Körper und Geist als zwei Wesen voneinander getrennt haben, so liegt es doch sehr nahe, daß eine innige Beziehung zwischen ihnen herrscht, ein Band, das nur der Tod vollkommen trennt.

Nachdem aber der Geist durch den Tod vom Körper getrennt ist, vergeht letzterer, wogegen ersterer bestehen bleibt und für uns nur nicht wahrnehmbar ist."

An einer andern Stelle heißt es:

„Wenn wir etwas nicht begreifen, so ist damit nicht gesagt, daß es übernatürlich sei. Wir können uns nicht brüsten, alle Naturgesetze zu kennen, folglich dürfen uns befremdende Thatsachen nicht als Zauberei ꝛc. von uns angesehen werden. Solche Ausflüchte gelten nur für oberflächliche und schwachköpfige Menschen. Wir dürfen uns den jesuitischen Kniff auch nicht gefallen lassen, daß es eine Sünde sei, in die Mysterien der Natur, d. h. die Geheimnisse der Magika, der Geister und Gespenster einzudringen.

Die Intelligenz ist in der Geisterwelt freier, unbeschränkter wie in unsrer. Das ersehen wir, daß der Geist im stande ist zu sehen, was die Zukunft bringt. Er steht gewissermaßen vermöge seiner Transcendenz auf dem Gipfel eines Berges, während wir nur am Fuße desselben sind und so nicht sehen können, was auf der andern Seite vorgeht. Er jedoch kann es, und darum ist er eben von mehr unterrichtet als wir.

So gut wir uns mit Menschen, die uns im Grunde genommen nichts angehen, beschäftigen, so gut können und werden auch andre Geister sich für uns interessieren, und so kann es möglich sein, daß sie uns im Traume, da vermutlich die Einwirkung auf uns dann am leichtesten ist, einen Schabernack spielen oder uns durch angenehme Träume eine Freude bereiten wollen."

In derartigen Vermutungen ergeht sich nun Robert Brander durch sein ganzes Werk. Nach ihm sind Träume entweder Reflexe der Tageseindrücke und Empfindungen oder mutwillige, feindliche und freundliche Einflüsse der Geisterwelt. Auch sollen, wie er bemerkt, viele Menschen durch Träume in ihrem täglichen Handeln geleitet werden. Solche Träume behandeln jedoch selten direkt die betreffende Angelegenheit, sondern stellen sie in Bildern dar, die der betreffende intuitiv versteht. Auch der Geist spricht wie die Menschen oft zum Materiellen in Gleichnissen. So erklärt er die Kommunikationen zwischen Geist und Materie und sagt, sie seien nur bildlich und daher nur verständlich, nachdem wir uns verständigt hätten.

Er versucht hierzu einen Beweis, indem er sagt, daß beim Kartenlegen der Leger die Karten nach ihrem Wert und nach ihrer Bedeutung kenne und würdige. Genau danach würden nun die Karten von ehrlichen und unehrlichen Geistern geleitet, und es ergeben sich oft Mitteilungen, die uns in Erstaunen setzten.

Sind nun derartige Auseinandersetzungen wohl dazu angethan, das Volk aufzuklären, oder tragen sie nicht vielmehr zur Verirrung bei, indem sie gar nicht selten Abergläubische auf den Weg zum Irrenhause führen?

Welchen Wert haben Artikel, wie solche neuerdings in den illustrierten Zeitungen (z. B. von Otto Hamann, über das Gedankenlesen, in der Zeitschrift „Vom Fels zum Meer“, und Karl du Prel, in der Revue „Nord und Süd“), erschienen? Ersterer führt bei Besprechung der Experimente von Cumberland einige Beispiele über das Hellsehen an und bezieht sich hierbei auf Kant und Schopenhauer, wobei er nur bekundet, wie sehr er sich über die Leistungen Cumberlands im unklaren befindet. Carl du Prel dagegen, welcher gleichfalls den Vorführungen Cumberlands mehr Wert beilegt als sie verdienen, und sich hierbei auf alle möglichen Beispiele besonderer geistiger Begabung, wie sie aus früheren Zeiten bekannt sind, bezieht, macht schließlich die unzureichende Einseitigkeit der Wissenschaft für die mangelnde Erklärung verantwortlich.

Beide übersehen, daß es sich bei den neueren Vorführungen im Hellsehen, Gedankenlesen ꝛc. gar nicht um ungewöhnliche Phänomene, um eine außerordentliche Geistesbegabung, sondern vielmehr nur um einfache Täuschungen des Publikums einschließlich der Gelehrtenwelt handelt. Gleichwie der geschäftskluge Cumberland, suchen auch die sogenannten professionsmäßigen Hellseher und Wahrsager lediglich auf den Aberglauben der Menge und auf die wissenschaftlichen Zweifel der Gelehrten ihren Verdienst zu begründen, und die leichtgläubigen Zuschauer halten die ihnen wunderbar erscheinenden Leistungen um so eher für Wirklichkeit, je öfter sie in „wissenschaftlichen“ Abhandlungen davon gelesen haben, daß die Möglichkeit eines Hellsehens nicht ausgeschlossen sei.

Um nun zur wahren Aufklärung zu verhelfen, wollen wir eine Anzahl der bekannteren Vorführungen einfach auf ihren natürlichen

Vorgang zurückführen, wobei wir uns jedoch auf solche Stücke beschränken werden, welche in den letzten Jahren meist zur öffentlichen Darstellung gelangten und welche für die allgemeine Auffassung ebenso verständlich wie von Interesse sind. Vorher wollen wir indes noch einige Beispiele anführen, welche beweisen mögen, wie leicht und wie gern das Volk sich täuschen läßt und wie es hierdurch seinerseits ein ganzes Geschlecht von Wundermännern, Hellsehern und Wahrsagern ꝛc., welche auf den Aberglauben und auf die Leichtgläubigkeit geradezu ihre Existenz gründen, großgezogen hat.

Noch heute ernährt das sogenannte „Wundermännchen“ oder der „Wassertänzer in der Flasche“ (Cartesianischer Taucher) seinen Mann, welcher damit auf den Jahrmärkten in kleineren Städten umherreist und den Landbewohnern mit Hilfe des kleinen Püppchens einen Blick in die Zukunft gestattet. Und gleichwie der Hausierer seine „Planeten“, die in Auflagen von tausenden gedruckt werden, gegen zehn Pfennig feilbietet, so florieren in den größeren Städten auch noch die Geschäfte der Wahrsager und Kartenleger. Namentlich ist es das schöne Geschlecht, welches sich den Rat dieser Weisen gegen eine übliche Zahlung von fünfzig Pfennig oder auch eine Mark erbittet. Ja, wie eine solche Lenormand in Hamburg versicherte, zählt sie eine große Anzahl Damen der dortigen Aristokratie zu ihren festen Kunden. Als der Verfasser ihr einst seinen Besuch machte, fand er in ihrem Vorzimmer nicht weniger als acht Personen, meist vornehme Damen, welche auf den Zulaß in das innere Heiligtum warteten. Bei dieser Gelegenheit wurde er durch einen Zufall Ohrenzeuge von einer Prophezeiung, welche geradezu in einer unsittlichen Pointe wurzelte, dafür aber vielleicht auch um so besser bezahlt wurde.

Vor wenigen Jahren stellte in Hamburg eine Frau „Henriette“ einen Wahrsageapparat „Cagliostro“ aus; sie hatte vorher eine oft wiederholte Anzeige erlassen, in welcher sie einen Mechaniker suchte, der ihr den sehr verwickelten Apparat sowie das zugehörige Uhrwerk für das Planetensystem zusammenstellen könne. Sie trat mit dem Verfasser in Unterhandlung und bemerkte, daß der Apparat sehr einfach konstruiert sei und daß sie die Annonce nur als Reklame erlassen habe, um die allgemeine Aufmerksamkeit darauf zu lenken. Dieses Experiment verfehlte denn auch seine Wirkung nicht, wie sich später

zu beobachten Gelegenheit bot. Der Besuch ward ein sehr reger, als Frau Henriette die Annonce erließ, daß es ihr endlich gelungen sei, einen tüchtigen Mechaniker für die Aufstellung des Apparates zu finden. Während des ganzen Tages wurde das Vorzimmer nie leer, und die Equipagen standen in langer Reihe auf der Straße. Und was bot diese Wahrsagerin für eine Mark Entree den Besuchern?

In einem Zimmer, von dem das Tageslicht gänzlich abgeschlossen war, stand ein aus Holz und Pappe errichteter Aufbau, der einem Tempel glich und mit allerhand Firlefanz, Goldflitter, Bildern, Glocken, Quasten und kleinen Türmchen verziert war. Zu beiden Seiten dieses Apparates war roter Stoff gespannt, damit niemand zur Seite desselben treten konnte. Der Apparat selbst enthielt verschiedene Zifferblätter, die mit Zahlen, Himmelszeichen und Arabesken versehen waren. Auf jedem derselben lief ein Zeiger in wilder Eile herum. Oberhalb des mittleren Zifferblattes stand eine magische Presse, aus welcher jeder Besucher ein Stückchen weißes Papier erhielt, welches er selbst zwischen die Walzen legen durfte. Dieser Papierstreifen kam auf der andern Seite wieder mit Weissagungen bedruckt heraus, welche für die betreffende Person als geeignet erschienen. Die ganze Vorrichtung, welche diesen anscheinend so großartig konstruierten Apparat in Bewegung setzte, bestand aus einem alten Lampenwerk, wie solche bei den französischen Moderateur-Öllampen angebracht waren. Unzählige Lichter, die den Apparat umgaben, verbreiteten einen blendenden Schein. Nicht minder wirkte der Weihrauchduft, womit die Luft geschwängert war, berauschend auf die Sinne der Besucher. Andächtig lauschten sie den leeren Phrasen der Wahrsagerin, die für sie aber um so überzeugender klangen. Dann verabschiedeten sie sich im Besitze ihres Zukunftsplaneten, um erst später zu erkennen, daß kaum mehr als ihre Neugierde befriedigt worden war.

So lächerlich ein solches Gaukelspiel und so gefährlich es für einzelne Menschen sein mag, so hat doch die öffentliche Wohlfahrtsbehörde sich noch immer nicht veranlaßt gesehen, gegen derartige Verirrungen einzuschreiten. Denn zahllos sind die geheimen Schlupfwinkel, in denen die Wahrsagerei als einträgliches Geschäft oft in Verbindung mit Kuppelei und Hehlerei getrieben wird.

Weniger gefährlich, aber immerhin dazu angethan, den Aberglauben zu bestärken und die gesunde Anschauung von einem natürlichen Zusammenhange zwischen Ursache und Wirkung zu vergiften, sind die Experimente der modernen Hellseher, welche letztere sich auf der Bühne, in den Salons und in öffentlichen Volkslokalen sehen lassen. Ihre Zahl ist bedeutender, als man gemeinhin annimmt. Jeder dieser sogenannten „Wundermänner" hat sein besonderes, durch bunte Mannigfaltigkeit bestechendes Programm und sein eignes, oft seltsam zusammengewürfeltes System, das er als Geschäftsgeheimnis sorgfältig hütet. Es werden dabei die sonderbarsten Berechnungen und Kniffe angewendet, von denen hier einige Pointen näher angeführt werden sollen.

Eine Dame, welcher die Augen mit einem Tuch verbunden sind, nimmt, einen Offiziersdegen in ihrer rechten Hand haltend, auf dem Podium Platz. Ihr Führer überreicht einer Person aus der Gesellschaft ein Spiel Karten und läßt von mehreren Personen je eine Karte wählen. Dann sammelt er die Karten wieder ein, indem er sie einzeln an verschiedenen Stellen in das Spiel zurückschieben läßt, und legt nun das Spiel vor der Dame verdeckt auf das Podium. Diese schiebt mit dem Degen das Spiel auseinander und zeigt die Karten in der Reihenfolge vor, wie es von den Zuschauern gewünscht wird, indem sie dieselben mit der Degenspitze durchbohrt und die Bildseite der Karte dem Publikum entgegenhält.

Der Führer besitzt die Geschicklichkeit, die gewählten Karten, welche er einzeln in das Spiel zurückzuschieben ersuchte, unbemerkt oben auf das Spiel zu bringen. Während er dann mit dem Spiel auf das Podium zurückschreitet, legt er noch sechs Karten, die er dem Spiel von unten entnahm, nach oben, so daß in Wirklichkeit die drei gewählten Karten nunmehr die siebente, achte und neunte Karte von oben sind. Die Hellseherin, welche von allem genau unterrichtet ist, kann unter dem Tuch soweit hervorlugen, um das vor ihr auf dem Podium liegende Spiel zu erkennen. Mit Hilfe des Degens breitet sie das Spiel nun aus und beachtet hierbei, daß sie die oberen sechs Karten nach rechts vorsichtig abschiebt, alsdann die drei folgenden Karten einzeln vor sich ausbreitet, so daß die obere rechts, die zweite in die Mitte und die dritte links zu liegen kommt. Es müssen hier-

nach die drei Karten in derselben Reihenfolge vor ihr liegen, wie sie von den Zuschauern vorher gewählt wurden. Alle weiteren Karten breitet sie aber nach Belieben um die bestimmten drei herum aus. Sodann beachtet sie, wie der Führer seine Frage stellt. Denn hierdurch erkennt sie, ob die erste, zweite oder dritte Person ihre Karte zu sehen wünscht. Sobald z. B. der Führer sagt: „Zeige uns die Karte dieses Herrn", so nimmt die Dame die mittlere mit dem Degen auf. Auf die Frage: „Welche Karte wählte dieser Herr?" zeigt sie die linke und auf die Frage: „Dieser Herr wählte welche Karte?" die rechte Karte. Selbstverständlich sucht die Hellseherin, bevor sie die Karte aufnimmt, ein wenig zwischen den Karten umher und spießt auch wohl einmal eine verkehrte auf, um den Effekt dadurch zu erhöhen.

Eine andre Dame, welche seit langen Jahren namentlich Schweden und Norwegen, Holland, Belgien und Frankreich als „Hellseherin" bereiste, machte folgendes Kunststück und erzielte damit nicht selten einen sehr großen Effekt.

Sie ließ sich die Augen verbinden und stellte sich, mit dem Rücken den Zuschauern zugewendet, in der Mitte der Bühne resp. des Podiums auf. Ihre beiden Arme hielt sie ausgestreckt vom Körper entfernt und in jeder Hand hielt sie ein seidenes Tuch, das eine von roter, das andre von weißer Farbe.

Der Führer dieser Dame ging nun zu einer beliebigen im Zuschauerraum sitzenden Person, trat ganz nahe an diese heran und ersuchte dieselbe, ihm ganz leise in das Ohr zu sagen, welches Tuch die Dame fallen lassen solle, das rote oder das weiße, und kaum daß die gewünschte Farbe bezeichnet war, so fiel auch schon das Tuch aus der Hand der Dame zur Erde. Dieses Experiment wurde mehrere Male wiederholt und versetzte die Zuschauer, welche hierfür keine Erklärung finden konnten, oft in Erstaunen. Man zerbrach sich über die Lösung dieses Rätsels lange den Kopf, und doch war die Ausführung eine höchst einfache.

Unter dem Podium befand sich ein Diener, welcher durch ein an der Vorderseite des Podiums angebrachtes Loch den Führer beobachtete, und der Dame, welche unter dem Tuch hervor nach unten sehen konnte, an der Stelle, wo dieselbe stand, ein Zeichen gab. Zu

diesem Zweck waren hier in einer Entfernung von 30—40 cm voneinander zwei Löcher von 1 cm Durchmesser im Podium angebracht, in welchen je ein Pedal steckte, dessen oberes Ende mit der Fläche des Podiums abschloß. Sobald nun der Diener vermittelst der nach seinem Platz geführten Schnüre die eine oder die andre derselben anzog, hob sich der Stift des einen oder des andern Pedales im Fußboden des Podiums um 1 cm, und dieses konnte von der Dame wahrgenommen werden. Je nachdem sich nun der Stift ihr zur Seite rechts oder links hob, ließ sie dementsprechend das Tuch fallen, und hob es sofort wieder auf, damit das Experiment wiederholt werden konnte.

Die auf dem Podium hervortretenden Stifte der Pedale waren für die Zuschauer nicht sichtbar, und ebenso wenig beachteten dieselben, daß der Führer, falls das rote Tuch gewählt wurde, zustimmend mit dem Kopfe nickte und bei der Wahl des weißen Tuches ruhig blieb. Hierin bestand für den Diener das Zeichen, welches dieser der Dame in angegebener Weise übermittelte.

Ein Experiment von noch größerer Wirkung ist folgendes, welches namentlich in Privatkreisen zur Vorführung gelangt:

Man verbindet einer Dame die Augen und ihr Führer ersucht um ein Kartenspiel, von dem alle Anwesenden überzeugt sind, daß dasselbe nicht besonders zugerichtet ist, sondern dem Hausherrn gehört. Dieses Spiel mischt eine Person der Gesellschaft gut durch und übergibt es der Hellseherin so, daß letztere es, die Rückseite gegen sich gewendet, in der Hand hält. Zur Verwunderung aller Anwesenden nimmt sie nun eine Karte nach der andern unten ab, zeigt sie der Gesellschaft, und indem sie die Karte etwas seitwärts vor die Stirn hält, nennt sie in dieser Weise fortfahrend eine nach der andern.

Die Ausführung dieses Experiments ist eine sehr einfache.

Die als Hellseherin auftretende Dame verbirgt in einer Tasche zur linken Seite ihres Kleides einen ganz kleinen viereckigen Spiegel, dessen vier Seiten etwa 2—3 cm lang sind. Sobald ihr das Kartenspiel überreicht wird, holt sie unbemerkt den kleinen Spiegel hervor und drückt ihn an der Rückseite des Spieles, welche mit Klebewachs versehen ist, fest. Nun hält sie das Spiel in ihrer linken Hand so niedrig, daß sie unter dem gelockerten Tuch hervor in den

Spiegel sehen und die an ihre Stirn gehaltene Karte erkennen kann. Beim Zurückgeben des Spiels nimmt sie aber zuvor den Spiegel vom Rücken der letzten Karte leicht ab und verbirgt ihn wieder an seinem Platze.

Wo ein derartiges Experiment nicht mit entliehenen, sondern mit eignen Karten zum Vortrag gelangt, ist die Ausführung folgende.

Die Hellseherin, welche auch hier mit verbundenen Augen vor den Zuschauern Platz genommen hat, birgt in der Tasche ihres Kleides ein kleines Kästchen. Dasselbe erweitert sich nach oben und ist durch drei Zwischenwände in vier gleiche Räume geteilt, die unten etwa 5 mm, oben aber 10 mm weit sind. Diese vier Zwischenräume sind dazu bestimmt, die vier verschiedenen Farben des Spiels, welche vom As bis zur Sieben in ihrer Reihenfolge gelegt sind, aufzunehmen. Es wird dabei beachtet, daß in dem ersten Zwischenraum die Herzkarten, mit der Bildseite dem Körper zu gesteckt sind und daß in derselben Weise Pik, Karo und Treff folgen. Mit einem so gruppierten Spiel ist die Hellseherin bereits ausgerüstet. Sie nimmt aber ein gleiches Spiel, welches von einer Person aus der Gesellschaft ordentlich durchgemischt wurde, in Empfang und steckt es in dieselbe Tasche, jedoch neben das Kästchen.

Sobald nun eine Person aus der Gesellschaft eine beliebige Karte zu sehen wünscht, greift die Dame in die Tasche, erfaßt die Karten, welche in dem betreffenden Fache stecken, zählt sie darin vom As anfangend ab und holt sie hervor. Wird z. B. von der Gesellschaft die Karte Pik-Dame gewünscht, so greift sie in der Tasche nach den Karten, welche von ihrem Körper aus gerechnet im zweiten Zwischenfache stecken, und beginnt nun, bei der vordersten anfangend, von As bis Dame, also bis zur vierten Karte zu zählen. Es gehört hierzu immerhin ein gutes Gedächtnis, um behalten zu können, welche Karten bereits herausgeholt und gezeigt worden sind. Denn die Hellseherin muß diese unbedingt im Kopfe behalten, um beim Nachzählen die bereits hervorgeholte Karte an ihrer ursprünglichen Stelle mitzählen zu können.

Bei geringerer Fertigkeit kann dieses Experiment auch ohne verbundene Augen ausgeführt werden, wobei man dann die bereits hervorgeholten Karten vor sich auf dem Tische ausbreitet. Will ein

Herr dieses Kunststück vorführen, so möge er statt des Holzkästchens eine vierteilige Tasche verwenden, in welcher alle vier Farben des Kartenspiels nebeneinander arrangiert sind. Eine solche Tasche links über der Brust im Futter des Rockes fällt nicht auf, und es kann das zweite Spiel alsdann in die eigentliche Brusttasche versenkt werden, welche hinter der vierteiligen Tasche angebracht ist.

In Privatzirkeln, wo das Mitbringen eines Spieles ausgeschlossen ist und wo der Experimenteur das Kunststück mit einem ihm gereichten beliebigen Kartenspiel ausführen muß, verfährt derselbe auch wohl folgendermaßen.

Er läßt eine beliebige Karte aus dem Spiel, welches er ausgebreitet hinhält, entnehmen und bittet die betreffende Person, sich die Karte genau zu merken. Sodann teilt er das Spiel in zwei Hälften und läßt sich die Karte verdeckt wieder zurückgeben, d. h. auf die untere Hälfte des Spieles legen. Hiernach legt er die obere Hälfte wieder darauf, wobei er den kleinen Finger der linken Hand zwischen beide bringt. Während er sich jetzt zu einer andern Person begibt, zieht er die erste gewählte Karte unbemerkt nach unten heraus und legt sie als die unterste Karte in das Spiel. Auf diese Weise kann er eine beliebige Anzahl Karten nacheinander ziehen lassen und dieselben in gleicher Reihenfolge, wie sie gezogen wurden, nach unten bringen. Der Experimenteur hat sich hierbei nur die Reihenfolge derjenigen Personen, welche die Karten gewählt haben, sowie die Zahl der gewählten Karten zu merken.

Um nun das Spiel auch von der Bildseite zeigen zu können, zieht er schnell zwei Karten, die als Deckkarten dienen, von oben ab und zählt dieselben nachher beim Hervorholen der gewählten Karten nicht mit. Die Reihenfolge der Karten ist jetzt derart, daß die von der ersten Person gewählte Karte die letzte von unten (Bildseite) ist, natürlich die beiden vorliegenden Deckkarten nicht mitgerechnet. Das so geregelte Spiel steckt er einer Person in die linke innere Brusttasche des Rockes, mit der Bildseite dem Körper zugewendet, und bittet die Person, sich in die Nähe der Hellseherin, oder wenn der Vortragende es selbst vorstellen will, in dessen Nähe hinzubegeben. Letzterem sind zwar die Augen verbunden worden, doch holt er trotzdem die Karten, welche die Personen gewählt hatten, einzeln hervor.

Bei einiger Übung ist er auch im stande, die gewählten Karten außer der Reihe hervorzuholen, wenn er dabei nur beachtet, welche Karten er bereits geholt hat. Ebenso vermag auch die Hellseherin die Karten hervorzuholen, indem der Führer ihr durch Zeichen zu erkennen gibt, wie viele Karten gewählt wurden. Die Reihenfolge ist ihr ja bekannt; außerdem kann sie auch die Karten außer der Reihe hervorholen, weil hierbei der Führer um die betreffende Karte bittet und die Dame an der Stellung der Frage zu erkennen vermag, die wievielte Karte sie vorzubringen hat.

Der größte Effekt liegt zuletzt darin, daß der Führer einige Personen aus der Gesellschaft ersucht, beliebige Karten zu nennen, welche die Dame vorbringen soll. Dieses Experiment findet seine Erklärung dadurch, daß das Spiel vorher geregelt worden ist, und zwar nach einem besonderen Schema, das sowohl der Dame wie dem Führer bekannt ist. Es wäre hierbei möglich, daß die Dame die eine oder die andre Karte als eine verkehrte hervorholte, wenn gerade an dieser Stelle eine vorher gewählte Karte herausgenommen war. Ein derartiges Versehen wird in der Regel gern entschuldigt, weil die Dame, diese Karte wieder an ihren Platz zurückbringend, die richtige hervorholt, welche von der Rückseite abgezählt vor der ersteren steckt.

Eine andre Ausführung dieses Experiments ist die, daß z. B. der Führer fragt: „Die wievielte Karte, mein Herr, wünschen Sie, daß die von Ihnen gewählte sein soll? Antwort z. B. „Die zehnte!“ Hiernach nimmt die Dame von der Rückseite des Spiels neun Karten ab, holt als zehnte z. B. die als dritte vor dem Spiel liegende Karte hervor und fährt fort, auch die übrigen Karten hervorzuholen.

Vielfach bewundert pflegt folgendes Experiment zu werden:

Der Künstler überreicht einer Person aus der Gesellschaft ein Gedichtbuch mit der Bitte, dasselbe gefälligst aufzuschlagen und sich die Nummer der ersten Seite zu merken und zu nennen. Hiernach verliest dieselbe den Titel eines auf der aufgeschlagenen Seite anfangenden Gedichtes, wählt daraus eine beliebige Strophe aus, von dieser Strophe wieder einen Vers und liest diesen laut vor. Vorher aber hat der Künstler einen weißen Bogen vorgezeigt, einige Worte darauf geschrieben, ihn in ein Kouvert geschoben und vor aller Augen auf den Tisch gelegt. Nachdem nun von der betreffenden

Person alles Vorstehende festgestellt ist, was nebenbei, um als Vergleich zu dienen, auf eine Wandtafel geschrieben worden, überreicht der Künstler einer andern Person aus der Gesellschaft das Kouvert. Diese öffnet es und findet, daß der Künstler bereits vorher dasselbe aufgeschrieben hatte, was die erste Person ohne jegliche Beeinflussung gewählt hatte.

Die Ausführung ist folgende:

Das Buch ist derartig präpariert, daß es sich, sobald es jemand zur Hand nimmt, um es zu öffnen, stets an derselben Stelle fast von selbst öffnet. Der Künstler weiß also, daß sich das Buch z. B. auf Seite 260 (etwa die Mitte des Buches) öffnet, und daß auf dieser Seite das Gedicht „Am Morgen" beginnt. Er weiß ferner, wie viele Strophen das Gedicht hat und wie viele Verse jede Strophe zählt. Dieses Gedicht hat er ganz abgeschrieben und zwar in der Weise, daß auf jeden Bogen Papier nur eine Zeile kommt. Demnach hat er, wenn er z. B. das Buch „Minckwitz' Gedichte" hinreicht, in welchem auf Seite 260 das Gedicht „Am Morgen" steht, 16 Bogen zu beschreiben, da das Gedicht vier Strophen und jede Strophe vier Zeilen hat. Jeder Bogen ist folgendermaßen beschrieben:

Seite 260.
„Am Morgen."
Strophe 2.
Vers oder Zeile 2.
„Sobald wich die Nacht dem glühenden Morgenschein."

In dieser Weise ist jeder Bogen mit Strophen- und Zeilenzahl versehen und die betreffende Zeile darunter ganz ausgeschrieben. Je vier Zeilen einer Strophe sind geordnet, und immer vier Kouverts, also eine Strophe in einer kleinen Tasche arrangiert. Alle vier Taschen sind an der Innenseite des Rockes angebracht. So vorbereitet schreibt der Künstler nur des Scheines wegen Beliebiges auf den erst gezeigten Papierbogen und legt diesen auf den Tisch. Nachdem er nun weiß, daß die zweite Strophe und von dieser die zweite Zeile gewählt wurde, greift er in die Tasche Nr. 2, erfaßt das hierin befindliche zweite Kouvert und vertauscht das vorher auf den Tisch

gelegte mit diesem, indem er sich der Staffelei zuwendet, um scheinbar das dort Geschriebene noch einmal zu lesen. Hiernach reicht er das richtige Kouvert einer Person aus der Gesellschaft, welche nach dem Eröffnen desselben genau dasselbe vorliest, was auf der Wandtafel geschrieben steht.

Dieses Stück kommt in letzter Zeit auch so zur Ausführung, daß der Künstler einfach vorher seine Visitenkarte von einer Person aus der Gesellschaft in ein kleines Kouvert einschließen und auf deren Rückseite beim Wiedereröffnen Vorstehendes gedruckt erscheinen läßt. Selbstverständlich hat in diesem Falle der Künstler statt der 16 beschriebenen Zettel die gleiche Anzahl bedruckter Visitenkarten in Kouverts arrangiert.

Nicht selten auch reicht der Künstler drei oder mehrere Bücher hin, von denen er eins wählen läßt. In diesem Falle hat er die gleiche Anzahl Kouverts präpariert, welche er hinter einem Tisch oder Stuhl in kleinen Kästchen sortiert birgt, um je nach Wahl des Buches das entsprechende Kouvert aus dem Kästchen hervorzuholen und mit dem vorher auf den Tisch gelegten geschickt zu vertauschen.

Vor einigen Jahren trat in Hamburg ein Prestidigitateur auf, dessen Tochter während der Vorstellung einige Beweise ihrer Kunst zum besten gab. Die junge Dame nahm auf der Bühne mit verbundenen Augen Platz, während sich ihr Vater in den Zuschauerraum begab, um verschiedene Münzen und Ringe vom Publikum zu entleihen. Diese legte er auf ein Tablett und reichte dasselbe andern Personen hin, die dann eine Auswahl treffen und das junge Mädchen fragen konnten, welche Münze sie in der Hand hielten, welche Jahreszahl, wessen Bild dieselbe enthielte u. s. w. Die gegebenen richtigen Antworten mußten um so mehr überraschen, als das Mädchen sogar auf die Frage der betreffenden Person den Ring beschrieb, den diese in ihrer Hand hielt, die Form und Fassung desselben wie die Form und Farbe des Steines, ja selbst die Inschrift des Ringes bezeichnete.

Die Ausführung war indessen eine sehr leichte und einfache. Der Vater hatte etwa eine Stunde vorher ein kleines Kunststück ausgeführt, wozu er sich eine Anzahl Ringe aus dem Publikum geliehen. Diese Ringe hatte die Tochter inzwischen Gelegenheit gehabt zu sehen, und sich zwei derselben, die ihr Vater hierfür bezeichnete, genauer an-

gesehen. Dieselben Ringe lieh sich der Vater nachher zum zweitenmal; wußte doch das große Publikum nichts davon. Auch fiel es oft der fraglichen Person gar nicht einmal auf, daß der Künstler denselben Ring schon einmal in seinem Besitze gehabt hatte. Noch weniger konnte sie ahnen, daß die Tochter, vorerst hinter Kulissen sitzend, sich schon vorher die beiden Ringe genau angesehen hatte. Die vom Publikum entliehenen Münzen vertauschte der Vater einfach mit seinen eignen Geldstücken, die er zu diesem Zwecke in der einen hohlen Hand barg. Dann beachtete er bei der Verteilung von Münzen und Ringen, daß andre Personen als die Eigentümer die Gegenstände bekamen. In der Reihenfolge der Verteilung, welche der Tochter bekannt war, ließ er nun von den betreffenden Personen die Tochter über den Gegenstand befragen, und sie war in der Lage, mit Hilfe ihres Gedächtnisses die Einzelheiten der Gegenstände zu bezeichnen. Zum Schluß vertauschte der Vater die Gegenstände wieder und gab jedem die seinigen zurück.

Ein ähnliches Kunststück, wodurch diese Dame sich den Anschein gab, als sei sie Hellseherin, war folgendes. Ihr Vater entlieh aus der Gesellschaft eine Anzahl Münzen, die er auf einem Tablett einsammelte, und ließ von einem Anwesenden eine der Münzen mit einem Zeichen versehen, welche alsdann mehreren Personen in der Umgebung gezeigt wurde. Der Künstler hatte inzwischen die übrigen Münzen in einen hohen Herrenhut geschüttet und begab sich mit demselben zu der Person, welche die gezeichnete Münze in ihrer Hand hielt. Er reichte ihr den Hut, ersuchte sie, die Münze zu den übrigen zu werfen und der Dame, welcher die Augen mit einem Tuche verbunden waren, den Hut hinzuhalten. Diese griff nun hinein und holte die gezeichnete Münze hervor, trotzdem der Herr die Münzen im Hut vorher gut durchschüttelt hatte.

Das ganze Geheimnis beruht hierbei darin, daß diejenige Münze, welche der Herr zeichnete, von ihm längere Zeit in der Hand gehalten und dadurch warm wurde, während die übrigen Münzen sich alle kalt anfühlten. Die Dame hatte somit nur nötig, die Münzen nacheinander anzutasten, und indem sie dieselben einen Augenblick in der hohlen Hand hielt, war sie im stande, die gezeichnete Münze, bei welcher die Wärme noch anhielt, herauszufinden.

In der Hauptsache gehören die Damen, welche als Hellseherinnen auftreten, eigentlich in die Rubrik der Gedächtniskünstler, sei es auch nur, daß sie gewisse vorher wohl verabredete Merkzeichen im Kopfe behalten, an welchen sie wie z. B. an der Form der gestellten Frage, am Tone, in welchem die Fragen gesprochen werden u. dergl. genau den zu erratenden Gegenstand herauserkennen.

In ähnlicher Weise finden die Experimente auf der Zauberbühne ihre Erklärung, wenn der Künstler z. B. durch eine Uhr, Glocke u. s. w. die Zahl der mit Würfel geworfenen Augen oder die Zahl der Points einer gezogenen Karte angeben läßt, wobei ein diensthabender Gehilfe von der Hinterbühne aus mitwirkt. Bei diesem Experiment bedeutet z. B.: Sag an, wie viel? = 4, Und jetzt? = 2, Nenne uns gefälligst die Zahl! = 5, Nun? = 1, Und wie viel warf diese Dame? = 6 u. s. w. Außerdem kommen bei derartigen Experimenten Würfel in Anwendung (z. B. wenn die betreffende Person, die den Wurf ausführte, selbst fragen will), die auf der einen Seite mit Schwerpunkt versehen sind und somit bei jedem Wurf die Zahl aufzeigen, die für diesen Fall zwischen Künstler und Gehilfen verabredet ist.

Häufig wird von Hellsehern das Kunststück ausgeführt, Fragen, die von den Anwesenden auf kleine Zettel geschrieben und dann einzeln in ein Kouvert verschlossen worden, lesen zu können, ohne das Kouvert zu öffnen. Hierbei befindet sich gewöhnlich ein Eingeweihter im Zuschauerraum, der eine vorher verabredete Frage aufschreibt, worauf der Hellseher das Kouvert, welches der Eingeweihte mit einem kleinen Zeichen versah, beiseite legte und eins der von fremder Hand geschriebenen nimmt, vor die Stirn hält und die Frage verliest. Wirklich nennt er die ihm bekannte, vom Eingeweihten geschriebene Frage statt der im Kouvert befindlichen; dann öffnet er letzteres und legt den daraus entnommenen Zettel scheinbar gleichgültig, so neben sich auf den Tisch, daß er etwas unter der Augenbinde hervorschauend, den Inhalt des Zettels lesen kann. Zugleich hält er das zweite Kouvert vor die Stirn und verliest nun die Frage des ersten Zettels. So fährt er fort, immer eine Frage vor der andern vorweg lesend, bis er zum Schlusse noch die selbstgeschriebene verliest.

In Kreisen, wo ein Eingeweihter nicht eingeführt werden kann,

verfährt der Hellseher zwar in gleicher Weise, nur muß er sich vorher eine Frage ausdenken, die er als erste verlesen will. Er wählt zu diesem Zweck eine solche, wie sie fast in jeder Gesellschaft gestellt wird, z. B. „Wie wird morgen das Wetter sein?“ Schon im voraus hat er die Bemerkung gemacht, daß man nur solche Fragen stellen möge, die er auch in der Gesellschaft verlesen könne, und so ist er berechtigt, eine beliebige Frage als nicht passend beiseite zu legen. Sobald er nun einer Frage begegnet, die seiner von ihm zuerst verlesenen gleicht, so legt er die folgende Frage samt Kouvert beiseite und gibt vor, sie nicht verlesen zu können. Er öffnet, liest den Inhalt und benutzt diesen, um die nächste Frage damit vorzulesen. Schließlich werden alle Anwesenden bestätigen, daß die von ihnen aufgeschriebenen Fragen wirklich verlesen worden sind.

Auch zu dem von Cumberland oft vorgeführten Experiment des „Lesens der Namen Verstorbener“ ist nichts weiter als eine kleine Handfertigkeit erforderlich. Er ließ z. B. drei Zettel verteilen, mit der Bitte, auf jedem den Namen eines verstorbenen Freundes zu schreiben, den Zettel zusammenzufalten und mit an seinem Tische Platz zu nehmen. Nachdem auf erlassene Aufforderung jede der drei Personen ihren Zettel auf den Tisch gelegt hatte, ordnete er diese scheinbar und vertauschte dabei den einen davon mit einem von ihm in der hohlen Hand verborgenen leeren Zettel. Nun entfaltete er den ersten Zettel und nahm unbemerkt Kenntnis vom Inhalt desselben, wobei er hustete und deshalb die Hand vor die Stirn legte. Hatte er nun den Inhalt des ersten Zettels verlesen, so vertauschte er diesen wieder mit dem zweiten, dann mit dem dritten und las so einen nach dem andern vor.

Noch mehr Bewunderung rief ein Experiment des Professors Roberth hervor, welcher auf einen Zettel, den er in ein Kouvert verschloß und dieses einer Person aus der Gesellschaft zum Halten reichte, genau aufschrieb, welchen Dominostein ein Anwesender wählt und welche Zahl ein andrer mit Würfeln werfen würde, ferner welche Seite eine dritte Person im Buch aufschlagen und welche Karte ein vierter aus einem Spiele wählen würde, endlich welche Zahl sich ein andrer gedacht, und wie lang ein Stück Band sein würde, das eine Person abschneiden sollte.

Zur Ausführung wendete er folgende einfache Kniffe an. Er hatte zunächst eine wohlvorbereitete Schachtel mit Dominosteinen, aus welcher er die erste Schicht Steine herausnahm, um zu zeigen, daß sie zu einem geregelten Dominospiel gehörten. Dann ließ er die betreffende Person einen Stein von der zweiten Schicht entnehmen, die aus lauter gleichen Zahlen bestand. Die Würfel, welche er nachher benutzte, waren mit einem besonderen Schwerpunkt versehen, so daß der Werfende nur eine bestimmte Augenzahl aufwerfen konnte. Das gereichte Buch war so vorbereitet, daß es sich beim Aufschlagen unwillkürlich von selbst an einer bestimmten Seite öffnete.

Eine Karte, die man für irgend einen Zweck bestimmt hat, einer Person in die Hand zu spielen, ist für den fingerfertigen Kartenkünstler eine leichte Aufgabe. Um ferner die Zahl vorher aufzuschreiben, welche eine Person sich gedacht hat, braucht man dieselbe nur derart zu schreiben, daß sie zugleich für eine 4, 5, 7 oder 9 gelesen werden kann. Es ist eine oft bestätigte Erfahrung, daß in der Regel, wenn man eine Person auffordert, sich eine Zahl zwischen 1 und 9 zu merken, entweder eine 5 oder 7 oder 9 gewählt wird. Außerdem kommt hinzu, was den Erfolg sichert, daß der Vorführende vorerst alles Gewählte nennen läßt, mit Kreide auf eine große Tafel schreibt und nachher das auf den Zettel Geschriebene hiermit vergleichen läßt. Sicher ist, daß die vergleichende Person die aufgeschriebene Ziffer auch als diejenige bezeichnet, welche bereits genannt und vom Vortragenden aufgeschrieben wurde, während man ohnedies darüber im Zweifel gewesen wäre.

Das Abschneiden der bestimmten Länge eines Bandendes wird dadurch erzielt, daß man der betreffenden Person eine Schere überreicht, ihr ein circa 3—4 m langes Wollenband vorhält und dabei hin- und herziehend, die Stelle zuführt, wo man sich ein Zeichen, etwa einen Knoten gemacht hat. Man bittet die Person, das Band zu durchschneiden, wobei man, sobald dieselbe die Schere zum Schnitt ansetzt, das Band richtig hinrückt und beide Hände so nahe aneinander hält, daß der Schneidende mit sanfter, aber ihm unbewußter Gewalt veranlaßt wird, an der entscheidenden Stelle die Schere anzusetzen. Die Hauptkunst besteht hier gleich wie bei vielen ähnlichen Vorführungen in der Gewandtheit, den Willen des andern unbemerkt,

aber bestimmt zu lenken, so daß er gegen die auferlegte Willensführung zu einem ernstlichen Widerstande um so weniger gelangt, als die Entschließung vor den wartenden Blicken der Versammlung ohne Zögern geschehen muß. Hierzu tritt die natürliche Scheu der meisten Menschen, vor und gegenüber einer öffentlichen Versammlung einzeln und selbstständig zu handeln. Kommt aber ja dem Beeinflußten hinterher seine Nachgiebigkeit zum Bewußtsein, so scheut er sich, die Schwäche zu verlautbaren, ja er redet sich wohl nicht selten selber ein, wie er doch selbständig und unbeeinflußt gehandelt habe. So aber bleibt das Ansehen des Künstlers unangetastet, und ungeschmälert bleibt die Bewunderung, welche seinen Leistungen gezollt wird.

Es mag an dieser Stelle noch ein kleines Experiment dargestellt werden, welches sich sehr gut zur Unterhaltung im geselligen Kreise eignet und leicht ausführbar ist; nämlich das „Dominospiel mit verdeckten Steinen". Dieses Kunststück beruht einfach auf einer vorherigen Verständigung zwischen den beiden ausführenden Spielern, welche miteinander folgendes verabredet haben:

„Ich" bedeutet	1.	„Wir" bedeutet	4.
„Du" „	2.	„Ihr" „	5.
„Er" „	3.	„Sie" „	6.

Beide Spieler lassen die Steine eines Dominospieles, welches bis 6 und 6 geht, verdeckt auf den Tisch legen und gut durcheinander mischen. Jeder nimmt dann sechs Steine und stellt sie vor sich auf, worauf der eine einen Stein mit einer passenden Bemerkung verdeckt, aus der sein Partner erkennen kann, welche Augenzahl der verdeckte Stein hat. Es sei z. B. Stein 5 und 6, auf welchen die Frage paßt: „Na, Ihr kennt sie wohl nicht?" Nun weiß der Partner, daß 5 und 6 aufliegt und zwar die 5 nach links, die 6 aber nach rechts von der aussetzenden Person, weil man diese Regel von vornherein annimmt. Der Gegner setzt dann z. B. rechts bei sechs einen Stein 6 und 4 verdeckt an und macht dazu die Bemerkung: „O, den können wir sehr gut!" wonach der erstere entweder bei der 4 oder 5 z. B. den Stein 5 und 2 ansetzt und sagt: „Du paßt ja prächtig!"

Auf solche Weise gibt die eine Person immer der andern das Zeichen dafür, welche Zahl anzusetzen ist, ohne daß die Umsitzenden etwas davon merken. Falls ein angesetzter Stein am Ende blank

ist, so schweigt die Person beim Ansetzen desselben, und die andre Person weiß, was dieses Schweigen zu bedeuten hat. Ebenso wie bei einem gewöhnlichen Dominospiel können auch hierbei Steine gekauft werden, je nachdem vorher bestimmt wurde. Allgemeine Bewunderung ruft es aber hervor, wenn zum Schluß sämtliche Steine aufgedeckt werden, und alle genau in der Anlage ihrer Points miteinander stimmen.

Wird dieses Spiel von den beiden ausführenden Personen außerdem noch mit hübschen Reden begleitet, so ist es fast unmöglich für die Umsitzenden, Erklärung dafür zu finden.

Mit Rücksicht auf das Denken von Zahlen wollen wir jetzt noch ein Beispiel anführen, um zu beweisen, wie sehr ein Mensch geneigt ist, z. B. von drei aufgeschriebenen Zahlen in den meisten Fällen die mittlere zu wählen, zumal wenn sie den Abschluß eines Ganzen, z. B. ein Dutzend, ein Groß oder ein Hundert bezeichnet. Es ist ein Versuch, den jeder in seinem eignen Familienkreise anstellen kann.

Man schreibe z. B. die Zahl 12 ohne Wissen einer andern Person oder wenigstens in Abwesenheit derjenigen Person, die sich eine Zahl denken soll, auf einen Zettel, und setzte auf die Rückseite desselben die Zahlen 10 12 14, jede etwa 2 cm voneinander entfernt. Ersucht man nun die betreffende Person, sich von diesen drei Zahlen eine zu denken und dieselbe zu nennen, so wird in der Regel die mittlere gewählt. Hierauf kehrt man den Zettel um und zeigt die auf dieser Seite einzeln notierte Zahl. Aus welchem Grunde der Befragte gerade diese Zahl wählte, vermag er nicht zu erklären; er hält es kaum für möglich, daß die Zahl schon vorher festgestellt war. Hiernach ist man aber wohl zu der Annahme berechtigt, daß von drei so eng zusammengestellten Zahlen sich die mittlere Zahl am stärksten dem Sehorgane einprägt. Es mag dieses daher kommen, daß das Auge, während es die Zahlen überblickt, stets die mittlere Zahl aufnimmt, sobald man die rechts oder links stehende Zahl betrachtet, somit auf dieser am längsten ruht, und daß die Aufnahme derselben in der Pupille demnach die vollkommenste ist. Nicht ausgeschlossen ist aber auch, daß die Zahl 12 selbst etwas mehr Anziehendes für den Menschen als die neben ihr stehenden hat. Vielleicht weil sie eine sehr beliebte, oft vorkommende und somit sehr bekannte Zahl ist, die leichter von dem Gedächtnis festgehalten wird.

Derartige und ähnliche Wahrnehmungen werden von den Hellsehern stets in Betracht gezogen und in Verbindung mit unzähligen Kombinationen und Berechnungen für ihre Zwecke verwendet.

In den letzten Jahren erregte folgendes Experiment Aufsehen, welches dann auch bald seine Erklärung fand: Ein Herr, der Führer einer Hellseherin, überreichte einer Person aus der Gesellschaft mit dem Bemerken ein Buch, dasselbe an einer beliebigen Stelle mit einer Nadel zu durchstecken; er übergab dasselbe, nachdem dieses geschehen und das Buch geschlossen war, einer andern Person zum Halten. Die Dame bezeichnete nun nicht allein die Seite, auf welcher die Nadel hineingesteckt war, sondern gab sogar die Nummer der Seite an, bis zu welcher die Nadelspitze gedrungen war, und nannte sogar die Zeile, das wievielte Wort in dieser und den wievielten Buchstaben desselben. Auch den Buchstaben, den die Nadelspitze zuletzt getroffen hatte. Dieses Experiment rief um so mehr Bewunderung hervor, als die Anwesenden sich überzeugt hatten, daß das Buch dem Hause entliehen war, in welchem die Sitzung stattfand. Alle Anwesenden wußten, daß eine besondere Zurichtung des Buches ausgeschlossen sein mußte. Daß aber das Buch erst in dem Augenblicke präpariert wurde, als der Vortragende es in die Hand nahm, mochte niemand annehmen. Und doch geschah dieses.

Der betreffende Herr nahm das Buch in seine rechte Hand, durchblätterte dasselbe scheinbar ohne jegliche Absicht, legte seine rechte Hand etwa unter die zwanzigste Seite, griff mit dem Daumen derselben Hand über die vierzigste Seite und trieb die an seinem Trauring befestigte Nadelspitze durch die zehn Blätter hindurch; zugleich merkte er sich während seiner Ansprache die Zahl der von oben gezählten Zeile, die Zahl des Wortes, die Zahl der Buchstaben und auch diesen selbst. Nun überreichte er einem der Anwesenden das Buch, nachdem er einige Blätter weitergeschlagen, um den Stich mit einer Nadel von demselben an dieser Stelle ausführen zu lassen. Damit nun dieser Herr den Stich in ähnlicher Stelle vornahm, wie solcher von ihm selbst ausgeführt war, zeigte er mit dem Finger auf diese Stelle, bat, hier gefälligst die Nadel, so tief es erwünscht erschien, einzuführen. Dies geschah denn auch, und hierauf übergab der Vortragende das Buch einer dritten Person, die von der ersteren entfernt

saß. Inzwischen hatte er der Dame die nötigen Zeichen gegeben. Durch die Anzahl seiner Schritte verriet er die Nummer der Zeile, durch Zurückgehen nach einer Pause die Zahl des betreffenden Wortes, weiterhin die Zahl des durchbohrten Buchstaben durch ausgestreckte Finger, und endlich den Buchstaben selbst durch ein Wort, welches in seiner Ansprache vorkam, mit demselben Buchstaben anfing, und von ihm besonders betont wurde. Die Dame war so im stande, alles der Reihe nach angeben zu können. Nachdem dann der zweite Herr das Buch geöffnet, und zwar von vorn anfangend die durchlöcherten Blätter gesucht und dasjenige gefunden hatte, welches die letzte Stichspur aufwies, konstatierte derselbe, daß alles Genannte genau stimmte. Gleich ihm ahnten alle übrigen Anwesenden nicht, daß diejenigen Blätter, welche der zuerst aufgeforderte Herr durchlöchert hatte, mehr nach hinten lagen und gänzlich unberücksichtigt gelassen waren.

Wie aus allen angeführten Kombinationen hervorgeht, ist in der Hauptsache zur Ausführung derartiger Experimente ein gutes Gedächtnis erforderlich, wozu noch die tägliche Übung der Vortragenden, welche aus solchen Kunststücken ein Geschäft machen, hinzukommt. Mehr oder weniger besitzen derartige Leute ein solches auch und üben es. Hierdurch erreichen sie oft für gewisse Dinge eine ganz außerordentliche Gedächtniskraft und könnten sogar als Mnemotechniker auftreten. So ist dem Verfasser ein Herr bekannt, der folgendes Experiment mit der größten Sicherheit ausführt:

Auf einer Wandtafel sind in nachstehender Weise die Zahlen von 1—30 aufgeführt und ist mit Kreide hinter jeder Zahl von ebensoviel Anwesenden je ein beliebiges Wort geschrieben worden:

1. Stock.	11. Fisch.	21. Kette.
2. Gans.	12. Uhr.	22. Lampe.
3. Hut.	13. Ei.	23. Gabel.
4. Haus.	14. Messer.	24. Pferd.
5. Stuhl.	15. Geld.	25. Baum.
6. Bank.	16. Huhn.	26. Wagen.
7. Frau.	17. Brille.	27. Schlüssel.
8. Dieb.	18. Löffel.	28. Stein.
9. Schaf.	19. Tisch.	29. Korb.
10. Katze.	20. Thaler.	30. Mann.

Der vortragende Herr kombiniert sich nun die Stellung der Zahlen zu den dahinter geschriebenen Worten etwa in folgender Weise:

Der Stock ist gleich 1.
Die Gans hat 2 Beine.
Der Hut hat 3 Ecken.
Das Haus hat 4 Seiten.
Der Stuhl hat 5 Sprossen.
Die Bank hat 6 Beine.
Die Frau hat 7 Kinder u. s. w.

und improvisiert so schnell zu allen weiteren Zahlen je einen ähnlichen passenden Satz.

Sobald er hiermit fertig ist, liest er den Anwesenden die Zahlen samt den dahinter geschriebenen Worten noch einmal langsam und deutlich vor, läßt nun die Tafel nahe vor die Zuschauer stellen, so daß nur diese die Aufschrift sehen können, und nimmt selbst hinter der Tafel Platz. Jetzt läßt er sich die Augen verbinden und beginnt nun die Zahlen mit den dahinter geschriebenen Worten in ihrer Reihenfolge herzusagen, z. B. 1 ist der Stock, 2 ist die Gans u. s. w. Danach beginnt er dasselbe rückwärts herzusagen, bei 30 anfangend, und ebenso von 1 resp. von 30 beginnend, erst das Wort und dann die davorstehende Zahl. Hierdurch hat er sich die Tabelle so genau eingeprägt, daß er im stande ist, jede Frage, z. B. welche Nummer ist die Brille, oder was steht hinter Nr. 28 für ein Wort, sofort richtig zu beantworten.

So unglaublich dieses Experiment auch scheint, so begründet ist es; denn der Verfasser führte es selbst nach einiger Übung in Privatkreisen vor. Jeder Mensch wird sich von der Ausführung überzeugen können, sobald er einen ernstlichen Versuch zunächst mit wenigen Zahlen macht.

Um zu zeigen, daß ähnliche Experimente, deren Leistung von vielen durch die Gabe des „Hellsehens“ erklärt wird, nichts als Kombinationen und Berechnungen sind, soll hier noch ein andres Beispiel folgen, daß man sehr oft von sogenannten „Hellsehern“ in kleineren Unterhaltungslokalen vortragen sieht:

Der Führer einer Hellseherin, welcher die Augen verbunden sind, erbittet sich eine Anzahl Münzen, die er auf einem Tablett einsammelt; er sorgt dafür, daß gerade 24 Münzen eingehen. Außer-

dem erbittet er sich eine Uhr, einen Schlüssel und einen Ring. Nun fordert er die Gesellschaft auf, drei Personen zu bestimmen, welche er als Nr. 1, 2 und 3 bezeichnet, indem er der einen eine Münze, der andern zwei und der dritten drei Münzen in die Hand gibt. Es bleiben also noch 18 Münzen als Rest auf dem Tablett zurück. Hierauf verläßt der Künstler den Zuschauerraum und läßt das Tablett mit Sachen und Münzen bei den drei Herren zurück, denen er vorher noch begreiflich macht, daß jeder von ihnen einen Gegenstand von den dreien wählen und in die Tasche stecken möge. Auch mögen sie von den Münzen auf dem Tablett eine bestimmte Anzahl entnehmen, und zwar derjenige, welcher die Uhr wählte, noch die gleiche Zahl Münzen, als er schon in der Hand hat; der den Schlüssel wählte, die doppelte Zahl seiner bereits entnommenen Münzen, und endlich der den Ring wählte, die vierfache Zahl.

Nachdem alles vorbereitet ist, kommt der Führer zurück, erbittet sich das Tablett mit den noch restierenden Münzen und gibt die Zahl derselben der Dame durch ein bestimmtes Zeichen zu erkennen.

Gesetzt den Fall, es wären drei Münzen als Rest auf dem Tablett geblieben und diese Zahl wäre vom Führer der Dame mitgeteilt, so hat diese nur nötig, umstehendes Schema, welches sie ganz klein auf die Nägel ihrer Finger geschrieben hat, nachzusehen und sich die Reihenfolge der Gegenstände, welche nur mit dem Anfangsbuchstaben angedeutet sind, zu merken; sie kann alsdann bestimmt sagen, daß der Herr Nr. 1 die Uhr, Nr. 2 den Ring und Nr. den Schlüssel wählte.

Wären dagegen zwei Münzen als Rest geblieben, so hätte sie die Reihenfolge der Gegenstände unter Nr. 2 ihres Schemas hergesagt und ebenso mit 1, 5, 6 und 7 verfahren.

Vier Münzen können nie übrig bleiben. Dieses Experiment bietet den Vortragenden den Vorteil, daß sie es wiederholen können, so oft es verlangt wird.

Allerdings würden die Gedächtniskünstler oder Mnemotechniker und ebenso die vielfach angestaunten Rechenkünstler, welche eigentlich auch nichts weiter als Gedächtniskünstler sind, bei ihren öffentlichen Vorstellungen oft mit ihrem immerhin sehr ausgebildeten Gedächtnis doch nicht ausreichen, wenn nicht auch sie im Besitz einiger Vorteile und Kniffe wären.

Schema:

1. 1. Uhr. 2. Schlüssel. 3. Ring.	**3.** 1. Uhr. 2. Ring. 3. Schlüssel.	**6.** 1. Ring. 2. Uhr. 3. Schlüssel.
2. 1. Schlüssel. 2. Uhr. 3. Ring.	**5.** 1. Schlüssel. 2. Ring. 3. Uhr.	**7.** 1. Ring. 2. Schlüssel. 3. Uhr.

Vor einigen Jahren trat ein Künstler auf, der durch die Vorführung seiner Experimente als Mnemotechniker viel Aufsehen erregte, obschon dieselben eigentlich nur geringe Gedächtniskraft beanspruchten. Derselbe verteilte vor Beginn seiner Vorstellung ein ganzes Spiel Dominosteine und ein volles Spiel Karten, sah sich dieselben vorerst noch einmal alle genau an und führte dann vorerst ein andres Programm aus. Nach Verlauf einer Stunde nannte er scheinbar ganz unvorbereitet die Zahl der Steine beziehentlich die Karte, welche die eine oder andre Person, etliche deren sogar zwei bis drei in ihrem Besitz hatten. Er nannte diese sowohl aus der Reihe als auch dann, wenn eine beliebige Person aufstand und fragte: „Welchen Dominostein oder welche Karte habe ich?“

Allgemein bewunderte man das Gedächtnis dieses Mannes, der doch nur einen flüchtigen Blick auf die Karte resp. Dominostein und dessen Inhaber gethan hatte. Dennoch war das Ganze ein sehr einfaches Experiment. Das Kartenspiel war nämlich vorher geregelt gelegt und zwar in folgender Reihenfolge.

Treff König.	Herz Sieben.	Karo Neun.	Treff Dame.
Herz Zehn.	Treff Bube.	Herz As.	Karo Sieben.
Pik König.	Pik Sieben.	Pik Neun.	Pik Bube.
Herz Dame.	Karo As.	Karo Bube.	Karo Zehn.
Pik As.	Herz Neun.	Treff Acht.	Karo Dame.
Treff Sieben.	Pik Dame.	Pik Acht.	Herz Acht.
Herz König.	Treff Zehn.	Karo König.	Herz Bube.
Pik Zehn.	Karo Acht.	Treff As.	Treff Neun.

T. D.	50.	K. 7.	52.	P. B.	54.	K. 10.	56.	K. D.	58.	H. 8.	60.	H. B.	62.	T 9.	64.
K. 9.	34.	H. A.	36.	P. 9.	38.	K. B.	40.	T. 8.	42.	P. 8.	44.	K. K.	46.	T. A.	48.
H. 7.	18.	T. B.	20.	P. 7.	22.	K. A	24.	H. 9.	26.	P. D.	28.	T. 10.	30.	K 8.	32.
T. K.	2.	H. 10.	4.	P. K.	6.	H. D.	8.	P. A.	10.	T. 7.	12.	H. K.	14.	P. 10.	16.

Treff König war somit die oberste Karte im Spiel, von der Rückseite desselben ab gerechnet. In der Weise, wie aus vorstehendem Schema ersichtlich, waren die Plätze der ersten Reihen gestellt und numeriert, so daß links bez. rechts vom Mittelgang je acht Plätze vorhanden waren. Der Künstler begann, nach rechts gehend, beim Platz Nr. 2 seine Karten zu verteilen und gab stets derjenigen Person eine Karte, deren Platz eine solche Nummer aufwies, welche sich durch eine 2 teilen ließ. Es kamen somit in jeder halben Reihe der vier ersten je vier Karten zur Verteilung. Mitunter überreichte er auch einer Person zwei Karten, alsdann überschlug er einfach die Person der nächstfolgenden Nummer, für welche eine Karte bestimmt war.

Das nochmalige Ansehen der Karten wie der betreffenden Personen hatte nur den Zweck, sich den Anschein zu geben, als bemühe er sich, sämtliche Karten in seinem Gedächtnis aufzunehmen. In Wirklichkeit brauchte er dieses gar nicht, denn vorstehendes Schema, welches die Nummern sowie die Anordnung der durch die Anfangsbuchstaben bezeichneten Karten zu den ersteren aufwies, hatte der Künstler auf die Außenseite eines kleinen aus Elfenbein gefertigten hohlen Cylinders eingravieren lassen. Diesen Cylinder steckte er einfach auf das ebenfalls aus Elfenbein gearbeitete Ende des Zauberstabes, oder auf das dem Innern der linken Hand zugebogene erste Glied seines kleinen Fingers. Ein Blick hierauf genügt völlig, um mit Bestimmtheit diejenigen Karten bezeichnen zu können, welche die Personen auf den bezeichneten Plätzen in ihrem Besitz hatten.

In gleicher Weise war das Schema für die Dominosteine präpariert, welches die andre Hälfte des Cylinders ausfüllte, nur mit dem Unterschiede, daß diese bei den Personen verteilt waren, welche die Plätze mit den nicht durch 2 teilbaren Nummern innehatten, und daß die Personen hierbei oft 2—3 Steine bekamen.

Das größte Aufsehen jedoch erregte das folgende Experiment desselben Herrn: Er verteilte eine Anzahl Kalender der verschiedensten Jahrgänge und gestattete dem Publikum, solche mitzubringen, um mit Hilfe derselben kontrollieren zu können.

Fragte z. B. irgend eine Person aus der Gesellschaft folgendermaßen:

„Auf welchen Tag fiel der 5. August 1815?“ so antwortete er: „Auf einen Samstag!“

„Was war der 22. März 1797 für ein Tag?“ — Antwort: „Ein Mittwoch!“

Frage: „Der zweite Freitag im April 1875 war das wievielte Datum?“ — Antwort: „Der zehnte!“

Frage: „Der zweite Montag im November 1959 wird was für ein Datum sein?“ — Antwort: „Der zehnte!“

So konnte man hin und her fragen, er beantwortete die Fragen stets richtig und nannte nebenbei die Karten oder Dominosteine, welche die eine oder die andre Person noch in ihrem Besitz hatte.

Die Lösung dieses Rätsels finden wir in nachstehendem:

A.

1870.	1871.	1872.	1873.	1874.	1875.	1876.	1877.	1878.	1879.	1880.	1881.	1882.	1883.	1884.	1885.
Sb.	So.	Mo.	Mi.	Do.	F.	Sb.	Mo.	Di.	Mi.	Do.	Sb.	So.	Mo.	Mi.	Do.

B.

Jan.	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli	Aug.	Sept.	Okt.	Nov.	Dez.
1.	4.	4.	7.	2.	5.	7.	3.	6.	1.	4.	6.
Schaltjahre —	5.	1.	3.	6.	1.	4.	7.	2.	5.	7.	

Vorstehende Tabelle A zeigt verschiedene Jahreszahlen mit den Anfangsbuchstaben derjenigen Tage darunter, mit denen jedes Jahr anfängt. Die Tabelle B zeigt die Anfangsbuchstaben der zwölf Monate, mit den Zahlen darunter, wie sie zum ersten Tag des Jahres stehen.

Kennt man den Tag, womit ein Jahr beginnt, so kann man mit Hilfe des Schemas B sehr leicht den Anfangstag eines Monats bestimmen, indem jeder Monat mit dem sovielten Tag nach dem Neujahrstage beginnt, als die Zahl unter demselben anzeigt; den Neujahrstag stets als ersten Tag mitgerechnet.

Beginnt z. B. der Januar mit einem Sonntag, so fängt Februar und März mit Mittwoch an, April dagegen nach dem Schema B mit dem siebenten Tage nach Sonntag, also mit einem Sonnabend u. s. w.

Würde nun z. B. gefragt: „Der 10. April 1875 war welcher Tag?" so sieht man auf Schema A nach, mit welchem Tage das Jahr 1875 beginnt und findet, daß es ein Freitag ist. Im Schema B sieht man, daß unter dem Monat April eine 7 steht; daher rechnet man nach, daß der siebente Tag nach Freitag ein Donnerstag ist. Donnerstag ist der erste, eine Woche oder sieben Tage dazu gerechnet; also auf den 8. April fällt wieder ein Donnerstag und zählt man so weiter, dann findet man, daß der zehnte auf einen Sonnabend fällt.

Würde ferner gefragt: „Was ist der dritte Sonntag im Monat Dezember 1883 für ein Datum?" so sieht man nach, mit welchem Tage das Jahr 1883 beginnt und findet im Schema A, daß es ein Montag ist. Im Schema B steht unter dem Monat Dezember die Zahl 6; demnach beginnt Dezember mit dem sechsten Tage nach Montag, welcher ein Sonnabend ist; also ist Sonnabend der 1. Dezember, und der erste Sonntag in diesem Monat fiele auf den 2. Dezember. Hierzu rechnet man nun zwei Wochen oder 14 Tage hinzu, und so ergibt sich, daß der dritte Sonntag im Dezember auf den 16. fällt.

Zu bemerken ist noch, daß die Schaltjahre, wie solches aus dem Schema B ersichtlich ist, nach Februar einen Tag später beginnen. Ferner sei noch erwähnt, daß ein gewöhnliches Jahr mit demselben Tage endigt, womit es angefangen; das nachfolgende Jahr fängt mit dem nächsten Wochentage an. Weiß man z. B., daß das Jahr 1870 mit einem Sonnabend anfing, so muß 1871 mit Sonntag 1872 mit Montag u. s. w. beginnen. Das Jahr nach einem Schaltjahre dagegen fängt zwei Tage später an als das vorhergehende Schaltjahr.

Um ein bestimmtes Datum oder einen Wochentag in den Jahren von 1800—1900 zu finden, sucht man z. B. in den nachstehenden Schemas unter C vorerst die gewünschte Jahreszahl, alsdann im Schema D unter Berücksichtigung des in Schema C gefundenen Buchstabens den gewünschten Monat, und so findet man schließlich im

Schema E mit Berücksichtigung der im Schema D gefundenen Zahl den gesuchten Tag.

Wird z. B. gefragt: „Was war der 10. April 1850 für ein Wochentag?“ so findet man in der Tabelle D unter den Buchstaben Di. in der Zeile des Monats April die Zahl 2, und endlich im

Tabelle C.

1801 = Do.	1821 = Mo.	1841 = F.	1861 = Di.	1881 = Sb.
1802 = F.	1822 = Di.	1842 = Sb.	1862 = Mi.	1882 = St.
1803 = Sb.	1823 = Mi.	1843 = St.	1863 = Do.	1883 = Mo.
1804 = St.	1824 = Do.	1844 = Mo.	1864 = F.	1884 = Di.
1805 = Di.	1825 = Sb.	1845 = Mi.	1865 = St.	1885 = Do.
1806 = Mi.	1826 = St.	1846 = Do.	1866 = Mo.	1886 = F.
1807 = Do.	1827 = Mo.	1847 = F.	1867 = Di.	1887 = Sb.
1808 = F.	1828 = Di.	1848 = Sb.	1868 = Mi.	1888 = So.
1809 = St.	1829 = Do.	1849 = Mo.	1869 = F.	1889 = Di.
1810 = Mo.	1830 = F.	1850 = Di.	1870 = Sb.	1890 = Mi.
1811 = Di.	1831 = Sb.	1851 = Mi.	1871 = St.	1891 = Do.
1812 = Mi.	1832 = St.	1852 = Do.	1872 = Mo.	1892 = F.
1813 = F.	1833 = Di.	1853 = Sb.	1873 = Mi.	1893 = St.
1814 = Sb.	1834 = Mi.	1854 = St.	1874 = Do.	1894 = Mo.
1815 = St.	1835 = Do.	1855 = Mo.	1875 = F.	1895 = Di.
1816 = Mo.	1836 = F.	1856 = Di.	1876 = Sb.	1896 = Mi.
1817 = Mi.	1837 = St.	1857 = Do.	1877 = Mo.	1897 = F.
1818 = Do.	1838 = Mo.	1858 = F.	1878 = Di.	1898 = Sb.
1819 = F.	1839 = Di.	1859 = Sb.	1879 = Mi.	1899 = St.
1820 = Sb.	1840 = Mi.	1860 = St.	1880 = Do.	1900 = Mo.

Schema E in der Kolonne 2, daß der 10. April auf einen Mittwoch gefallen war.

Derartige Schemas hat der Künstler recht klein auf beide Seiten einer kleinen Elfenbeinplatte eingraviert, die er in der hohlen Hand birgt. Gelegentlich führt er die Hand zum Kopfe, als denke er nach und überliest hierbei einfach sein Schema.

Tabelle D.

Ja.	1.	2.	3.	4.	5.	6.	7.
F.	4.	5.	6.	7.	1.	2.	3.
Mä.	4.	5.	6.	7.	1.	2.	3.
Ap.	7.	1.	2.	3.	4.	5.	6.
Mai	2.	3.	4.	5.	6.	7.	1.
Ji.	5.	6.	7.	1.	2.	3.	4.
Jl.	7.	1.	2.	3.	4.	5.	6.
Au.	3.	4.	5.	6.	7.	1.	2.
S.	6.	7.	1.	2.	3.	4.	5.
O.	1.	2.	3.	4.	5.	6.	7.
No.	4.	5.	6.	7.	1.	2.	3.
D.	6.	7.	1.	2.	3.	4.	5.
	St.	Mo.	Di.	Mi.	Do.	F.	Sb.

Schaltjahre.

	St.	Mo.	Di.	Mi.	Do.	F.	Sb.
Ja.	1.	2.	3.	4.	5.	6.	7.
F.	4.	5.	6.	7.	1.	2.	3.
Mä.	5.	6.	7.	1.	2.	3.	4.
Ap.	1.	2.	3.	4.	5.	6.	7.
Mai	3.	4.	5.	6.	7	1.	2.
Ji.	6.	7.	1.	2.	3.	4.	5.
Jl.	1.	2.	3.	4.	5.	6.	7.
Au.	4.	5.	6.	7.	1.	2.	3.
S.	7.	1.	2.	3.	4.	5.	6.
O.	2.	3.	4.	5	6.	7.	1.
No.	5.	6.	7.	1.	2.	3.	4.
D.	7.	1.	2.	3.	4.	5.	6.

Tabelle E.

	1.	2.	3.	4.	5.	6.	7.
1.	St.	Mo.	Di.	Mi.	Do.	F.	Sb.
2.	Mo.	Di.	Mi.	Do.	F.	Sb.	St.
3.	Di.	Mi.	Do.	F.	Sb.	St.	Mo.
4.	Mi.	Do.	F.	Sb.	St.	Mo.	Di.
5.	Do.	F.	Sb.	St.	Mo.	Di.	Mi.
6.	F.	Sb.	St.	Mo.	Di.	Mi.	Do.
7.	Sb.	St.	Mo.	Di.	Mi.	Do.	F.
8.	St.	Mo.	Di.	Mi.	Do.	F.	Sb.
9.	Mo.	Di.	Mi.	Do.	F.	Sb.	St.
10.	Di.	Mi.	Do.	F.	Sb.	St.	Mo.
11.	Mi.	Do.	F.	So.	St.	Mo.	Di.
12.	Do.	Fr.	Sb.	St.	Mo.	Di.	Mi.
13.	F.	Sb.	St.	Mo.	Di.	Mi.	Do.
14.	Sb.	St.	Mo.	Di.	Mi.	Do.	F.
15.	St.	Mo.	Di.	Mi.	Do.	F.	Sb.
16.	Mo.	Di.	Mi.	Do.	F.	Sb.	St.
17.	Di.	Mi.	Do.	F.	Sb.	St.	Mo.
18.	Mi.	Do.	F.	Sb.	St.	Mo.	Di.
19.	Do.	F.	Sb.	St.	Mo.	Di.	Mi.
20.	F.	Sb.	St.	Mo.	Di.	Mi.	Do.
21.	Sb.	St.	Mo.	Di.	Mi.	Do.	F.
22.	St.	Mo.	Di.	Mi.	Do.	F.	Sb.
23.	Mo.	Di.	Mi.	Do.	F.	Sb.	St.
24.	Di.	Mi.	Do.	F.	Sb.	St.	Mo.
25.	Mi.	Do.	F.	Sb.	St.	Mo.	Di.
26.	Do.	F.	Sb.	St.	Mo.	Di.	Mi.
27.	F.	Sb.	St.	Mo.	Di.	Mi.	Do.
28.	Sb.	St.	Mo.	Di.	Mi.	Do.	F.
29.	St.	Mo.	Di.	Mi.	Do.	F.	Sb.
30.	Mo.	Di.	Mi.	Do.	F.	Sb.	St.
31.	Di.	Mi.	Do.	F.	Sb.	St.	Mo.

Anschließend an vorstehende Erklärung wollen wir hier noch die eines andern Kunststückes ähnlicher Art, nämlich das Erraten von Zahlen folgen lassen.

Die Ausführung desselben ist bedeutend leichter; es ist über dieselbe folgendes zu bemerken:

Der Künstler nimmt 50 Karten in der Größe einer Visitenkarte und schreibt auf dieselben die nebenstehend angeführten Zahlen und Buchstaben.

Die Zahlen brauchen nicht auswendig gelernt zu werden; sondern es kommt hierbei eine sehr leicht ausführbare Methode in Anwendung. Um nämlich die auf den einzelnen Karten befindlichen großen Zahlen aus dem Gedächtnis nennen zu können, läßt man sich einfach die in den Ecken der Karten befindliche Bezeichnung (Buchstabe und Nummer) sagen und beginnt ein höchst einfaches Kopfrechnen, wie folgt:

A bedeute die Zahl 20,
B „ „ „ 30,
C „ „ „ 40,
D „ „ „ 50,
E „ „ „ 60.

Die neben den Buchstaben stehende kleine Zahl, welche auch kleiner als die Ziffern der großen Zahl geschrieben ist, wird als Einer hinzugezogen, z. B. C. 6 deutet die Grundzahl 46 an. Die beiden Ziffern 4 und 6, aus denen die Grundzahl 46 besteht, und welche aus C. 6 gebildet wurden, werden nun wie folgt der Reihenfolge nach

1. addiert: $(4 + 6 = 10)$,
2. die ganze Grundzahl doppelt genommen: $(46 + 46 = 92)$,
3. die kleinere von der größeren Zahl abgezogen: $(6 - 4 = 2)$,
4. beide Ziffern mit einander multipliziert: $(4 \times 6 = 24)$.

Das Resultat ergibt, daß die Zahl der Karte C. 6 = 1,092,224 ist.

Dieses Resultat wird genügen, um allen Lesern die höchst einfache Manipulation klar zu machen.

Vor Ausführung dieses Kunststückes werden die Karten verteilt und zur Durchsicht empfohlen, wobei auf die große Verschiedenheit und Größe der Zahlen aufmerksam gemacht wird.

Es steht ganz im Belieben des Künstlers, ob er nur einen Teil oder sämtliche Karten zur Verteilung bringen will. Zu empfehlen ist es, so viel wie möglich Karten zu verteilen; der Effekt wird dadurch bedeutend erhöht, indem die Ausführung in diesem Falle in den Augen der Zuschauer als bedeutend schwieriger erscheint.

A. 24020.	B. 36030.	C. 48040.	D. 510050.	E. 612060.
A. 1. 34212.	B. 1. 46223.	C. 1. 58234.	D. 1. 610245.	E. 1. 712256.
A. 2. 44404.	B. 2. 56416.	C. 2. 68428.	D. 2. 7104310.	E. 2. 8124412.
A. 3. 54616.	B. 3. 66609.	C. 3. 786112.	D. 3. 8106215.	E. 3. 9126318.
A. 4. 64828.	B. 4. 768112.	C. 4. 888016.	D. 4. 9108120.	E. 4. 10128224.
A. 5. 750310.	B. 5. 870215.	C. 5. 990120.	D. 5. 10110025.	E. 5. 11130130.
A. 6. 852412.	B. 6. 972318.	C. 6. 1092224.	D. 6. 11112130.	E. 6. 12132036.
A. 7. 954514.	B. 7. 1074421.	C. 7. 1194328.	D. 7. 12114235.	E. 7. 13134142.
A. 8. 1056616.	B. 8. 1176524.	C. 8. 1296432.	D. 8. 13116340.	E. 8. 14136248.
A 9. 1158718.	B. 9. 1278627.	C. 9. 1398536.	D. 9. 14118445.	E. 9. 15138354.

Weiß man im voraus, daß eine große Anzahl Zuschauer zugegen sein wird, so kann man die Zahl der Karten ganz nach Belieben vermehren; indem man eine Serie, bestehend aus je 10 Stück, bis 100 hinzufügt. In diesem Falle bedeutet:

$$F = 70,\ G = 80,\ H = 90,\ I = 100.$$

Die Umrechnung für die großen Zahlen ist schnell beschafft und die Anwendung der erweiterten Karten wird nun keine weiteren Schwierigkeiten bereiten.

Falls die Gesellschaft, wie oft in Familienkreisen, aus weniger als 50 Personen besteht, genügt die vorstehend angeführte Kartenzahl vollkommen. Bei einer kleineren Anzahl, etwa 20—25 Personen, bringt man die Karten auch wohl derart zur Verteilung, daß jede der anwesenden Personen, d. h. soweit die Anzahl der vorhandenen Karten reicht, je 2 Karten erhält. Der Künstler nimmt in angemessener Entfernung von den Zuschauern auf einem Stuhl Platz, und läßt sich von irgend einer Person aus der Gesellschaft mit einem entliehenen Tuche die Augen verbinden.

Nachdem diese Vorbereitungen getroffen sind, schreitet er zur Ausführung und ersucht die Anwesenden, unter Nennung der in den Ecken ihrer Karten stehenden Bezeichnungen zu fragen, und zwar nacheinander, z. B. wie folgt:

Karte B. 7 — Welche Zahl?

Antwort: 1 074 421.

Zum Zwecke der Kontrolle für die übrigen anwesenden Personen fragt der Künstler: „Stimmt es?“ — Natürlich wird diese Frage vom Inhaber der betreffenden Karte mit „Ja!“ beantwortet, worauf der Künstler bittet, mit dem Fragen fortzufahren; der Erfolg ist ihm nun nach dem ersten Gelingen gesichert.

Gleiche und ähnliche Vorteile, die zu dem sogenannten Mysterium der Zahlen gehören, wurden auch von den „Rechenkünstlern“ in Anwendung gebracht. Sowohl der kleine Moritz Frankel, wie Chybiorz und der neunjährige Philipp Roth, die in letzterer Zeit als Wunderknaben die Welt bereisten und alle Zuschauer in Staunen versetzten, bedienten sich derartiger Hilfsmittel.

Es gibt übrigens der letzteren so viele, daß man ein ganzes

Buch damit füllen könnte. Hier folgen einige, um die Art der Ausführung dem Leser im allgemeinen zu verdeutlichen.

Will man z. B. wissen, ob eine beliebig aufgeschriebene Zahl von vielen Stellen durch eine andre teilbar ist, so braucht man in manchen Fällen nur die sogenannte Quersumme zu ermitteln, d. h. die einzelnen Ziffern der großen Zahl zusammenzuzählen. Angenommen, man möchte wissen, ob die Zahl 36 824 752 917 durch 9 teilbar ist, ohne lange zu rechnen, so addiert man die elf Ziffern:

36 824 752 917 = Summe 54.

Ist also die Quersumme einer Zahl durch 9 oder 3 teilbar, so ist es auch die ganze Zahl.

Will man ferner durch eine Multiplikation, z. B. bei der Zahl 12 345 679 lauter 1 haben, so vervielfältigt man diese Zahl mit 9; will man lauter 2 haben mit 18 u. s. f.

Wenn man eine Zahlenreihe, z. B. 278 wiederholt, so läßt sich die ganze Zahl, also 278 278, durch 7 teilen.

7 : 278 278 = 39 757
7 : 195 195 = 27 885
7 : 123 123 = 17 589
7 : 268 268 = 38 324
7 : 987 987 = 141 141 u. s. w.

Auf welche Weise läßt sich herausbringen, daß 45 von 45 abgezogen 45 als Rest läßt?

987 654 321 = 45
123 456 789 = 45
864 197 532 = 45.

Viel Unterhaltung gewährt auch nachfolgendes Zahlenspiel, durch welches man den Geburtstag einer andern Person, d. h. das Datum dieses Tages erraten kann. Man ersucht die betreffende Person, die Datumszahl ihres Geburtstages doppelt zu nehmen, hierzu 5 zu addieren, diese Summe mit 50 zu multiplizieren und dann die Monatszahl hinzuzuzählen. Letztere Summe läßt man sich nennen, zieht davon im stillen 250 ab und kann nun das Datum nennen, wenn man die beiden ersten Zahlen als Tag und die dritte Zahl als Monat nimmt.

Als Beispiel denke man den Fall, daß es sich um einen Geburtstag, der auf den 17. August fällt, handle, also um den 17. Tag des 8. Monats.

Ausführung:

17	$39 \times 50 = 1950$
$+ 17$	$+ 8$
34	1958
$+ 5$	$- 250$
39	1708

Hat die Schlußzahl welche sich nach der Subtraktion von 250 ergibt, nur zwei Stellen, so bezeichnet die erste Ziffer den Tag, die letztere den Monat. Der Abwechselung halber läßt sich dasselbe Rechnungsspiel auch auf folgende Art ausführen:

$17 \times 5 = 85$	$184 + 8 = 192$
$85 + 7 = 92$	$192 - 14 = 178$
$92 \times 2 = 184$	

Hiernach läßt man die Datumzahl des Geburtstages zunächst mit 5 multiplizieren, zu diesem Produkt die Zahl 7 addieren, diese Summe doppelt nehmen und hierzu noch die Monatsziffer hinzufügen. Von der nunmehr anzugebenden Zahl zieht man zuletzt im stillen die Zahl 14 ab; der Rest enthält dann die beiden gesuchten Zahlen des Datums und des Monats.

Stimmt dies etwa nicht, wie es bei den zweistelligen Monatszahlen (z. B. 25. Dezember) vorkommen kann, so zieht man von der zweiten Ziffer (6) der angesagten Schlußzahl (262) 1 ab und schaltet noch vor der letzten Ziffer (2) eine 1 ein, so daß man in diesem Falle 2512 erhält.

Ein ähnliches Zahlenspiel ist folgendes:

Man ersucht eine Person, eine beliebige mehrstellige Zahl aufzuschreiben. Sobald dieses geschehen, bittet man, nachdem man das Zimmer verlassen habe, eine bestimmte Zahl davon abzuziehen, und die obere Zahl, sowie von der unteren Differenz eine beliebige Ziffer fortzuwischen. Jetzt verläßt man das Zimmer mit dem Ersuchen, das Zeichen zum Wiedereintritt zu geben, sobald man mit diesem Experiment fertig ist. Nachher nennt der Künstler mit Bestimmtheit diejenige Ziffer, welche die betreffende Person ausgewischt hat.

Die Ziffern derjenigen Zahl, welche von der Person vorerst auf-

geschrieben wurde, addiert man zusammen, und ersucht alsdann, die Summe von der Zahl selbst abzuziehen, z. B.

739 547 = 48
— 35
739 512.

Diese sich nun ergebende Endsumme braucht der Künstler nicht zu kennen. Nachdem er wieder eingetreten ist, addiert er die Zahlenreihe, in der z. B. die 7 gestrichen wäre, zusammen, und es ergibt sich nun die Zahl 20 als Summe. Diese zusammen addiert macht 2 (2 und 0 = 2), und von 9, einer sich stets zu denkenden Zahl, abgezogen, bleibt 7. Somit ist 7 die gestrichene Ziffer. Beispiele:

54 396 = 27	283 576 = 31
— 27	— 31
54 369 = 23 (3 + 2) = 5 von 9 = 4.	238 545 = 22 (2 + 2) = 4 von 9 = 5.

Wir kommen nun zu einer Rechenleistung, welche, in neuerer Zeit von der unwissenden Menge besonders lebhaft bewundert, den ausübenden Künstlern einen Nimbus phänomenaler Leistungskraft eingetragen hat. So gut man mit Hilfe einiger Rechenkünste Zahlen zur zweiten, dritten und vierten Potenz erheben kann, so gut vermag man auch in Zeit von wenigen Sekunden die Kubikwurzel selbst aus Millionen zu ziehen.

Zum besseren Verständnis wollen wir hier zunächst die Quadrat- und Kubikzahlen, sowie die fünften Potenzen der einzifferigen Zahlen zusammenstellen.

I. Quadrate.		II. Kubikzahl.		III. Fünfte Potenzen.	
Grundzahl.	Quadratzahl.	Grundz.	Kubikzahl.	Grundzahl.	5. Potenz.
0	0	0	0	0	0
1	1	1	1	1	1
2	4	2	8	2	32
3	9	3	27	3	243
4	16	4	64	4	1024
5	25	5	125	5	3125
6	36	6	216	6	7776
7	49	7	343	7	16 807
8	64	8	512	8	32 768
9	81	9	729	9	59 049

Diese Übersichten sind zunächst berechnet für die Zahlen von 1—100, die zu erheben sind. Auch kann man ohne Mühe solche zur beliebigen Potenz erhoben anfertigen, wie auch für Zahlen von einem oder mehreren Hunderten. Die ausübenden Künstler tragen das Schema für die Zuschauer verborgen bei sich, wofür es ja unzählige Formen gibt, von denen sich jeder die bequemste aussucht.

Man verteilt nun einige Zettel, mit der Bitte, eine beliebige Zahl (für obiges Schema von 1—100) zu wählen und auf ihre Kubikzahl zu erheben, also dreimal mit sich selbst zu multiplizieren. Wir wollen annehmen, daß einer der Aufgeforderten die Zahl 36 gewählt, also folgende Rechnung ausgeführt habe:

$$\begin{array}{r} 36 \\ \times\ 36 \\ \hline 1296 \\ \times\ 36 \\ \hline 46656. \end{array}$$

Sobald dieselbe hiermit fertig ist, bittet man, die Summe bekannt zu geben. Nun streicht der Künstler in Gedanken die drei letzten Ziffern fort, somit bleibt noch die Zahl 46. Hiernach sieht er auf das Schema II und sucht daraus diejenige Zahl, welche der 46 am nächsten kommt, ohne letztere zu übersteigen. Es ist die 27, als deren Kubikwurzel auf dem Schema die 3 verzeichnet steht.

Jetzt weiß man, daß 3 die erste Ziffer der zu suchenden Wurzel ist, und betrachtet nunmehr die letzte Ziffer der Gesamtzahl, die eine 6 ist. Alsdann sucht man in der zweiten Reihe desselben Schemas wieder diejenige Zahl heraus, welche mit einer 6 endigt. Dieses wäre die Zahl 216, der gegenüber gleichfalls eine 6 steht, somit wäre die zweite Ziffer die Wurzel eine 6, und diese selbst 36. Zweites Beispiel:

$$\begin{array}{r} 56 \\ \times\ 56 \\ \hline 336 \\ 280 \\ \hline 3136 \\ \times\ 56 \\ \hline 18816 \\ 15680 \\ \hline 175616. \end{array}$$

Es wäre z. B. nun die Zahl 175 616 genannt, die man eventuell, wenn sie noch größer wäre, auch wohl auf eine Tafel schreibt, um sie immer vor Augen zu haben. Schnell merkt man sich die drei ersten Ziffern 175, weil man sich die drei hinteren fortdenkt, sieht auf Schema II, daß 125 der Zahl am nächsten kommt und daß ersterer gegenüber eine 5 steht (5 ist die erste Ziffer der Wurzel). Die Endzahl von 175 616 ist 6, diese findet sich in 216 der zweiten Reihe des Schemas II, und der gegenüber steht in erster Reihe ebenfalls eine 6 (6 ist die zweite Ziffer der Wurzel). Somit ist die erhobene Zahl = 56.

Bei fünffacher Erhebung einer Zahl wird ebenso verfahren, nur richtet man sich hierbei nach Schema III und streicht von der Summe hier statt 3 jetzt 5 Ziffern hinten fort.

Beispiel:

21	9261
× 21	× 21
21	9261
42	18522
441	194481
× 21	× 21
441	194481
882	388962
9261	4084101.

Man streicht also die fünf hinteren Ziffern fort, und es bleibt 40 (40 gleich 32 = 2).

(Endzahl 1 = 1), Wurzel = 21.

Wenn eine Zahl ins Quadrat erhoben ist, verfährt man ebenso nach Schema I und streicht hierbei nur die zwei hinteren Ziffern fort.

Beispiel:

56
× 56
336
280
3136.

Man streicht also die beiden hinteren Ziffern fort, und es bleibt die Zahl 31 (31 ist nach Schema I in zweiter Reihe gleich 25, der gegenüber 5 steht). Die Endzahl von 3136 ist 6. Nun finden sich aber in zweiter Reihe des Schemas I zwei Zahlen, die mit einer 6 endigen, und zwar 16 und 36. Somit wäre es schwer zu erraten,

welche Zahl hiervon zu wählen sei, allein man findet die richtige Zahl sehr leicht auf folgende Weise:

Man weiß z. B., daß 31 in 25 gleich liegt und letzterer gegenüber 5 steht. Nun multipliziert man diese Zahl 5 mit sich selbst, macht 25. Diese Summe von 31 abgezogen, bleibt Rest 6.

Diese Zahl 6, die übrig bleibt, ist eine größere als diejenige, die man mit sich selbst multiplizierte, deshalb sucht man aus der zweiten Reihe des Schemas I die größte Zahl heraus, die mit einer 6 endigt (also 36), und findet, daß der gegenüber eine 6 steht. Somit ist die Wurzel = 56.

Bleibt dagegen weniger übrig, wie aus nachfolgendem Beispiel ersichtlich, so sucht man die Zahl, die als die erste von oben gesehen in zweiter Reihe des Schemas I mit einer 4 endigt, und sieht zu, welche Zahl dieser gegenübersteht.

Beispiel:

$$\begin{array}{r} 32 \\ \times\ 32 \\ \hline 64 \\ 96 \\ \hline 1024 \end{array}$$

Also 24 gestrichen, bleibt die Zahl 10.

(10 ist gleich 9, der gegenüber steht 3.)

$(3 \times 3 = 9)$ $(10 - 9 =$ Rest 1.)

Der Rest 1 ist kleiner als 3, somit wählt man die obere Zahl, die in der zweiten Reihe des Schemas I mit 4 endigt. Es ist dieses die Zahl 4, der gegenüber in erster Reihe eine 2 steht, somit ist die Wurzel 32.

Man ersieht hieraus, daß die Rechenkünstler keine so großen Weltwunder sind, als wofür sie gehalten werden, und daß jeder Mensch, der sich bemüht, alle Vorteile in der Rechenkunst kennen zu lernen, sich zu einem solchen ausbilden kann. Immerhin gehört ein gutes Gedächtnis und Kombinationsgabe dazu; aber Leute, die sich mit nichts anderm beschäftigen, eignen sich beides bald an.

So brachte der bedeutende, 1824 in Hamburg geborne Rechenkünstler Zacharias Dase es hierin so weit, daß er Erstaunliches zu leisten vermochte. Derselbe sagt in seiner Selbstschilderung, daß es in Hamburg kein Rechenbuch mehr gab, welches er nicht durchgerechnet hatte. Anfänglich beschäftigte er sich viel mit dem Zählen der Augen

der Dominosteine, wodurch er sich einen schnellen Überblick der Augen wie überhaupt der Zahlen aneignete. Außerdem beschäftigte er sich mehr mit dem schriftlichen, als mit dem Kopfrechnen, und stellte die Behauptung auf, daß, obgleich sein außerordentliches Rechengenie eine natürliche Anlage war, diese doch noch durch Fleiß und die dadurch hervorgegangene Übung entwickelt und ausgebildet worden sei.

Er sagt ferner: „Nur durch die Kunst des Zerlegens der Zahlen in ihre einzelnen Faktoren und jene merkwürdige Übung, welche meinen Geist dabei unterstützt, bewirkte ich das Unglaubliche. So z. B. sagte ich nachstehende Zahlen: 974, 386, 105, 492, welche ein andrer aufgeschrieben hatte, nach einem einzigen schnellen Blicke darauf sofort der Reihe nach vor- und rückwärts wieder, und zwar, weil ich solche im Geiste schnell zu je drei Zahlen abgeteilt und nun wie folgt memoriert hatte:

974	+ 1 =	975	= 13	× 75	=	975.
386	ist	400	− 14		=	386.
105	=	7	× 15		=	105.
492	ist	500	− 8		=	492.

„Beim Multiplizieren wird auf jene künstlichere Weise, wonach ins Kreuz multipliziert und das Produkt in einer Reihe gleich erzielt wird, also ganz nach der Regel im Kopfe operiert, und meine Kunst besteht also einzig und allein darin, daß ich die sich ergebenden Zahlen mit seltener Zuverlässigkeit memoriere und mich dabei ein untrüglicher Blick meines scharfen Auges unterstützt; da dasselbe auch beim Addieren der Fall ist, so vermag ich die schwierigsten Aufgaben ohne Anstrengung und mit Leichtigkeit, selbst bei lärmender Unterhaltung der Gesellschaft mit Sicherheit zu lösen."

Was die Eigenschaften seines Charakters betraf, so hatte er die Eigentümlichkeit, außer jenem merkwürdigen Zahlensinn auch einen großen Orts- und Gegenstandssinn zu besitzen, und diese Vereinigung der verschiedenen Sinne erklärt auch einigermaßen das Vorhandensein eines außergewöhnlichen Rechengenies, und zwar um so mehr, als er sich nur mit Rechnen beschäftigte und dem Walten seiner Hauptsinne in keiner Weise Eintrag geschah.

Das Gedankenlesen.

Das Schauen in die Seele eines andern, um von ihr die Gedanken gleichsam abzulesen, würde im strengen, d. h. allgemein gültigen Sinne eine Begabung voraussetzen, die von der Natur den Sterblichen versagt ist. Es kann sich daher bei der Kunst des Gedankenlesens nur um eine besondere, scharf begrenzte Fähigkeit handeln.

Die innige Vereinigung von Leib und Seele des Menschen hält beide in stetiger Wechselwirkung, sie läßt auch gewisse geistige Erregungen stärker und merkbarer als andre am Körper hervortreten. Diese Erscheinung gilt insbesondere von allen Seelenvorgängen, welche die Willenskraft, die zum Handeln (also nach außen) drängt, lebhafter berühren. Es wird hiervon, dem unbefangenen Menschen meist unbewußt, seine ganze körperliche Haltung beeinflußt, merkbar am Blutlauf oder Pulsschlag, am Atemzuge, an der Nervenvibrierung und Muskelbewegung.

Aus derartigen Einwirkungen oder auch Kundgebungen der seelischen Thätigkeit, einer geübten und feinfühligen Wahrnehmung erkennbar, lassen sich nun unter Umständen, wenn ein scharf begrenzter Kreis von Gedankengängen und Willensrichtungen vorliegt, mehr oder minder sichere Schlüsse auf das, was in der Seele selbst vorgeht, ziehen.

In dem hier gedachten engeren Sinne ist die Kunst des Gedankenlesens zu verstehen, welche in neuester Zeit, vornehmlich seit dem Auftreten des Engländers Stuart Cumberland, so allgemeines Aufsehen erregt hat. Infolge seiner persönlichen Anregungen hat die Mode des „Gedankenlesens“ wie eine epidemische Krankheit die Länder

Mr. Stuart Cumberland.

und Völker durchzogen; ja es gibt fast keine nur halbwegs gebildeten Privatkreise oder Familien, in welchen nicht einzelne Versuche nach der einen oder andern Richtung jenes Experiments angestellt worden wären.

Auch die Presse und selbst die gelehrte Welt hat sich mit dem vorliegenden Gegenstande eingehender, als es vielleicht erforderlich war, beschäftigt. Männer der Wissenschaft haben sich die Aufgabe gestellt, physiologische und psychologische Erklärungen über die geheimnisvolle Begabung einzelner Menschen aufzufinden und wissenschaftlich zu entwickeln. Unter andern Wissensforschern hat besonders Carl du Prel, z. B. in einem Artikel der Revue „Nord und Süd" (zu Anfang des Jahres 1885) der Sache seine Aufmerksamkeit gewidmet und hierbei zu folgenden Behauptungen sich verstiegen:

„Wir haben keine Erklärung des Gedankenlesens und müssen Cumberland als eine nicht weiter zu erklärende Thatsache hinnehmen. Die wissenschaftliche Zwangsjacke der physiologischen Psychologie ist für ihn zu eng. Die offizielle Wissenschaft vermag das Phänomen nicht einzufangen."

Klingt dieser Verzweiflungsruf nicht wie eine Bankrotterklärung der Wissenschaft? Wahrlich, der einfach und natürlich denkende Verfasser des gegenwärtigen Buches, welcher dem Stande der Gelehrten nicht angehört, mußte bei solchen Auslassungen unwillkürlich an unsres Altmeisters Goethe Mahnruf sich erinnern:

„Verachte nur Vernunft und Wissenschaft,
Des Menschen allerhöchste Kraft,
Laß nur in Blend- und Zauberwerken
Dich von dem Lügengeist bestärken,
So hat der Teufel dich schon unbedingt."

Und nun behauptet der genannte Wissensforscher noch weiter, daß alle Aufklärungen seitens der Tagesblätter, die das „Gedankenlesen" als einen Kunstgriff lediglich den übrigen Täuschungsstücken Cumberlands gleichstellten, nur ein Zeugnis davon ablegten, welches ungeheure Mißverhältnis zwischen den Fähigkeiten unsrer Journalisten und ihrem angeblichen Berufe, die Leute aufzuklären, bestehe.

Auch diese Vorwürfe haben dem Verfasser in ihrem ersten Eindrucke ein Wort Mephistos zurückgerufen, welchen Goethe sagen läßt:

„Vergebens, daß ihr ringsum wissenschaftlich schweift,
Ein jeder lernt nur, was er lernen kann;
Doch der den Augenblick ergreift,
Das ist der rechte Mann."

Denn der gelehrte Mahner unsrer Presse hat dem Verfasser, obschon er selbst kein Journalist ist, durch seine Warnung nur den Beweis geliefert, wie weit sich ein Mann der Wissenschaft verirren kann, wenn er den fraglichen Experimenten, welche für Unterhaltungen des Augenblicks oder auf angenehme Täuschung berechnet sind, anstatt dieselben unbefangen hinzunehmen, einen zu hohen Wert beilegt und ihnen weitgehende Betrachtungen oder wissenschaftliche Untersuchungen widmet.

Dem Gedankenleser Cumberland, der nach den Worten eines Wiener Blattes den Teufel durch Beelzebub austreiben wollte, da er dem Geisterspuk und Medienschwindel einige andre scheinbar unerklärliche Experimente entgegenstellte, war die Gunst zu teil geworden, daß er alsbald nach seinem Auftreten die Wissenschaft für sich gewinnen konnte. Infolge der ihm beschiedenen Ehre, am kaiserlichen Hofe zu Wien seine Leistungen vorführen zu dürfen, brachte man ihm überall ein großes Vertrauen entgegen. Man glaubte in der That an seine ernstliche Absicht, den Aberglauben im überhand nehmenden Spiritismus bekämpfen zu wollen. Diese Gunst der Umstände hat Cumberland geschickt zu benutzen verstanden. Er sah sich schnell in der glücklichen Lage, seine eignen Experimente, deren Nimbus er durch strenge Abweisung jeder ihm zugemuteten Taschenspielerkunst zu erhöhen suchte, mit dem Deckmantel geheimnisvoller Wissenschaftlichkeit umkleiden zu können. So gelang es ihm an zahlreichen Orten, das unternommene Geschäft, welches im letzten Grunde auf die Leichtgläubigkeit der großen Menge und auf den wissenschaftlichen Forschungseifer gelehrter Männer spekulierte, zu seinem Vorteil auszubeuten.

Im großen ganzen laufen die verschiedenen Vorführungen Cumberlands auf die Leistung hinaus, innerhalb eines gegebenen Raumes denjenigen besonderen Ort aufzufinden, an welchem ein von jemand gedachter oder versteckter Gegenstand, sei es eine Person, sei es eine Sache, sich befindet.

Cumberland läßt sich bei seiner Vorführung die Augen verbinden, legt die Hand desjenigen, welcher sich den fraglichen Ort gedacht hat und an denselben weiter denken muß, vor seine Stirn, erfaßt ihn dann

an der Hand und irrt nun anscheinend umher, ihn im raschen Fluge mit sich fortziehend. Plötzlich schlägt er eine bestimmte Richtung ein und findet in der Regel diejenige Person oder Sache heraus, welche sich der von ihm Geführte gedacht hat. So entdeckt er eine Nadel, welche vorher der Geführte irgendwohin versteckt hat; er findet ferner diejenige Person heraus, auf welche kurz vorher ein scheinbares Mordattentat verübt worden. Desgleichen errät Cumberland die Zahlen einer Banknote, welche eine Person aus der Gesellschaft ins Gedächtnis genommen hat, indem er die Hand dieser Person erfaßt und sie leicht über eine Reihe Ziffern von 0 bis 9 hinwegführt. Ferner schreibt er die von jemand gedachte Zahl auf eine Tafel, wobei er ihm die Hand führt. Endlich sucht Cumberland die Stelle am Körper einer Person auf, wo letztere einen Schmerz empfindet.

Es ist begreiflich, daß auf Grund solcher Leistungen Cumberland von vielen als ein Mensch bezeichnet werden konnte, der, mit einer gewissen übernatürlichen Kraft ausgerüstet, eine Art Hellseher sei. Andre haben sich darauf beschränkt, ihm eine außerordentliche Feinfühligkeit zuzugestehen, die ihn befähige, die geringsten Bewegungen am Körper der von ihm geführten Personen wahrzunehmen, zumal die letzteren oft geneigt seien, durch das fortwährende Konzentrieren ihrer Gedanken auf den gedachten Gegenstand eine Bewegung mit ihrer Hand nach der fraglichen Richtung zu machen. Man hat dabei die unbestreitbare Thatsache, daß sich innere Erregungen dem Blute mitteilen, in die Schranken geführt, und daß es wenige Menschen gäbe, die sich so weit beherrschen können, um in der Nähe des Gegenstandes, an den sie ununterbrochen dächten, regungslos zu bleiben. Hiernach sollte Cumberland aus dem veränderten Pulsschlage mit Hilfe des feinen Gefühls in seinen Fingerspitzen erkennen, daß er an dem gesuchten Orte angelangt sei.

Noch andre fügten die Meinung hinzu, daß in Wahrheit nicht Cumberland die Person führe, sondern daß er selbst von ihr geleitet werde. Man behauptete, daß die betreffende Person durch das fortwährende Fixieren eines bestimmten Punktes hypnotisch werde, und daß in solchem Zustande die normale Hemmung, welche durch das Bewußtsein zwischen einem Sinnesausdrucke und der ihm entsprechenden Bewegung stattfindet, nicht mehr vorhanden sei. Der Hypnotische,

welchem diese Hemmung fehle, folge fast automatisch seinen Sinneseindrücken, die durch äußere oder innere Antriebe hervorgerufen werden.

Wie nahe oder fern alle solche Erklärungsversuche dem wahren Sachverhalt kommen, wollen wir dahingestellt sein lassen und uns auf Erklärungen beschränken, die aus eigner Beobachtung von Experimenten im Gedankenlesen gewonnen wurden.

Zuvor wollen wir an dieser Stelle der planmäßigen Untersuchungen gedenken, welche auf einem verwandten Gebiete, nämlich der Eingebung und Übertragung von Gedanken und Gefühlen, durch eine seit drei Jahren in England wirkende Gesellschaft, Society for psychical research, unternommen werden. Die Hauptforscher dieses Vereins in der genannten Richtung sind insbesondere die Professoren Balfour Stewart vom Owen's College und W. T. Barrett am Königl. Institut für Wissenschaften in Irland; ihre bisherigen Experimente bezogen sich hauptsächlich auf die Eingebung eines gedachten Gegenstandes, auf bestimmte Eigennamen, Buchstaben, Zahlen und Zeichen. Außerdem versuchten sie Geschmackswirkungen zu übertragen und gewisse Willensakte einzugeben.

Die Ergebnisse fielen sehr mannigfaltig aus. Eine Person gab in zehn Fällen nur zweimal richtige Antworten, eine andre dagegen antwortete in 31 Fällen 30 mal richtig. Im Durchschnitt rechnet man bisher eine richtige Antwort auf 35 Fragen. In einem Falle wurde dieselbe Karte 14 mal hintereinander richtig angegeben. Es wäre zu wünschen, daß diese Versuche noch vielfach vermehrt würden, namentlich an geistig gesunden Personen. Denn die Mehrzahl der außerdem noch angestellten Experimente bezog sich auf hypnotische Personen, von denen man schon wußte, daß bei ihnen die Erscheinung der Gedanken- und Willensübertragung vorkam.

Ein französischer Forscher, Henri de Parville, der über diesen Gegenstand im „Journal des Debats" einen Artikel veröffentlichte, wendet den Begriff des Hypnotismus auf alle Personen an, die auch ohne ausdrückliche vorherige Hypnotisierung im stande sind, die Gedanken andrer zu erraten oder sich selbst dienstbar zu machen. Er meint, die Zahl solcher Personen sei größer, als man gewöhnlich annehme, und er schätzt sie auf 12—15 Prozent der Bevölkerung.

Hiernach wäre ein Gedankenleser von Profession sicher, in jeder

Versammlung eine genügende Anzahl zum Experimentieren tauglicher Personen beisammen zu haben.

So unwahrscheinlich nun auch die Übertragung von Gedanken auf den ersten Blick erscheinen mag, so dürfte sie nach den vorliegenden Beobachtungen nicht gerade als unnatürlich oder gar übernatürlich ohne weiteres abzuweisen sein. Anderseits müssen wir die meisten Experimente, wie sie von professionellen Gedankenlesern vorgeführt wurden, so wenig sie von manchen Gelehrten begriffen werden, für durchaus erklärbar halten, und zwar durch einfache natürliche Vorgänge, welche dem Zuschauer oder Beobachter verborgen bleiben, da sie seitens der Vortragenden selbst, um den Effekt und den Nimbus zu wahren, geheim gehalten werden. Um solchem Gebaren zu steuern, also im Interesse der Wahrheit und Aufklärung, sollen nunmehr die von den gewerbsmäßigen Gedankenlesern meist angewendeten Kunstgriffe näher erläutert werden.

Wir gehen hierbei von der schon oben mehrfach erwähnten Thatsache aus, daß nämlich alle Gedankenleser ein feines Gefühl haben müssen, wenn auch die Zahl derjenigen Personen, welche in jener Kunst sich versuchen, heute eine ziemlich bedeutende geworden ist. Sind doch nicht wenige und zum Teil angesehene Männer bekannt, welche die Experimente mit verhältnismäßig gleicher Sicherheit und Schnelligkeit wie Cumberland zur Ausführung bringen. Ja sie würden in ihren Leistungen den Engländer nicht nur völlig erreichen, sondern vielleicht noch übertreffen, wenn sie gewisse äußere und greifbare Vorteile oder Kunstgriffe, deren sich Cumberland zur besseren Verblendung des Publikums bedient, ebenfalls anwenden würden.

Unter den Vertretern dieser Kunst nimmt unstreitig Lucy de Gentry eine hervorragende Stelle ein. Dieselbe, welche in Österreich, namentlich in Wien, große Erfolge erzielte, führte ihre Experimente, welche durchgehends dieselben wie die Cumberlands waren, mit einer Eleganz und Sicherheit aus, die alle Zuschauer, selbst denen, die in die Geheimnisse des Gedankenlesens schon eingeweiht waren, in Staunen versetzten.

Sie wurde in die ersten Kreise eingeführt, und führte so auch im Salon die schwierigsten Experimente überraschend sicher aus, wodurch ihr Ruf bald über die Grenzen ihrer Heimat hinaus Verbreitung fand.

Der Gedankenleser Bellini war der erste, welcher durch seine öffentlichen Vorstellungen überall den Beweis erbrachte, daß er in der Ausführung Cumberland gleichkam und ihn in gewissen Punkten noch überholte. Dieser Künstler ist zugleich so ehrlich gewesen, in allen seinen Soireen ausreichend zu erklären, mit welchen Hilfsmitteln er die scheinbar außerordentlichen Leistungen fertig brachte. Um die Mitglieder seiner Prüfungskommission zu überzeugen, daß es ganz einfach und natürlich zugehe, hat er sogar jeden Herrn, der Bedenken trug, vorher in dessen Wohnung besucht und zunächst mit ihm allein das Experiment ausgeführt. Er hat übrigens auch den Verdacht, daß er sich bei seinen Vorführungen eines Eingeweihten bediene, treffend widerlegt. Unvorbereitet ist er eines Tages auf dem Redaktionsbüreau des „Hamburger Korrespondenten" zu einer Probe seiner Kunst aufgefordert worden. Er ließ sich sofort vier gleiche Streichhölzer vorlegen und ging dann in ein Nebenzimmer, während zwei Mitarbeiter der Redaktion sich je eines der vier Streichhölzer genau merkten. Wieder eingetreten führte er die Hand des einen Herrn mehrmals über die Hölzer hin und bezeichnete nach zwei Minuten mit Sicherheit das gedachte Streichholz. Die Herren der Redaktion erlangten hieraus die Überzeugung, daß lediglich die Fühlung des Blutlaufes oder Pulsschlages den Künstler zur Lösung seiner Aufgabe befähigt habe.

Das Auffinden eines auf den Tisch gelegten Gegenstandes unter mehreren oder der Zahl einer Kartenreihe erscheint hiernach leicht ausführbar. Der Gedankenleser erfaßt die Hand der Person, welche sich den Gegenstand gedacht hat, führt sie über die Gegenstände hinweg und beobachtet nun, bei welchem Gegenstande die Person am meisten erregt wird. Wenn sich der Gedankenleser hierbei die Augen verbinden läßt, so will er dadurch seine Aufmerksamkeit und seine Sinne von allen Äußerlichkeiten abschließen und ganz auf die Hand der Person konzentrieren. Aber die letztere muß auch ihre Gedanken auf den fraglichen Gegenstand richten und denselben unausgesetzt ansehen. Bei dem wiederholten Führen der fremden Hand über die vorliegenden Gegenstände, bald von links nach rechts bald umgekehrt, bald in längeren bald kürzeren Pausen, findet der Ausführende öfter Gelegenheit, die Erregung der Person zu beobachten und diejenigen

Gegenstände, hinsichtlich welcher jene Erregung am größten ist, bald auf die engere Wahl zu bringen. Die Spannung und Neugierde der Person wächst, bis sie zuletzt einer gewissen Ermüdung weicht und der Gedankenleser nunmehr die fremde Hand auf einen der beiden Gegenstände, zwischen denen er schließlich wählt, ruhen läßt. In diesem entscheidenden Augenblicke, wenn die Hand zuletzt auf dem wirklich gewählten Gegenstande ruht, pflegt die ermüdete Person unwillkürlich aus eignem Antriebe zuzugreifen oder zu bestätigen, daß der Künstler das Richtige getroffen habe. Verhält sich dagegen die Person beim Niederlegen der Hand ruhig, so bezeichnet der Künstler den daneben liegenden Gegenstand als den gedachten, und die Person findet in dem Umstande, daß eigentlich ihre Hand auf einen andern Gegenstand gelegt war, nichts Auffälliges, denn das Experiment ist ja vortrefflich gelungen.

Leichter wird natürlich dem Künstler die Entscheidung, wenn er es mit schnell erregbaren nervösen Personen zu thun hat. Bei letzteren merkt er alsbald am nervösen Zittern ihrer Hand, daß er in die Nähe des gewählten Gegenstandes gelangt ist.

Daß der Künstler ausschließlich am Pulsschlag die Erregung zu fühlen vermag, ist eine irrige Auffassung, weil sie die größte Ruhe und Aufmerksamkeit voraussetzt, woran es oft bei diesen Experimenten, wie z. B. beim Aufsuchen einer Nadel, fehlt. Ein Arzt hat bekanntlich nicht selten die größte Aufmerksamkeit notwendig, um den Pulsschlag zu fühlen. Wie sollte letzteres einem Menschen möglich sein, der bald von einer Seite zur andern, bald quer durch den Saal geschleppt wird?

Bei derartigen Ausführungen in größeren Sälen bedarf eben der Künstler, wenn sein Experiment sicher gelingen soll, besonderer Hilfsmittel, welche auch Cumberland um so unbedenklicher angewendet hat, als sein Ruf von vornherein sowohl vor der großen Menge wie vor einem Teile der gelehrten Welt befestigt schien. Bevor wir jedoch auf derartige besondere Auskunftsmittel eingehen, wollen wir zunächst einige beliebt gewordene Spiele des Gedankenlesens betrachten.

Auch das Kunststück, ein vorher aufgeschriebenes Wort, einen ganzen Satz und die Zahl einer Banknote aufzufinden, verursacht im engeren Kreise, namentlich gegenüber einer leicht erregbaren Person,

keinerlei Schwierigkeiten. Über eine Tafel, auf welcher die Buchstaben des Alphabets, beziehentlich die Ziffern 0 bis 9 deutlich geschrieben stehen, leitet der Gedankenleser die fremde Hand und fühlt auch hier an ihrem Erzittern, daß er bei dem richtigen Zeichen angelangt sei.

Anders dagegen wird der Künstler verfahren, wenn es sich darum handelt, eine gedachte Zahl ohne Benutzung der Ziffertafel, und zwar auf eine leere Wandtafel hinzuschreiben. Gewöhnlich läßt man hierzu eine Person irgend ein bedeutsames Jahr ihres Lebens wählen. Cumberland führte dasselbe Experiment auch vor Sr Majestät dem Kaiser Wilhelm aus, welchem er unter Führung der kaiserlichen Hand die von Sr. Majestät gedachte Zahl des Krönungsjahres aufschrieb. Es lag freilich in diesem Falle nicht fern, gerade auf das gewählte Jahr zu kommen, wenn auch mit Hilfe einer sogleich anzugebenden Manipulation. In der Regel kann der Gedankenkünstler darauf rechnen, daß die Mehrzahl der Personen an die Zahl ihres Geburtsjahres, welches den einzelnen am nächsten liegt, denken, um nicht durch länger dauernde Auswahl den auf schnelle Antwort harrenden Künstler und die Gesellschaft selbst warten zu lassen. Nehmen wir nun an, der Gedankenleser habe es mit einer Person zu thun, deren Alter er ungefähr auf einige dreißig Jahre schätzen darf, so weiß er zunächst, daß sie im 19. Jahrhundert geboren ist, und es stehen somit die beiden ersten Ziffern 1 und 8 bereits fest. Diese Ziffern kommen aber erst zuletzt an die Reihe, da der Künstler aus guten Gründen die zu schreibende Zahl von rechts nach links auf die Tafel bringt, so daß zuerst der Einer, dann der Zehner und so fort erscheint. Es kommt ihm hierbei auf eine Erhöhung des Schlußeffektes an, weil er nicht merken lassen will, daß er sich auf die ersten beiden leichter zu ratenden Ziffern nur anscheinend besinne. Er bittet deshalb die Person, welche mit ihrer Hand seine eigne, den Kreidestift haltende Hand umschließen muß, vorerst an die letzte Ziffer zu denken. Nun macht er zunächst einige Bewegungen, als wenn er über die zu schreibende Ziffer nicht ganz schlüssig wäre und schließt sich hierbei den unwillkürlichen Bewegungen der fremden Hand an, welche auch häufig absichtslos die Führung nimmt. Endlich beginnt der Künstler mit einem senkrechten Strich, den man zunächst für eine 1 halten kann, den er aber alsbald, falls er aus dem Verhalten des

andern keine Zustimmung merkt, in eine 6 auszieht. Jetzt schaut er fragend empor und erhält im Falle der Richtigkeit gewöhnlich durch ein Kopfnicken oder leises „Ja“ die Bestätigung. Ertönt ein „Nein“, so wischt der Künstler unter irgend einer Bemerkung die 6 fort und schreibt nun z. B. eine 9, jedoch so undeutlich, daß man sie ebensowohl für eine 7 oder auch 4 halten könnte. Stimmen auch diese Ziffern nicht, so wird eine unklare 3 geschrieben, die sich für eine 5, ja selbst für eine 2 ansehen läßt. Trifft dies ebenfalls nicht zu, so bleibt nur noch eine 8; denn die Person hat eine 8 noch nicht gesehen, wohl aber alle andern Ziffern, die sie für die Endziffer halten könnte.

Das Auffinden der vorletzten Ziffer ist deshalb leichter, weil nach Schätzung des Aussehens der Person nur eine 3 oder 4 oder 5 in Betracht kommt. Es wird daher eine 4 als wahrscheinliche Ziffer so geschrieben, daß man sie auch für eine 3 oder 5 nehmen könnte. Fragt vollends, wie es oft geschieht, die Person z. B.: „Es soll doch eine 4 sein?“ oder: „Es soll doch eine 3 sein?“ ꝛc., so darf der Künstler dies ohne weiteres durch ein „Ja“ bestätigen. Sind also die beiden letzten Ziffern gefunden, so schreibt der Künstler selbst nach einigem scheinbaren Besinnen noch die 8 und die 1 hin, worauf die ganze Zahl vor dem erstaunten Publikum dasteht. — In ähnlicher Weise, durch vorsichtiges Tasten und Probieren unter Benutzung aller sich bietenden Nebenumstände, die auf irgend welche Wahrscheinlichkeiten schließen lassen, wird bei Aufschreiben der Zahl einer Banknote verfahren.

Schwieriger erscheint auf den ersten Blick das Aufsuchen einer versteckten Nadel. Doch kann sich in einem kleineren Raume, z. B. in einem Salon der etwa hundert Personen faßt, der Künstler ganz auf die von ihm geführte Person verlassen. Er geht mit ihr einigemal im Saale herum und beginnt dann in der ersten Reihe der Zuschauer zu suchen, denen er die Hand der geführten Person wiederholt nähert. Wenn er in die Nähe desjenigen, bei welchem die Nadel versteckt ist, gelangt, so pflegt sich dies durch eine freudige Erregung der Zuschauer, auf deren Verhalten der Künstler genau achtet, zu verraten. Erhebt sich vollends der Betreffende bei der geringsten Andeutung des Künstlers, so lüftet letzterer alsbald das Tuch vom Auge und das Zeichen zum Applaus ist gegeben.

Selbstverständlich wird die Binde nur locker um die Stirn geschlungen, so daß die Augen unter dem Tuche hervorschauen können. Man hält beim Umlegen des Tuches die Stirn glatt und zieht nachher, wenn es darauf ankommt, zu sehen und zu beobachten, die Stirn in Falten, wodurch sich das Tuch beträchtlich hebt und den Blick frei macht.

Zur Sicherung seines Erfolges und zur Erhöhung des Effektes muß aber der Künstler noch einige kleine Mittel und Vorsichtsmaßregeln anwenden. Wenn er bereits ziemlich im klaren darüber ist, bei welcher Person die Nadel versteckt worden, so wendet er sich absichtlich noch einmal ab und achtet hierbei auf etwaige Ausdrücke des Bedauerns, die in solchem Falle wenigstens bei einzelnen Anwesenden nicht ausbleiben. Nun ist der Künstler seiner Lösung der Aufgabe gewiß; er sucht indes vorerst noch absichtlich in einer andern Richtung, kommt dann aber bald auf die fragliche Person zurück. Er geht jetzt hinter die Reihe, in welcher sie sitzt, und erhöht hierdurch die Spannung. Plötzlich wendet er sich um, bringt die Hand seines Führers vorerst an den Nachbar der bestimmten Person und steigert somit wiederholt die Erregung des Publikums, welches jetzt in erwartungsvoller, fast banger Ruhe verharrt. Nun prüft der Künstler noch scheinbar den Puls seines Führers, legt auch wohl dessen Hand vor seine Stirn und leitet sie jetzt entschieden auf die bestimmte Person, um bei ihr die Nadel zu suchen. Letztere wird in der Regel bald entdeckt, da hierbei die Aufregung des Führers ziemlich sicher leitet und die Stellen des Körpers, an welche man die Nadel zu stecken pflegt, von selbst gegeben sind. Auch ist es gewöhnlich eine große Brillantnadel, die man mit Leichtigkeit zu finden vermag, wenn man, wie Cumberland es thut, die betreffende Person gehörig darauf untersucht.

In größeren Sälen und vor einem zahlreichen Publikum macht natürlich auch die Ausführung dieses Experiments dem Künstler mehr Schwierigkeiten, weshalb einige Vorkehrungen, wie sie Cumberland stets vorsah, getroffen werden. Der Geschäftsführer des Künstlers hat wesentlich einzugreifen. Sobald letzterer, nachdem die Nadel versteckt worden, wieder auf der Bühne oder auf dem Podium erschienen ist, um die Hand der zu führenden Person, welche die Nadel ver-

steckte, zu ergreifen, legt er seinen Kopf ein wenig nach hinten, als wolle er die Person aufsuchen, und benutzt diese Gelegenheit, um die Haltung seines Geschäftsführers zu beobachten. Sitzt der letztere, seinen Kopf nach links gewendet, so weiß der Künstler, daß die Nadel in der linken Hälfte des Zuschauerraumes, und zwar in der vorderen Hälfte versteckt ist. Hält aber der Geschäftsführer den Kopf nach rechts, so befindet sich die Nadel in der ersten Hälfte des rechten Raumes. Steht der Geschäftsführer, so weiß der Künstler, daß die Nadel, der Wendung des Kopfes entsprechend, in der hinteren Hälfte des Zuschauerraumes rechts oder links versteckt ist. Außerdem befinden sich mindestens vier Personen im Saale, die Eingeweihte sind und die entsprechend verteilt ihre Plätze im Saale einnehmen, um im Falle der Gefahr durch ein Zeichen den Künstler auf die richtige Fährte zu leiten. Diese Kräfte treten allerdings nur in außergewöhnlichen Fällen, z. B. bei drohender Ruhestörung in Aktion, wogegen der Künstler sich gesichert halten muß; wenn er sie auch nicht immer benötigt, weil die Zuschauer selbst ihn meist genügend unterstützen.

Vorerst führt der Künstler nun die Person einigemale im Saale umher, mitunter in so raschem Tempo, daß sie kaum zu folgen vermag. Wie schon oben angedeutet, beweist dieser Umstand, daß er bei dem Umherirren den Pulsschlag oder eine sonstige Erregung der Person gar nicht zu erkennen vermag. Er beabsichtigt auch nichts weiter, als dem gesamten Publikum Gelegenheit zu bieten, ihn aus nächster Nähe kennen zu lernen und noch einmal das Podium passieren zu können, um sich zu überzeugen, daß er die maßgebende Kopfwendung seines Geschäftsführers richtig verstanden habe.

Hierauf schlägt der Künstler die Richtung ein, in welcher die Nadel wirklich versteckt ist, und verläßt sich nun auf die Unterstützung der Zuschauer wie auch auf die Nervosität seines Führers.

Bei dem Auffinden einer gedachten Person, die in des Gedankenlesers Abwesenheit bezeichnet wurde, verfährt er auf ähnliche Weise. Ist er z. B. in der Nähe der Person angelangt, so pflegen sich die Umsitzenden zu erheben, dagegen sitzt die fragliche Person in erwartungsvoller Stille ganz ruhig, während ihre Nachbarn sich eines Lachens oder sonstiger Anzeichen der Heiterkeit nicht erwehren können.

Minder glücklich gelingt aber in größeren Sälen das mühsame Experiment, eine Person im Zuschauerraume zu erraten, an welche von einer andern benachbarten Person gedacht ist. Als ein Beispiel, wie auch bei dieser Aufgabe der Künstler alle Nebenumstände, die oft der Zufall an die Hand gibt, benutzen muß, mag folgender Vorfall dienen. Cumberland führte einst dieses Kunststück in Hamburg mit zwei Herren aus, welche er aus früheren Vorstellungen bereits als sehr geeignet für seine Experimente kennen gelernt hatte.

Beide Herren hatten nahe einander neben einer ihnen näher bekannten Dame ihre Plätze und hatten verabredet, gegebenen Falles an ihre gemeinsame Nachbarin zu denken. Während sie nun vom Geschäftsführer Cumberlands mit der Aufforderung begrüßt wurden, daß sich jeder von ihnen eine Person zu denken habe, benutzte Cumberland diesen Umstand und prüfte die Umgebung der von beiden Herren soeben verlassenen Plätze. Dann trat er zu ihnen und knüpfte unter dem Vorwande, sie hätten wohl den Geschäftsführer nicht verstanden, mit ihnen ein Gespräch in englischer Sprache an, jedenfalls zu dem Zwecke, um irgend eine Andeutung über den Platz der gedachten Person zu erlangen. Er zeigte mit seiner rechten Hand nach irgend einer Richtung und beobachtete hierbei den Blick der Herren, den beide unwillkürlich jener Richtung zuwendeten, in welcher die von ihnen gedachte Dame saß. Nun wies Cumberland unter Fortsetzung des Gesprächs nach den Plätzen, wo die Herren vorhin gesessen hatten, und bemerkte: „Sie können sich eine Dame aus der Gesellschaft denken, welche Sie wollen.“ Die Herren nickten mit dem Kopfe und Cumberland wußte nun sicher, daß er sich auf der richtigen Spur befinde. Er erfaßte sofort die Hand des einen Herrn, lief eine kurze Strecke mit ihm umher und dann direkt auf dessen Platz zu. Er hatte einen Blumenkorb in seiner linken Hand mitgenommen und überreichte denselben der zwischen den beiden leeren Plätzen sitzenden Dame.

Hiernach führte er auch den andern Herrn in gleicher Weise und präsentierte der Dame einen zweiten Blumenkorb. Der Geschäftsführer Cumberlands aber erklärte, daß hier ein merkwürdiger Zufall vorliege; es sei keine Verabredung der beiden Herren gewesen, sondern jeder derselben hätte zufällig an eine und dieselbe Dame gedacht.

Auffällig konnte es erscheinen, daß beide Herren, welche diese Erklärung, die sich mit der Wahrheit nicht völlig deckte, anhörten und keine Veranlassung nahmen, dem Gesagten entgegenzutreten und die Zuschauer aufzuklären. Es unterblieb aber, wie es so oft vorkommt, teils aus Wohlmeinung für den Künstler, um ihm den Effekt nicht zu stören, teils vielleicht auch in diesem Falle gegenüber dem schneidigen und sogar oft schroffen Wesen Cumberlands aus Besorgnis, derselbe möchte in irgend einer unvorhergesehenen Weise die vorgebrachte Berichtigung abweisen oder gar lächerlich machen.

So ist es, wie schon früher angedeutet worden, nicht nur die augenblickliche Schlagfertigkeit und Geistesgegenwart, sondern auch die von der ganzen Umgebung begünstigte Herrschaft des Künstlers über den fremden Willen, was häufig den Erfolg einer Produktion sichert. Dieser Einfluß auf fremde Willensbestimmung wird auch in Privatkreisen auf wohlberechnete Weise zur Ausführung gewisser Kunststücke mit Spielkarten, die vorher nicht präpariert werden konnten, geltend gemacht.

Man läßt sich vom Herrn des Hauses ein Spiel Karten geben und überreicht es einer Person aus der Gesellschaft mit der Bitte, eine Karte hiervon nach Belieben zu wählen und sie in der Hand zu behalten, während man die übrigen Karten zurücknimmt. Eine andre Person ersucht man nun, neben einem kleinen Tische vor der Gesellschaft Platz zu nehmen und zwar so, daß der Tisch zu deren rechten Seite steht. Hierauf geht man zu der ersten Person, teilt das Spiel Karten in zwei Hälften und hält es derselben mit der Bitte hin, die gewählte Karte dazwischen zu legen. Mit Hilfe nur geringer Fingerfertigkeit vermag man die Volte zu schlagen, d. h. die untere Hälfte des Spieles nach oben zu bringen, wodurch die von der Person gedachte und auf die untere Hälfte gelegte Karte jetzt nach oben gebracht ist. Man breitet nun die Karten verdeckt auf dem Tische so aus, daß von allen nur ein Teil, dagegen die obere Karte ganz zu sehen ist, welche man absichtlich in die Mitte gelegt hat. Will man das Stück noch mehr ausschmücken, so reicht man das eine Ende eines Bindfadens der ersten Person und das andre Ende der am Tische sitzenden Person, läßt von beiden die Enden des Fadens vor die Stirn halten und ersucht die erste Person, ihre Gedanken ganz auf die von ihr gewählte Karte zu konzentrieren und mittels der Leitung

des Bindfadens auf die andre Person zu übertragen. Letztere redet man mit folgenden Worten an: „Sobald Sie glauben, die von Herrn N. gedachte Karte erkannt zu haben, legen Sie ihre rechte Hand auf eine Karte, welche Sie wollen.“ Hierbei legt der Vortragende selbst seine rechte Hand einen Augenblick auf die bestimmte Karte. Man wiederholt die Erklärung mehrmals, bittet den Angeredeten, genau Achtung zu geben, und leitet dessen Blick unter scharfer Fixierung seiner Person wiederholt auf die richtige Karte. „Legen Sie ihre Hand nachher ruhig auf eine Karte, welche Sie wollen.“ Nochmals auf die Karte weisend, fährt der Vortragende fort: „Lassen Sie sich ruhig Zeit, und erst wenn Sie glauben, die Karte genau zu kennen, legen Sie ihre Hand ruhig auf eine Karte“, hierbei immer wie zufällig mit eigner Hand die in der Mitte des Spieles liegende Karte berührend.

Die Aufmerksamkeit ist nun genügend auf die entscheidende Karte hingelenkt. Die Person aber sitzt noch einen Augenblick und versucht die Gedanken der andern Person zu erraten, was aber, wie sie bald erkennt, unmöglich für sie ist. So entschließt sie sich endlich, in der Erwartung dessen, was nun wohl kommen möge, ihre Hand auf eine Karte zu legen. Sie ist natürlich im Zweifel, ob sie auch wohl die richtige zu bezeichnen vermag, außerdem wird ihr die Wahl schwer; sie hat aber die in der Mitte liegende Karte bereits mehrmals gesehen und hierdurch gewissermaßen eine photographische Aufnahme in ihrem Auge empfangen, welche bewirkt, daß das Bild der fraglichen Karte noch im Gehirn der Person vorherrscht. Alle diese Vorgänge wirken bei einem unbefangenen Menschen naturgemäß auf seine Willensbestimmung, und er wählt schließlich die vom Künstler ihm so nahe geführte Karte.

Es ist Thatsache, daß fast jeder, der dieses Experiment noch nicht hat ausführen sehen, in der Regel so verfährt, und soviel man ihn nachher auch fragt, warum er gerade diese Karte bezeichnete, so wenig vermag er dem Fragesteller, wie sich selbst, darüber Auskunft zu geben.

Die Ausschmückung des beschriebenen Stückes durch den Bindfaden ist deshalb beigefügt, um dem Leser zu zeigen, wie wenig Wert der ganze Firlefanz hat mit dem oft derartige Experimente umkleidet werden, und wie sehr dergleichen Beiwerk oft nur den Zweck hat, das Ganze in den Augen der Laien, welche die Erklärung nicht

haben, als ein bedeutend wertvolleres erscheinen zu lassen; also namentlich den Effekt zu erhöhen.

Bei Ausführung des soeben dargestellten Kunststückes kann man statt der Spielkarten auch eine Anzahl verschiedener Visitenkarten oder Münzen nehmen und hiervon eine wählen lassen. Man legt hierbei gleichfalls die gezeichnete Karte oder Münze in die Mitte der andern nur halb sichtbaren Karten, und zwar verdeckt auf diese. Sobald dann der Vortragende sieht, daß die Person die Hand auf die richtige Karte oder Münze legte, ersucht er sie, die Hand nicht loszulassen, bevor er alle andern Karten oder Münzen entfernt habe. Dadurch, daß die betreffende Person nachher die richtige Karte oder Münze selbst aufnimmt und zeigt, wird der Effekt bedeutend erhöht.

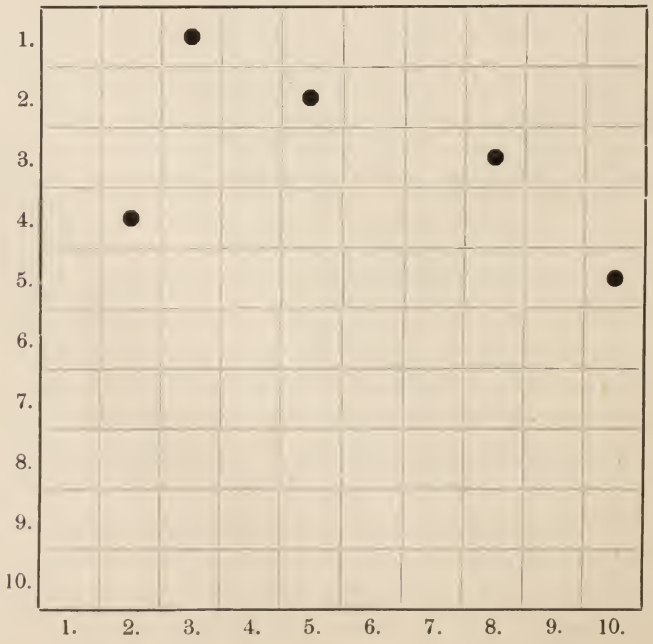
Eine andre Probe des sogenannten Gedankenlesens bei Anwendung von Karten ist folgendes Stück:

Man leiht ein Kartenspiel und läßt vier einzelne Karten von einer Person entnehmen, mit der Bitte, eine hiervon im Gedächtnis zu behalten. Hiernach läßt man alle vier Karten zusammenlegen, teilt das Spiel in zwei Hälften und läßt sich die vier Karten dazwischen legen. Dann bringt man die untere Hälfte und mit ihr die vier aufgelegten Karten durch Volte unbemerkt nach oben, schleift zwei derselben nach unten und teilt das Spiel in zwei Haufen. Man nimmt nun den rechts liegenden Haufen zur Hand, auf dem zwei der Karten oben aufliegen, zieht die obere nach unten und legt sie etwa als dritte Karte von unten in dieses halbe Spiel, wobei man scheinbar die Karten durchmischt. Dann wendet man den Haufen in der Hand um und breitet die Karten auf dem Tische derart aus, daß die betreffende Person alle Karten bis auf die letzte erkennen kann, und man fragt, ob die gedachte Karte dazwischen sei. Im Falle der Bejahung weiß man, daß es die dritte Karte von unten sein muß, da der Antwortende die erst oben aufliegende Karte noch nicht sehen konnte. Wird die Frage verneint, so schiebt man die Karten mehr auseinander, so daß auch die letzte sichtbar wird und wiederholt die Frage. Wird auch nun die Frage verneint, so weiß man, daß die gedachte Karte sich im andern Haufen befindet. Man verfährt nun mit diesem Haufen ebenso wie vorher. Wird auch hier die erste Frage verneint, so kann es nur die letzte sein, welche in diesem Haufen

vorerst als Deckkarte lag. Man nimmt nun den Haufen zusammen, und merkt sich hierbei die letzte Karte, die z. B. Treff Dame war; dann legt man beide Haufen mit dem Bemerken aufeinander, es sei wohl die gedachte Karte gar nicht mehr im Spiel, und überreicht dasselbe der betreffenden Person, damit sie sich hiervon überzeuge. Diese wird jedoch die gedachte Karte bald darin vorfinden, worauf man sie ersucht, das Spiel gefälligst durchmischen und auf dem Tische ausbreiten zu wollen, so daß die Bildseiten der Karten nach oben liegen. Endlich faßt man die Hand der betreffenden Person und führt sie in der bekannten Weise über die Karten hinweg, indem man schließlich Treff Dame als die von der Person gedachte Karte bezeichnet.

Wir wollen an dieser Stelle noch zwei Experimente ähnlicher Art anführen, welche sehr oft Bewunderung erregt haben und deren Erklärung für den Leser von Interesse sein wird, zumal da sich dieselben sehr gut zur Ausführung im Salon eignen.

Um das Erraten einer gedachten Zahl ausführen zu können, präpariert der Künstler wie folgt:



Er teilt eine gewöhnliche Schiefertafel in der Weise, wie die vorstehende Zeichnung darstellt, mit Hilfe eines Lineals und eines Schieferstiftes in hundert gleiche Felder ein. Die Zahlen links von 1—10 (von oben nach unten gelesen) hat er im Gedächtnis, und ebenso die Zahlen unten, von links nach rechts gelesen. Die in den einzelnen Feldern angegebenen Punkte dienen zur Auffindung der gedachten Zahl.

Der Künstler sucht in der ersten Reihe der Felder, von links nach rechts gelesen, den Punkt, und begegnet demselben in der Rubrik 3. (Von oben nach unten gelesen.) Auf gleiche Weise findet er die übrigen Ziffern der Reihe nach.

Die Herstellung der Punkte geschieht wie folgt:

Der Künstler hat eine eingeweihte Person in der Gesellschaft, welcher er die Tafel nebst einem Stück Kreide übergibt. Er selbst verläßt hierauf das Zimmer, während die eingeweihte Person eine Anzahl kleiner Zettel, etwa in der Größe von 10 cm im Quadrat verteilt und die Anwesenden ersucht, auf jeden dieser Zettel, wovon vielleicht 10—12 Stück zur Verteilung kamen, eine beliebige Zahl zu schreiben. Sie sammelt alsdann diese Zettel ein, legt sie fächerartig gleich einem ausgebreiteten Kartenspiel zusammen und läßt einen Zettel davon wählen, legt die übrigen zur Seite und nennt die gewählte Zahl. Diese prägt sie ihrem Gedächtnis ein, vernichtet hierauf sämtliche Zettel und schreibt die Zahlen von 0 bis 9 in möglichst großen Abständen auf eine Tischplatte oder auf ein auf dieser liegendes Stück Papier. Alsdann nimmt sie die Tafel zur Hand und reibt ihre Fingerspitzen beim Aufnehmen des Kreidestückchens tüchtig mit dieser ein.

Nehmen wir an, die gewählte Zahl wäre 35 820, so hängt die eingeweihte Person die Tafel an Stelle eines Bildes an die Wand auf und berührt mit den mit Kreidestaub versehenen Fingerspitzen diejenigen Felder, welche in nebenstehender Zeichnung bezeichnet sind.

Der Künstler wird hierauf mit verbundenen Augen hereingeführt. Er erfaßt die Hand derjenigen Person, welche die Zahl geschrieben hat, führt sie zum Tisch und über die Zahlen hinweg, bittet dieselbe an die erste Ziffer zu denken, und gibt vor, auf diese Weise die

Ziffern der gedachten Zahl nacheinander an den Muskelbewegungen der betreffenden Person zu erraten.

Selbstverständlich kann der Künstler hierbei etwas unter dem Tuch hervorsehen. Er läßt sich nun das Stückchen Kreide geben und geht zur Tafel um die erste Ziffer aufzuschreiben. Hierbei sieht er sich in der Rubrik 1 die Fingerspur an, und schreibt vorerst die Ziffer 3 unten auf die Tafel. Jetzt fährt er fort, die übrigen Ziffern in derselben Weise aufzufinden, liest auch diese von der Tafel ab und schreibt sie unten auf der Tafel ebenfalls hintereinander auf. Sobald er die letzte Ziffer gefunden hat, gibt er sich den Anschein, als sei ihm dieses nicht bekannt, und geht an den Tisch, um noch ferner zu suchen. Erst wenn die betreffende Person ihn darauf aufmerksam macht, daß die Zahl vollendet sei, nimmt er sein Tuch von den Augen und läßt konstatieren, daß die von ihm aufgeschriebene Zahl die gedachte ist.

Die eingeweihte Person hat natürlich, sobald der Künstler das Zimmer betrat, ihren Platz im Publikum wieder eingenommen.

Ähnlich so ist die Ausführung, eine gedachte Stadt zu erraten.

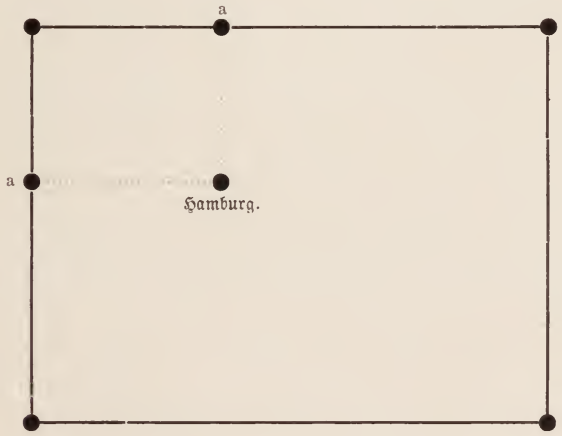
Der Künstler bedarf hierzu ebenfalls der Hilfe einer eingeweihten Person aus der Gesellschaft, welche, sobald der erstere das Zimmer verlassen hat, 10 bis 12 Zettel mit der Bitte verteilt, auf jeden den Namen einer Stadt zu schreiben. Die betreffende Person macht darauf aufmerksam, daß man ja, nur ohne sich lange zu besinnen, irgend eine Hauptstadt, wie z. B. Wien, Berlin, Paris, München, Leipzig, Hamburg u. s. w. wählen könne. In der Regel werden diese Städte dann auch gewählt.

Inzwischen befestigt diese Person eine Landkarte mit einigen Zeichenstiften an der Wand und steckt in jede Ecke einen Stift. Hierauf sammelt sie die Zettel ein, läßt einen davon wählen, läßt den Namen der darauf geschriebenen Stadt verlesen und vernichtet sämtliche Zettel.

Während nun diejenige Person, welche den gewählten Zettel beschrieben hat, hinausgeht, um den Künstler mit halb verbundenen Augen hereinzuführen, macht sich die mithelfende Person noch bei der Landkarte zu thun, an welcher sie noch die eine oder andre Ecke zu befestigen hat. Bei dieser Gelegenheit drückt sie an zwei Seiten

der Landkarte zwei Zeichenstifte ein, welche den Zweck haben, dem Künstler die Richtung der gewählten Stadt anzudeuten.

Nehmen wir an, die Stadt Hamburg wäre gewählt, so zieht die mithelfende Person von diesem Punkte aus auf der Landkarte im Geiste eine Linie nach oben und eine Linie nach links, bis an den Rand der Karte, und steckt an den Punkten a a (siehe untenstehende Zeichnung) die Zeichenstifte ein. Damit ist für den Künstler die Lage der Stadt gegeben. Dieser erscheint nun im Zimmer, erfaßt die linke Hand der betreffenden Person, führt sie an die Landkarte, über



dieselbe nach allen Richtungen hin und her, als suche er die Stadt; sieht sich die Stellung der beiden Zeichenstifte zu einander an, verlängert die Linien von hier aus zu einander im Geiste und nennt alsdann die im Kreuzungspunkte derselben gelegene Stadt.

Wird eine kleinere Stadt gewählt, welche durch die angegebene Manier schwerer zu bezeichnen ist, so muß der Künstler sich damit zufrieden geben, daß sein Helfer ihm wenigstens die Richtung andeutete. Er muß sich in diesem Falle auf gutes Glück verlassen. Trifft er die richtige Stadt nicht, so ist es immer noch kein Mißerfolg, da er wenigstens in der Nähe der betreffenden Stadt herum suchte. Eine zweite Ausführung erhöht in der Regel den Effekt, und in diesem Falle bleibt auch der Erfolg selten aus.

In neuester Zeit wird die Vorführung des Gedankenlesens bei Aufsuchung einer gedachten Person oder versteckten Nadel u. dergl. dadurch variiert, daß der Künstler sowie die führende Person jeder das Ende einer Metallstange erfassen. Der Künstler beobachtet auch in diesem Falle die ihn führende Person, um eine eventuelle Erregung bei ihr wahrnehmen zu können, und verläßt sich im weiteren getrost auf den Zufall sowie auf die Unterstützung seitens des Publikums, macht auch nötigenfalls von den erwähnten besonderen Vorkehrungen Gebrauch.

Die wirkungsvollste Leistung in dem Programm der Gedankenleser ist die sogenannte „Mordszene", welche Cumberland dank seinem theatralischen Talente unter Anwendung aller möglichen Effekte zum Vortrag brachte. Es handelt sich hierbei um eine wohl ausgeschmückte sensationelle Vorführung, bei welcher die verschiedenen Leistungen des Gedankenlesens, gedachte Personen, Gegenstände und Örtlichkeiten aufzufinden, wirkungsvoll kombiniert erscheinen. Cumberland konnte hier sein Talent voll und ganz zur Geltung bringen und lieferte dadurch den Beweis, daß er mehr Künstler als Forscher auf antispiritistischem Gebiete ist, obgleich er als letzterer doch lieber angesehen werden möchte.

Cumberland ließ bei diesem Stücke, nachdem er den Saal verlassen hatte, von mehreren Personen etwa ein halbes Dutzend geöffnete Taschenmesser an eine schwarze Wandtafel in zwei oder drei Reihen anstecken. Eine Person des Prüfungskomitees wählte nun eins der Messer aus, zog es aus der Tafel heraus, überreichte es einem andern Herrn von dem Komitee, und dieser ging damit in den Zuschauerraum und führte an irgend einer Person einen scheinbaren Mordanfall aus. Er schleppte dann den anscheinend Getroffenen an einen Ort, den man als denjenigen bezeichnete, wo die Leiche des Gemordeten begraben sei. Beide gingen nun gemütlich auf ihre Plätze zurück, nachdem der Mörder das Messer wieder auf die Tafel gesteckt hatte.

Als Cumberland hierauf den Saal mit verbundenen Augen betrat, ersuchte er diejenige Person, welche das Messer aus der Wandtafel herausgezogen und dann dem „Mörder" überreicht hatte, herauszutreten. Er ergriff ihre Hand, führte sie herum und fand auf be-

kannte Weise vorerst den Mörder auf. Sodann erfaßte er die Hand der ersten Person, trat mit ihr vor die Wandtafel und suchte nun dasjenige Messer, womit der Mord unternommen worden.

Nach einer kleinen Pause setzte er sein Experiment fort und fand auch diejenige Person aus dem Zuschauerraum, auf welche das Attentat ausgeführt worden. Er ließ sie vortreten und suchte, die Hand des „Mörders" am Körper des „Ermordeten" hin und her führend die Stelle am Körper, wo das Messer scheinbar getroffen hatte. Schließlich erfaßte er die Hand des Mörders, legte sie vor seine Stirn, lief mit demselben durch den Saal und fand die Stelle, welche als Grab des Ermordeten bezeichnet worden.

Das Auffinden des „Mörders" ist in diesem Falle insofern leichter, als in der Regel hierzu ein Herr aus dem Komitee gewählt wird. Für das Aufsuchen des Messers aber bediente sich Cumberland eines sehr natürlichen Mittels. Während Bellini die Messer in eine Tischplatte einstecken ließ, benutzt nämlich Cumberland dazu eine schwarze mit Wachs überzogene Wandtafel. Nun wurde bemerkt, daß Cumberland bei einer Vorstellung, obschon die Person, deren Hand er über der Wandtafel hinführte, gar nicht ihre Gedanken auf das gewählte Messer konzentrierte, vielmehr ihren Blick einem Bekannten im Zuschauerraum zuwendete und ihm sogar zulachte, dennoch das richtige Messer herausfand. Es mußte also hier ein andrer Umstand mit im Spiele sein, und der Verfasser traf deshalb für eine nächste Vorstellung seine Maßnahmen, um die Vermutung über den wirklichen Zusammenhang zu erproben.

Er ging nämlich von der Voraussetzung aus, daß diejenige Person, welche das Messer aus der Wandtafel herauszieht, dasselbe später nicht wieder genau in denselben Schnitt einsteckt, den der Besitzer des Messers beim ersten Hineinstecken gemacht hatte. Hiernach instruierte er einen wohlbekannten Herrn in dem nächsten Prüfungskomitee und konnte dann durch seine Handlungsweise den wirklichen Sachverhalt im Sinne seiner Vermutung bestätigt erhalten. Bei Ausführung der „Mordszene" trat sein Vertrauter an die Tafel heran und steckte persönlich die Messer sämtlich auf die Tafel, auch behielt er seinen Platz an derselben, bis der „Mörder" das Messer

wiederbrachte. Er nahm ihm nun dasselbe ab und steckte es genau in den ersten Schnitt wieder hinein.

Nachdem Cumberland den „Mörder" richtig herausgefunden hatte, schickte er sich an, das Messer aufzusuchen, und diesesmal dauerte das Auffinden sehr lange, indem der Künstler wiederholt die betreffende Person ermahnen mußte, ihre Gedanken ganz auf das Messer zu konzentrieren. Endlich, nach langem Suchen ergriff er irgend ein Messer, hielt es hoch und that, als wolle er den „Mörder" damit strafen, während die an der Staffelei stehenden Herren konstatierten, daß er gar nicht das richtige Messer getroffen hatte.

Als ihm dieses Mißlingen begreiflich gemacht wurde, wußte Cumberland sich auf sehr geschickte Weise zu helfen; er stellte sich, als hätte er nicht recht verstanden, und sagte: „Ach, Sie meinen, ich werde dem Herrn weh thun, no, no!" und dabei klappte er das Messer zusammen und schickte sich an, mit Hilfe des Herrn, der den „Mord" ausgeführt hatte, den „Ermordeten" aufzusuchen. Er ließ also den Herren gar nicht Zeit, sich weiter auszusprechen, schwieg vielmehr seinen Mißerfolg gegenüber der Versammlung einfach tot und eilte mit dem „Mörder" in den Zuschauerraum. Die Aufmerksamkeit des Publikums, welches vom Vorgange auf dem Podium nichts begriff, vielmehr durch das theatralisch hochgehaltene Messer in den Glauben an die Richtigkeit der Wahl versetzt wurde, war von neuem in Anspruch genommen. Die Herren der Prüfungskommission aber sahen sich einander an und lachten; hatten sie doch die Überzeugung gewonnen, daß der Gedankenleser wohl deshalb das richtige Messer nicht gefunden hatte, weil, wie es sonst geschah, das Messer diesmal nicht an einer Nebenstelle auf die Tafel gesteckt und somit das entscheidende Merkmal dem Künstler nicht geboten war.

Das nun folgende Aufsuchen der Stelle, an welcher der „Mörder" das Messer in den Körper des „Gemordeten" eingeführt hat, erfordert wieder die ganze innere Aufmerksamkeit des Gedankenlesers. Er hat auf jede Erregung der bezüglichen Person zu achten, welche auch nicht ausbleibt, nachdem so lange mit ihr herumexperimentiert worden. Sie macht sich alsbald bemerkbar, sobald der Künstler mit der Hand an der richtigen Stelle angelangt ist. Es trifft auch hierbei zu, daß eine der beiden Personen den Blick des Gedankenlesers falsch, jedoch

für diesen richtig verstehend, durch Kopfnicken erwidert, falls letzterer eine Stelle anfaßt, von der er so wie so schon annehmen kann, daß es die richtige sei. In der Regel wird das Messer in solchen Fällen in die Herzgegend, in die Nähe des Halses oder der Brust hingehalten. Der Gedankenleser aber betastet den „Gemordeten" mit beiden Händen, und sehr oft gibt der letztere, sobald er die Hand des Suchers an der betreffenden Stelle fühlt, durch irgend eine Bewegung oder Andeutung zu erkennen, daß die richtige Stelle berührt worden.

Ähnlich, aber weit mühsamer in der Ausführung ist das Auffinden einer Stelle am Körper, wo jemand einen Schmerz fühlt. Es gelingt gerade dieses Experiment nur selten, und wohl aus dem Grunde, weil der Gedankenleser hierbei die wenigsten Anhaltspunkte hat. Sehr häufig hat sich die Erfahrung wiederholt, daß in dem Falle, wo der Name einer gedachten Person nur auf einem Zettel notiert und dieselbe nicht weiter bezeichnet wurde, die Auffindung stets sehr lange dauerte und oft gar nicht gelang. Man erkannte hieraus, daß, je größer Raum und Gesellschaft sind, desto mehr Schwierigkeiten die Sucharbeit bereitet, und daß zur Bewältigung der Hindernisse dann der Gedankenleser auf besondere Mittel sinnen muß.

Auch die Schlußstücke der „Mordszene" gestalteten sich an jenem Abend sehr ungünstig. Cumberland führte, selbst erschöpft, den „Mörder" an einer Hand und den „Gemordeten" an der andern Hand durch den Saal, schleppte sie herüber und hinüber, bestieg die Galerie, kehrte wieder zurück, betrat das Podium und gelangte endlich durch eine Thür in die erste Rangloge, an deren Brüstung er zuletzt zuletzt mit beiden Herren erschien und den Beifallssturm der Menge entgegennahm. Indes er fühlte trotzdem, daß er die Langmut des Publikums diesmal zu stark in Anspruch genommen habe; er ließ sein langes Umherirren und Ausbleiben durch seinen Geschäftsführer in ziemlich ungeschickter Weise mit Unkenntnis der verschiedenen Logeneingänge, also durch einen offenbaren Vorwand entschuldigen, welcher jedem denkenden Beobachter sofort als ein Deckmantel für die unsichere Lösung seiner Aufgabe erscheinen mußte.

Aber noch geringeren Anklang fand bei dem gebildeten Publi-

kum ein anderweitiges Verhalten Cumberlands, wenn er, behufs der Reklame das Paradestück, eine im weiteren Umkreise versteckte Nadel aufzufinden, ausführte und hierbei die geführte Person in wildem Laufe über die Straße schleppte. Es lag hier der Vergleich mit einem Schaubudeninhaber oder Zirkusbesitzer nicht allzufern, welcher vor Beginn seiner Vorstellungen seine Truppe und seine Pferde nebst Wagen durch die Straßen der Stadt ziehen läßt.

Es bleibt noch zu erwähnen, daß man in den Vorstellungen Cumberlands allabendlich in der ersten Reihe zwei Damen bemerkte, welche regelmäßig ihr Kostüm gewechselt hatten. Es wurde der Verdacht laut, daß sie in Beziehungen zu Cumberland ständen. Nicht minder auffällig erschien es, daß Cumberland, welcher stets in Begleitung mehrerer Personen reiste, mit seinem Geschäftsführer und Diener in einem Hotel wohnte, während seine Frau in Begleitung ihrer Gesellschaftsdame in einem andern Hotel abstieg. Wiederholt wurde konstatiert, daß nach Schluß der Vorstellung fast regelmäßig sechs bis sieben Personen mit Cumberland das Lokal verließen und zwei vor demselben wartende Droschken bestiegen. — Man fragt sich, weshalb ein „Gedankenleser" ein so großes Personal nötig habe, wenn sich seine Kunst lediglich auf eine außerordentliche Naturkraft stütze. Abgesehen von einer gewissen Feinheit des Gefühls, welche als eigentliche Grundlage des Gedankenlesens aber mit ihm noch viele gemeinsam haben, ist eine außerordentliche Begabung nicht zu erkennen gewesen, es sei denn die ungewöhnliche Kombinationsgabe, das theatralische Talent und die Sicherheit oder Dreistigkeit, womit er handelt, was allerdings nicht jeder mit ihm gemein hat, ebensowenig wie die Lust und die nötige Kourage, um in vorbeschriebener Weise öffentlich aufzutreten.

In anbetracht der Bedeutung, welche neuerdings wieder, von wissenschaftlicher Seite aus, der Kunstleistung des sogenannten Gedankenlesens gezollt worden ist, wollen wir zum Schlusse noch einmal auf die bereits an gehöriger Stelle gemachten Andeutungen über jene Fertigkeit zurückkommen. Vor allem ist zu betonen, daß es sich bei dem Gedankenlesen nur um einen scharf begrenzten Kreis von Vorstellungen handeln kann, d. h. um die Aufgabe, einzelne meist konkrete Gegenstände, auf welche die Aufmerksamkeit eines

andern sich in seiner Seele konzentriert, aus dieser scheinbar abzulesen oder, richtiger gesagt, mit Hilfe verschiedener Anzeichen zu erraten. Sobald der Gedankenleser es unternehmen wollte, über diese Grenze hinauszugehen, z. B. eine logisch geordnete Reihe von Gedankengängen eines andern zu erkennen, wird der Erfolg, wenn nicht überhaupt ausbleiben, so doch nur ein Spiel des Zufalls sein können. Hiernach kann von einem eigentlichen Gedankenlesen nie die Rede sein, und das Wort selbst ist nur der Reklame halber für die fragliche Kunstfertigkeit eingeführt worden. Durch die geschickte Zusammenfügung einzelner bestimmter Gegenstände oder auch Namen zu einem äußerlich anscheinend Ganzen, wie z. B. in der sogenannten Mordszene von Cumberland (vergl. S. 262), kann zwar auf den urteilslosen Zuschauer der Eindruck, daß eine innere Gedankenverbindung vom Künstler erkannt werde, hervorgerufen werden; es handelt sich aber auch hierbei immer nur um die Fertigkeit, ganz bestimmte einzelne Vorstellungen, die in verschiedenen andern Personen angeregt und von letzteren ausschließlich im Geiste erfaßt werden, mit Hilfe irgend welcher äußeren Vorgänge zu erraten. Sobald der Künstler sich darüber hinaus an eine nur annähernd wirkliche Gedankenkombination wagt, wird er nur durch Zufall oder mit Helfershelfern einzelne Erfolge erzielen können.

So ging es z. B. Cumberland, als er es in Wiesbaden unternahm, den Plan einer militärischen Bewegung, welchen ein Offizier auf eine Tafel gezeichnet hatte, herauszubringen. Es handelte sich um den Marsch einer Truppenabteilung gegen eine feindliche Position, wobei der Saal als Operationsfeld angenommen wurde. Nachdem die Zeichnung wieder verwischt und der Künstler in den Saal geführt war, versuchte er, den Offizier am Handgelenk haltend, die vorgeschriebene Angriffslinie abzuschreiten, was ihm aber nicht gelang. Der Offizier hatte bestimmt, daß zuerst der Seitengang vom Podium aus rechts, alsdann der Mittelgang, und schließlich der Gang zur Linken abgeschritten werden solle. Erst nach längerem Suchen, und nachdem kein andrer Zug mehr übrig blieb (unter den Zuschauern befanden sich viele, die jedesmal, so oft Cumberland eine verkehrte Richtung einschlug, riefen: „falsch"), betrat Cumberland mit dem Offizier den rechten Seitengang und hieran anschließend den linken,

ohne wie vorgeschrieben, den Mittelgang zu betreten. Den Endpunkt der Bewegung, einen Stuhl, auf welchem ein Herr saß, fand aber Cumberland nun sehr rasch, was wohl den größten Teil der Zuschauer darüber hinwegsehen ließ, daß der übrige Teil der Aufgabe nicht nach Vorschrift gelöst war. Es wäre, wie der Berichterstatter hinzufügt, mir wie meinen Nachbarn wohl ebenso gegangen, wenn wir nicht gesehen hätten, wie einer der Helfershelfer des Mr. Cumberland demselben pantomimisch den dritten Stuhl als den richtigen bezeichnete.

Die Geistererscheinungen.

Aus der von Goethe verdeutschten Schilderung einer Geisterbeschwörung, die uns der abenteuerlustige Bildhauer Benvenuto Cellini in seiner Selbstbiographie hinterlassen hat, erfahren wir, daß man es schon im 15. Jahrhundert verstanden hat, mit gewissen scheinbar übernatürlichen Vorführungen die große Menge zu blenden und zu täuschen. Damals benutzte man zu solchem Zwecke eine Art magischer Laternen — vielleicht nur mit Hohlspiegeln ausgerüstet — und es muß heute wunderbar erscheinen, wie man mit einem so unbedeutenden optischen Kasten den Leuten des 17. und zum Teil des 18. Jahrhunderts Gespenster vorführen durfte, an deren wirkliche Existenz sie alles Ernstes glaubten.

Der schlaue Geisterbeschwörer Schröpfer in Leipzig, welcher sich 1774 erschoß, verlangte von seinen Gläubigen tagelanges Fasten, gab ihnen alsdann vor dem Herüberrufen der Verstorbenen berauschende Getränke ein und nahm in der unheimlichen Dunkelstube narkotische Räucherungen vor. Nach solcher Vorbereitung ist es schon begreiflicher, daß der im enggezogenen Zauberzirkel und im beschränkten Anschauungskreise gebannte Mensch die im Rauche wallenden, aus der Zauberlaterne kommenden Bilder, dank seiner aufgeregten Phantasie, für überirdische Erscheinungen ansehen konnte.

Wie groß allerdings die Täuschung mit einer besser konstruierten Zauberlaterne sein kann, bewies Robertson mittels seiner „Phantasmagorien“ im Jahre 1798 zu Paris, im Pavillon de l'Echiquier, und später in dem alten, nahe dem Vendomeplatz gelegenen Kapu-

zinerkloster. Die Wände der Kapelle dieses damals verödeten Gebäudes waren mit schwarzem Samt und daran befestigten Menschenknochen, Totenschädeln u. s. w. zugerichtet. Eine düster brennende Hängelampe machte den Ort schauerlicher, anstatt ihn zu erhellen. Plötzlich erlosch auch dieses geringe Licht, und unter künstlichem Blitz, Donner, Totengeläute und anderm Lärm tauchte in einem heftigen Luftzuge eine kleine, kaum merkliche Figur auf. Sie schwoll, allmählich sich nähernd, zu einem Gespenst heran, schien sich in den Zuschauerraum stürzen zu wollen und verschwand dann unerwartet. Hierauf erschien ebenso unerwartet ein andrer Geist, der rasch bis in das Unmerkliche abnahm, um bald darauf wieder zu einer andern größeren Erscheinung heranzuwachsen.

Der Erfolg solcher Vorstellungen, die mit Hilfe aller mechanischen sowie optischen und physikalischen Mittel in Szene gesetzt wurden, war ein bedeutender zu nennen. Die Zeitungen der damaligen Revolutionszeit überboten sich in überschwenglichen Schilderungen, und der geschickte Darsteller Robertson muß sich, dank den hohen Eintrittspreisen, dabei sehr wohl befunden haben.

Vor Beginn des Geisterspukes gab Roberson die in jenen Tagen eigentlich überflüssige Erklärung ab, daß alles mit natürlichen Dingen zugehe; er hütete sich aber wohl durch eine eigentliche Erklärung der optisch so interessanten Erscheinungen eine ihm gefährliche Konkurrenz wach zu rufen. Vielmehr war er stets bemüht, sein Geheimnis im Interesse seines Geschäftes zu wahren. In gleicher Weise verfahren auch die heutigen Spiritisten sowie viele sich als Phänomene dünkende Künstler auf dem Gebiete des Hellsehens, Gedankenlesens, der Mnemotechnik und Rechenkunst. Nachdem Robertson sein Geschäft vier Jahre mit gutem Erfolg fortgesetzt hatte, erwuchs ihm ein Rival in London und Edinburg, wo Philipsthal im Jahre 1802 ähnliche „Phantasmagorien" vorführte.

Die näheren Einzelheiten betreffs der Apparate, welche bei derartigen Schauspielen in Anwendung kamen, fehlten längere Zeit, denn beiden glückte es, ihr Geheimnis zu bewahren. Man wußte nur, daß eine Zauberlaterne im Spiele sei, welche unmerklich dem Zuschauerraume genähert und wieder von demselben entfernt werden müsse. Young hat später die Grundsätze für die Herrichtung solcher magischer

Kasten angegeben und ausführlich das Wesen der Mittel erörtert, welche Robertson bei seinen „Phantasmagorien" anwendete.

Sobald mit Erlöschen der Lampe die tiefste Finsternis im dunkel ausgeschlagenen Saal eintrat, wurde während eines bedeutenden Lärms ein schwarzer Vorhang, unbemerkt von der Versammlung, aufgezogen, und nun begann hinter einem die ganze Öffnung der Bühne einnehmenden weißen Musselinvorhange, der etwas angenäßt und daher durchscheinend war, das Spiel einer trefflichen Zauberlaterne, welche in Form eines schwarzen Kastens auf einem ebenfalls schwarzen Tische mit Rädern stand.

Sollten die Erscheinungen auf der transparenten Wand verkleinert werden, so wurde der magische Kasten dem Vorhang genähert; und im Gegenfalle ließ man das „Phantasmaskop" auf seinem Wagentische zurückfahren. Eines der Fußräder am Gestelle der Zauberlaterne griff in ein höher angebrachtes Rädchen ein, wodurch eine kleine am vorderen Rohr befestigte Kurbel geregelt wurde. Dies geschah zu dem Zwecke, um mit Hilfe eines Schnurzuges, einer gespannten Feder und einer scherenartigen, aus zwei Halbmonden bebestehenden Linsenbedeckung eine größere Öffnung für das durchdringende Licht der Laterne zu schaffen, wenn die Bilder an Größe zunehmen sollten, also wenn man den Wagentisch von dem stramm gespannten Vorhang entfernte. Rollte man aber den Wagentisch gegen den Vorhang, dann schloß sich das „Katzenauge", wie Robertson dieses veränderliche Linsendiaphragma nannte, immer mehr; gleichzeitig schob sich eine dahinter angebrachte bewegliche Objektivlinse von einer festen halbkugeligen Glaslinse verhältnismäßig so weit ab, daß die Bilder stets genau auf den durchscheinenden Vorhang fielen.

Die im Dunkeln weilenden Zuschauer, denen jedes Mittel zur Vergleichung der Distanzen entzogen war, nahmen das Wachsen der Bilder sowohl an Größe wie an Lichtstärke für eine Annäherung, und ihr Kleiner- und Schwächerwerden für eine Entfernung der Erscheinung. Ein rasches Zufahren der Zauberlaterne gegen den Vorhang erschreckte oft nicht wenig das trotz aller Aufklärung furchtsame Publikum. Es machte auf die Zuschauer den Eindruck, als ob sich die Geister mit Hast in den Zuschauerraum stürzen wollten. Um jegliches Geräusch beim Experimentieren zu vermeiden, waren der

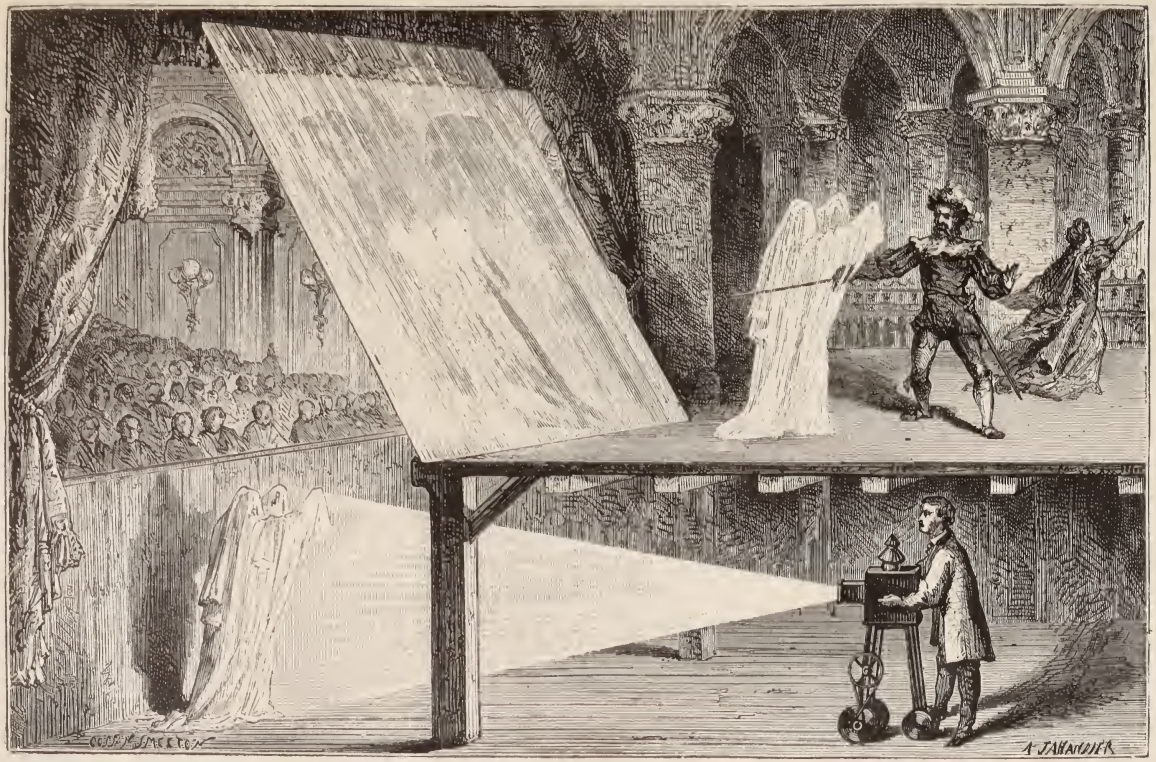
Fußboden der Bühne wie die Räder des Tisches mit Tuch überzogen, und es liefen alle dabei beschäftigten Personen auf Filzsohlen.

Bei der Vorführung derartiger Geisterbilder durch die Zauberlaterne zeigten jedoch die vergrößerten Figuren auf dem Vorhange gewisse Mißverhältnisse, weil die kleinen, selbst vom bedeutendsten Künstler nicht zu vermeidenden Fehler der transparenten Firnisbilder auf dem Glase bei der Vorführung mitwachsen. Deshalb schlug Euler für die besseren Zauberlaternen körperliche Objekte und lebende Personen vor, von denen eine Sammellinse oder ein Hohlspiegel ein verkleinertes optisches Bild für die Linse der Zauberlaterne liefern sollte. Desgleichen führte zu Anfang des 18. Jahrhunderts Enslen in Berlin dem Publikum derartige Phantasmagorien vor.

In neuerer Zeit sind alle diese Schaustellungen durch die Spiegelbilder großer geschliffener und belegter Glasscheiben, welche einen Teil der Bühne vom Zuschauerraum abschneiden, weit übertroffen worden.

Die Anwendung der ebenen Spiegel zu magischen Zwecken ist zwar alt; schon von Hevelius wurde im Jahre 1637 eine gewisse Spiegelkombination erfunden, welche, für Kriegszwecke bestimmt, den Namen „Polemoskop" erhalten hat. Hierbei wird ein Spiegel oberhalb einer Mauer, eines Berges u. dgl. mit der glänzenden Fläche nach dem zu beobachtenden Gegenstande hin gebracht; er wirft die empfangenen Strahlen auf einen zweiten Parallelspiegel, welcher unweit der Erde vorgerichtet ist. In letzterem konnte man, verborgen hinter einem Schutzwall, die äußeren Vorgänge beobachten. Später wurde diese Spiegelkombination für magische Zwecke verwendet, und auf demselben Prinzipe beruhte der sogenannte „Zauberspiegel", in welchem die Magier ihren getäuschten Opfern gewisse Personen oder Gegenstände vorführten.

Als man später große geschliffene Riesenglastafeln aus feinstem Glas zunächst für die Verkaufsläden und Cafés herstellte, machte man bald die Wahrnehmung, wie sich die erleuchteten matten Glaskuppeln der Lampen des inneren Raumes in den Fensterscheiben der Reihe nach abbildeten, während man gleichwohl die außen vorübergehenden Personen erkennen konnte. Es lag deshalb sehr nahe, die prächtigen Spiegelscheiben der neueren Industrie auch für die Geistererscheinungen zu verwenden.



Geistererscheinung mittels Bühnenspiegels.

Im Jahre 1860 brachte Pepper, der Leiter des für belehrende Unterhaltung geschaffenen polytechnischen Institutes in London, den Bühnenspiegel in Aufnahme, und bald folgten einige Pariser Theater sowie später die Schaubühnen andrer Großstädte.

Es wird zu solchem Zwecke am Rande der Bühne eine große durchsichtige Glastafel aufgestellt, welche gegen die wirklichen Objekte oder Personen innerhalb des sogenannten Geisterkastens in einem bestimmten Winkel geneigt ist. Der Geisterkasten ist eine Versenkung, die, für die Zuschauer nicht sichtbar, sich vor der Bühne befindet. Man versieht sie mit einem schrägen Boden, auf dem die abzuspiegelnden Personen liegend hantieren können. Die Stellung der Glasscheibe, des Bühnenbodens und der Boden der Versenkung wird so geregelt, daß die abzuspiegelnden Personen sich leicht bewegen können und daß trotz der schrägen Neigung die Spiegelbilder scheitelrecht zu stehen scheinen. Die abzuspiegelnden Gestalten im Geisterkasten werden durch eine Anzahl Gasflammen, welche sämtlich in einer Reihe auf einem etwa 40 cm unter dem Bühnenboden entfernten Gasrohre an dem vorderen Bühnenrande befestigt sind, kräftig beleuchtet. Diese Rampe ist mit einem Schutzblech versehen, welches die Gasflammen vom Blicke der Zuschauer ganz abschließt. Damit die Versenkung selbst sich in der Glasscheibe nicht abspiegele, ist dieselbe mit schwarzem Samt austapeziert, so daß von den Zuschauern auf der dunkel gehaltenen Bühne keinerlei Abgrenzung wahrgenommen wird. Es fallen nun die Lichtstrahlen, welche von einer scharf beleuchteten, auf dem schrägen Boden der Versenkung liegen Gruppe ausgehen, auf die sauber geputzte, mit dem vorderen Bühnenrande einen spitzen Winkel bildende Glasscheibe, und sie werden von derselben zum großen Teile in den Zuschauerraum regelmäßig zurückgeworfen. Sie bewirken also in den Augen der Zuschauer subjektive Spiegelbilder. Die Glasscheibe wird selbst von dem Eingeweihten wegen des nur wenig zerstreuten Lichtes kaum und vom nichtsahnenden Zuschauer gar nicht bemerkt. Bei wandernden Zauberbühnen pflegt man aus Rücksicht auf den sonst sehr mühsamen Transport einige kleinere Scheiben zusammenzustellen und die Fugen mit Säulen oder Bogen zu verkleiden, so daß die ganze Dekoration ein altes Gewölbe mit Bogen und Säulengang vorstellt. In vielen Fällen ist nur der mittlere Bogen mit

einer Glasscheibe versehen, während die beiden zur Seite befindlichen Bogen frei sind. Der Zuschauer bemerkt das Fehlen der Glasscheiben rechts und links gar nicht und vermutet um so weniger im mittleren Bogen eine Glasscheibe, weil er den Künstler auf der Bühne oft rechts und links von den Säulen hervortreten sieht. Selbstverständlich agiert letzterer auf der Bühne bei seinem Vortrage im Verein mit den Geisterbildern nur hinter der Glasscheibe des mittleren Bogens.

Sobald nun ein Geist auf der Szene erschienen ist, kann der Künstler auf der Bühne denselben thatsächlich nicht erkennen, da die Gestalt nur auf der Glasplatte vom Zuschauerraum aus sichtbar ist. Die Zuschauer glauben aber, die Gestalt mitten auf der Bühne neben dem Künstler wahrzunehmen. Um das Zusammenwirken zu sichern, muß der Künstler bei der Probe den Ort auf dem Fußboden der Bühne anzeichnen und seine anzunehmende Stellung genau einstudieren. Ebenfalls müssen auch die Gestalten in der Versenkung genau dieselbe Lage wieder einnehmen, welche sie bei der Probe innehatten. In der Regel spricht der Künstler und hält einen Vortrag hierbei, der für die Personen in der Versenkung verständlich, doch für die Zuschauer nicht hörbar ist. Außerdem wird oft durch eine zur Seite stehende Person ein Zeichen oder ein Befehl des Künstlers an die Personen in der Versenkung übermittelt. Dieser Mithelfer ist gewöhnlich gleichzeitig der Beleuchtungsinspektor, welcher den Schlüssel des Gashahns erfaßt und auf den Wink des Künstlers, daß der Geist verschwinden soll, den Hahn sofort schließt.

Das Gasrohr hat am entgegengesetzten Ende gleichfalls Zufluß von Gas und ist auch mit einem Hahn versehen, der so weit geschlossen ist, daß die Gasflammen noch als kleine blaue Flämmchen brennen bleiben, sobald der Haupthahn am andern Ende zugedreht wurde. Diese schwache Beleuchtung genügt für die Darsteller in der Versenkung, um ihre ferneren Vorbereitungen zu treffen, ihre Lage und Stellungen zu ändern, ohne daß hiervon ein Bild auf der Glasscheibe sichtbar würde. Der Künstler agiert inzwischen auf der Bühne, erhält sein Zeichen vom Beleuchtungsinspektor, sobald die Gestalten in der Versenkung wieder bereit sind, und es erscheinen dann nach Wiedereröffnung des Gashahns neue Gestalten und neue Szenen. Alle

Gegenstände, wie Degen, Becher u. dergl., welche sie in der Hand tragen, müssen sie natürlich in die Linke nehmen, damit die Zuschauer sie in der Rechten der Darsteller erblicken.

In vielen Fällen kommt hierbei auch ein optischer Beleuchtungsapparat in Anwendung (siehe die Illustration auf Seite 273), welcher auf Rollen befestigt ist, um mit den Strahlen des der Beleuchtungslinse des Apparates entströmenden Lichtes (Drummondsches Kalklicht) den in der Versenkung befindlichen Gestalten in ihren Bewegungen besser folgen zu können.

Seitdem aber das elektrische Glühlicht erfunden ist, kommt auch dieses sowohl bei Geistererscheinungen wie auch bei allen sonstigen Illusionszwecken dienenden Einrichtungen und ebenso bei Bühnen und Schaustellungen in Anwendung, da dasselbe eine sehr bequeme Handhabung, eine leichte Anbringung, und vor allem ein schnelles Erhellen und Verdunkeln gestattet.

Das plötzliche Erscheinen und Verschwinden der Gestalten macht auf die gespannten Zuschauer einen überraschenden Eindruck. Sie kommen naturgemäß zu dem Glauben, daß dem von ihnen wirklich gesehenen Künstler die Geister und Gespenster plötzlich erscheinen und verschwinden. Besonderen Effekt rufen hierbei solche Szenen hervor, in welchen der Künstler die Lichtgestalten durchbohrt, diese aber, als sei hier nichts geschehen, kalt und ruhig auf ihn zuschreiten, um ihn mit ihrer Umarmung anscheinend zu erdrücken, wovon natürlich der nur scheinbar entsetzte Künstler selbst gar nichts bemerkt.

In solcher Weise kommen und verschwinden mittels des Bühnenspiels die Götter, Halbgötter, Teufel und Gnomen und die sogenannten „Schatten" der Abgeschiedenen mit ihren wechselnden Gestalten und Namen.

Der Künstler sorgt durch ein reichhaltiges Programm für bunte Abwechselung, wie die Vorführungen der Zauberkünstler Agoston, Basch, Mellini u. s. w. beweisen. Der erstere namentlich führte größere Pantomimen auf, wobei oft 40—50 Personen auf der Bühne erschienen, die Gespenster in Massen den Gräbern entstiegen und eine nächtliche Promenade durch die alten Klosterräume machten, bis die Uhr vom Turme mit dem Glockenschlage Eins den Ablauf der Geisterstunde verkündete und die Gestalten augenblicklich wieder in ihre Gräber verschwanden.

Eine der wirksamsten Pantomimen, welche je zur Vorführung gelangten, war „Des Malers Traum".

Ausgestattet mit allem Pomp der Neuzeit, findet dieses Stück noch heute einen bedeutenden Anklang. Ein junger Künstler malt das Bild der „schönen Galathea". Man erblickt auf der rechten Seite der Bühne eine Staffelei, worauf man das Bild in Lebensgröße allmählich mehr und mehr unter dem Pinsel des Künstlers entstehen sieht. Bald treten Käufer in das Atelier ein, um das Kunstwerk zu erwerben; aber der Künstler weist sie zurück, unter dem Vorwande, das Bild werde von ihm auf Bestellung gemalt. Der Ruf des Künstlers nimmt zu, der Andrang der Käufer steigert sich, und als das Bild vollendet vor ihm steht, erkennt er selbst den Wert desselben. Er verliebt sich in die schöne Gestalt, und plötzlich erscheint der Teufel an seiner Seite und verspricht ihm, dem Wesen Leben zu verleihen, sobald er ihm seine Seele verschreibe. Der Künstler, geblendet von der Schönheit der Gestalt, unterzeichnet, und der Teufel verschwindet, nachdem er den Künstler davor gewarnt hat, über die festgesetzte Zeit hinaus sein Glück zu genießen.

Jetzt beobachtet man, wie die Gestalt immer plastischer hervortritt, sich von der Staffelei abhebt, sich zu regen beginnt und aus dem Rahmen heraustretend dem Künstler entgegenschreitet. Dieser erstaunt und erklärt, geblendet von den Reizen, seine Liebe. Aber die Stunde des Abschieds naht. Galathea will zurückkehren an ihren Platz, wird indes vom Künstler daran gehindert. Endlich entschlüpft sie ihm und eilt an die Staffelei zurück. Der enttäuschte Liebhaber läuft ihr nach, er will sie umfassen, um sie mit Gewalt zurückzuhalten, als plötzlich die Gestalt des Teufels auf der Staffelei hervortritt. Dieser schreitet aus dem Rahmen heraus und hält dem Künstler die Vertragsurkunde vor, ihn dann mit sich in das Reich der Unterwelt ziehend.

Aus einer Anzahl kleinerer Zwischenszenen, die zur Ausschmückung des Ganzen dienen, wollen wir hier eine hervorheben, für deren Ausführung die natürliche Erklärung ferner liegt.

Verdrossen über die Störungen der zahlreich beim Künstler vorsprechenden Kaufliebhaber, setzt sich derselbe neben einen kleinen Tisch, auf dem die weiße Gipsbüste Schillers steht, und stützt seinen Kopf.

Unzufrieden mit sich selbst, erfaßt er die Büste und wirft sie in die Kulissen; kaum hat er aber seinen Platz wieder eingenommen, als die Büste schon wieder auf ihrem alten Platze sich befindet. Er traut kaum seinen Augen und umfaßt die Büste mit beiden Armen, wobei sie plötzlich wieder verschwindet. Sobald er abermals seinen Platz einnimmt, steht auch die Büste wieder auf dem Tische. Dieses Spiel wiederholt sich mehrmals, bis er, sich umschauend, plötzlich den Teufel statt der Büste erblickt, welcher sich zu ihm neigt, um den Vertrag mit ihm einzuleiten.

Zur technischen Erklärung dieses Wandlungsspieles beachte man, daß in dem Augenblicke, wo der Darsteller die Büste vom Tisch nimmt, der Geisterkasten erhellt wird, in welchem eine zweite ganz gleiche Büste mit dem Gesicht nach der andern Seite gerichtet, so auf den schrägen Boden gelegt ist, daß ihr Spiegelbild im Glase erscheint, als ob die Büste wieder auf dem Tisch stünde. Sowohl im Geisterkasten, als auf der Bühne ist genau die Stelle bezeichnet, wo die beleuchteten Objekte, der Künstler und dessen Requisiten, jedesmal der Pantomime entsprechend, ihre Plätze einzunehmen haben. Der Künstler sieht die Büste später auf dem Tische nicht, wohl aber der Zuschauer, und wenn ersterer sie scheinbar umfaßt, greift er thatsächlich in die Luft und infolge Absperrung des Leuchtgases verschwindet die Büste wieder. Während nun der Künstler auf der Bühne agiert, wird schnell die Büste aus der Versenkung genommen, ein Statist im Kostüm eines Teufels tritt auf und erscheint an Stelle der Büste als roter Teufel auf dem Tische, sobald die Beleuchtung wieder hergestellt ist.

Das allmähliche Erscheinen der „schönen Galathea“ aber wird auf folgende Weise erzielt. Eine junge Dame in entsprechendem Kostüm befindet sich in der Versenkung, natürlich in der Lage wie ihr Spiegelbild auf der Staffelei erscheinen soll. Damit nun bei erfolgter Beleuchtung die Staffelei zuerst leer erscheint, ist die Dame mit einem Samttuche ganz bedeckt. Der obere Saum dieses Tuches ist mit einem etwa einen halben Meter breiten Mullstreifen versehen, welcher unterlegt ist und das Gesicht und die Brust der Dame bedeckt. Unter der Bühne befindet sich eine kleine Windevorrichtung, um deren Walze zwei Bänder gehen, deren Enden unten an den

Ecken des Tuches angenäht sind. Wenn nun der Künstler auf der Staffelei zu malen beginnt, wird das Band allmählich aufgewunden und hierdurch das Samttuch langsam von der Person heruntergezogen, so daß vorerst das Gesicht, welches noch vom Mull bedeckt ist, verschwommen auf der Staffelei erscheint. Langsam zieht sich dann auch der am Samttuch befestigte Mullstreifen vom Gesicht mit herunter, und allmählich erscheint die Gestalt immer deutlicher, bis sie vollkommen plastisch auf der Staffelei hervortritt. Jetzt beginnt die Dame in der Versenkung sich zu regen, ihren Platz zu verändern, und der Zuschauer nimmt die von ihr gemachten Bewegungen als Spiegelbild auf der Bühne wahr. Neben der Dame lag aber schon vorher die Person, welche den Teufel vorstellt, gleichfalls mit einem Samttuch bedeckt. Sobald das Spiegelbild der Dame wieder auf der Staffelei erschienen ist, wird sie schnell mit einem Samttuch von oben mittels einer Zugvorrichtung überzogen; gleichzeitig aber wird das Samttuch von der Person, die den Teufel vorstellt, abgezogen, und das Bild des Teufels erscheint im Rahmen der Staffelei.

Über die Vorbereitungen auf der Bühne zu dem Zwecke des plötzlichen Verschwindens einer Gestalt möge nachfolgende Erklärung den erforderlichen Aufschluß geben.

Die Bühne hat in ihrem Hintergrunde eine ziemlich breite Thür, deren Doppelflügel nach vorn zu geöffnet stehen. In einer Entfernung von etwa 2 m hinter dieser Thüröffnung befindet sich ein zweiter Hintergrund, welcher die Thüröffnung vollkommen deckt. Zwischen dieser Thür und dem zweiten Hintergrund ist eine unbelegte, geputzte Spiegelscheibe aufrecht hingestellt. Die eine Kante derselben liegt links hinter dem Thürpfosten an, die andre ist so weit hinausgerückt, daß sie in der Mitte zwischen den beiden Hintergründen und somit schräge gegen den Zuschauer gerichtet steht. Die Glasscheibe ist so groß, daß sie gleichfalls die Thüröffnung nach allen Seiten deckt, demnach ihr Saum und somit die Glasscheibe selbst auch nicht wahrnehmbar ist, und zwar um so weniger, als der letzte Hintergrund hinter der Glasscheibe aus einer reichen, goldverzierten Tapete gefertigt ist, was im Auge des Zuschauers eine gewisse Unruhe hervorruft.

Der Glasscheibe gegenüber steht ihr parallel hinter der ersten

Kulisse rechts ein großes belegtes Spiegelglas, welches von der Seite mit einem elektrischen oder Drummondschen Licht beleuchtet wird. Vor dem Auftreten des Darstellers steht die Glasscheibe vor dem zweiten Hintergrunde. Sobald der Künstler auf der Bühne erschienen, tritt er durch die Thüröffnung, um zu zeigen, daß auch hier alles frei sei. Dann wendet er sich ein wenig links zur Seite und nun wird die Glasscheibe mittels Rollvorrichtung vorgerückt. Der Künstler steht jetzt in der Mitte der Thürfüllung hinter der Glasscheibe, wovon der unbefangene Zuschauer jedoch keine Ahnung hat.

Der Raum zwischen beiden Hintergründen ist durch zwei Lampen erhellt, so daß man den Künstler hier ebensogut wie vorhin auf der Bühne erkennen kann. Wenn nun der Künstler seinen Platz hinter der Scheibe eingenommen hat, läßt man das Licht der einen Lampe nach und nach mehr auf den Spiegel fallen, welcher die Lichtstrahlen auf die Glasscheibe zurückstrahlt. Hierdurch werden die Lichtstrahlen auf die Zuschauer geworfen und der hinter der Glasscheibe stehende Künstler verschwindet nach und nach wie im Nebel. Je stärker die Lichtstrahlen von vorn gegen die Glasscheibe geworfen werden, desto mehr verschwindet der Künstler. Gleichzeitig wird, so langsam als die Beleuchtung auf den Spiegel verstärkt wird, das Licht der beiden Lampen vermindert, wodurch die Glasscheibe stets eine gleiche Beleuchtung erhält und das Licht hinter derselben im umgekehrten Verhältnis abnimmt, wie es vor der Scheibe immer stärker wird. Durch diese Vorkehrungen wird der eigentliche Effekt erzielt. Der Zuschauer sieht, weil die schräge gegen ihn gerichtete Glasscheibe von vorn und seitwärts beleuchtet ist, die Gestalt langsam auf ihm unerklärliche Weise verschwinden, ebenso aber bei umgekehrter Lichtgebung auch wieder erscheinen.

Soll eine Person plötzlich verschwinden, so wird die Beleuchtung des Spiegels schnell hergestellt, und in demselben Tempo das Licht der Lampen verringert. Umgekehrt tritt die Person ebenso schnell wieder hervor, als sie vorher verschwand.

Alle derartigen Erscheinungen waren für die Bühne oder Etablissements berechnet; aber schon lange hatte man darauf gesonnen, auch Geistererscheinungen im Salon vorzuführen. Es geschah dies vornehmlich im Lager der Spiritistenführer, welche durch jene Hilfsmittel,

wie sie die neuere Naturwissenschaft an die Hand gibt, auf die Leichtgläubigkeit der Menschen noch lohnender zu spekulieren gedachten. Vor näheren Andeutungen über ihre bezüglichen Versuche wollen wir diese Gelegenheit zum Ausdruck des Wunsches nicht versäumen, daß die Lehren der Naturkunde auch in den Volksschulen noch eingehender gepflegt werden möchten, da stets beobachtet wurde, daß Menschen, die in der Physik, Chemie und in ähnlichen Wissenschaften sich umgesehen haben, auch weniger geneigt sind, dem Aberglauben zu huldigen.

Die Spiritisten waren jederzeit bemüht, den Leichtgläubigen neue Wunder vorzuführen. Seitdem vor einigen Jahren die Balmainsche Farbe erfunden war, konnte auch von spiritistischer Seite die Vorführung der Geistergestalten im Salon besser ausgeübt werden als sonst. Bis dahin hatten sich die Spiritisten zur Hervorrufung ihrer Geistergestalten des Phosphoröles bedient, nachher aber wendeten sie um so fleißiger jene neue Leuchtfarbe an, um die Geistergewänder in den verschiedensten Modellen zu präparieren und hierdurch den Glauben an die Materialisierung der Geister zu stärken und zu mehren. Die Geister wuchsen wie Pilze aus der Erde und zeigten just zu der Zeit, als die kräftigere Leuchtfarbe erfunden worden, auch bedeutend stärkere Intensivität als vordem. Glücklicherweise sollte dieser neue Spiritistenschwindel nicht lange vorhalten. Die Prestidigitateure bemächtigten sich ihrerseits der neuen Erfindung und führten dem wundersüchtigen Publikum dieselben Geistererscheinungen, oft noch in vollendet künstlerischer Weise, vor.

In jener kurzen Epoche des Spiritismus hatten es die Führer dieses Schwindels aber doch so weit gebracht, daß sie nicht nur feine aus Mull gefertigte und leicht zu bergende Gewänder mit der Leuchtfarbe imprägnierten, sondern sogar plastische Gestalten der Gesellschaft vorführten.

In einem spiritistischen Klub zu Paris, im Jahre 1881, wurden von einem hervorragenden Medium einzelne Körperteile, wie Hände, Köpfe und Füße der Abgeschiedenen dargestellt, ja ganze Totengerippe vorgeführt, die sich im Salon frei bewegten. Man hatte zu diesem Zweck ein Skelett mit Leuchtfarbe präpariert und kurz vor der Szene mit Magnesiumlicht scharf beleuchtet. Die Leuchtfarbe sog die Lichtstrahlen ein und leuchtete noch nach Verlauf von einigen Stunden

so stark, daß man das phosphoreszierend erscheinende Skelett deutlich wahrnehmen konnte.

Das Medium selbst nahm in einer Dunkelkammer Platz, welche aus einem Holzgestell gefertigt und ringsum mit einem schwarzen Stoff ausgeschlagen war. Dieses Gestell blieb oben offen, jedoch so hoch, daß man nicht hineinsehen konnte, und es war vorn mit einer Portiere aus gleichem Stoffe geschlossen. In einer Entfernung von etwa 30 cm vom Hintergrunde sah man eine zweite Wand aus demselben Stoffe vorgespannt. In den Zwischenraum war das präparierte Skelett gestellt, so daß es von den Zuschauern nicht gesehen werden konnte.

Sobald nun die Anwesenden das Medium im Verzückungszustande wähnten, öffnete dasselbe hinter der geschlossenen Portiere den vorderen Hintergrund auf einer Seite und holte das Skelett hervor. Von diesem steckte das Medium zunächst eine leuchtende Hand durch die Portiere, und da der Kopf und die Arme zum Abnehmen eingerichtet waren, konnte es alsbald eine andre Hand, oft gar mehrere an verschiedenen Stellen, oberhalb wie unterhalb oder zur Seite der Portiere erscheinen lassen. Ebenso trat dann ein Fuß und ferner ein grinsender Schädel durch die Spalte hervor. Plötzlich erschien dann wieder eine Hand, die sich langsam von der Dunkelkammer entfernte, bald zur Seite rechts und links, bald vor, bald hoch in der Luft schwebte, um schnell wieder zu verschwinden. Für diese Vorführung bediente sich das Medium einer sogenannten Blumenschere, an derem vorderen Ende die Hand befestigt war. Zum Schluß trat ein ganzes Skelett aus der Dunkelkammer heraus und schritt, Arme und Beine bewegend, im Salon umher. Zu letzterem Zwecke löste das Medium den nur leicht aufgehakten vorderen Stoffhintergrund, warf sich denselben über den Kopf, zog die Stiefel aus, stellte das Skelett vor sich hin und schnallte es mit einem daran befindlichen Riemen um seinen Leib. Das Rückgrat des Skelettes war zum festeren Halt mit einer dünnen Eisenstange genügend verstärkt. Bei der ganzen Zurichtung hatte sich das Medium etwas nach vorn übergeneigt und hob nun das Skelett ein wenig empor, als ob es sich selbst aufrichtete.

Hiernach steckte das Medium seine Fußspitzen in die an den Füßen des Skeletts befindlichen Halbschuhe, erfaßte mit seinen Händen

die Hände des Skeletts und schritt mit demselben umher. Dasselbe machte nun ganz natürliche Bewegungen, und da die Zuschauer das Medium selbst nicht wahrnehmen konnten, so schien es ihnen, als ob das Skelett ohne jegliche Beihilfe umherspaziere. Die Gestalt zog sich dann wieder in das Dunkelkabinett zurück. Hier richtete das Medium alles wieder in den anfänglichen Zustand her und brachte das Skelett wieder an seinem Verstecke unter. Dann wurde die Portiere geöffnet, und man fand das Medium wieder im bewußtlosen Zustande vor.

In einer späteren Sitzung des Pariser Vereins bewies dasselbe Medium die Anwesenheit so starker Geister, daß sie im stande waren, den Stoff durchdringend, sich mit demselben zu entfernen. Das Medium gab den Anwesenden Gelegenheit, die Dunkelkammer, welche erst in Gegenwart derselben unter deren eigner Aufsicht aufgestellt wurde, genau zu prüfen. Alsdann nahm es darin auf einem Stuhle Platz. Kaum war jedoch die Portiere geschlossen, so holte das Medium den flach zusammengelegten und unter der Weste verborgen getragenen schwarzen Stoff hervor, hakte ihn an den vier Ecken in einer Entfernung von etwa 30 cm von der hinteren Wand stramm gespannt auf und stellte sich dabei zwischen beide Wandungen.

Sobald nun durch Klopfen das Zeichen zum Aufziehen der Portiere erfolgt war, wurde das Licht angezündet und der innere Raum der Kammer beleuchtet, welche jetzt vollständig leer erschien. Die ganze Dekoration war nämlich einfarbig gehalten, was es für das Auge des Zuschauers unmöglich macht, eine Abgrenzung des Stoffes und ebensowenig das Vorrücken der hinteren Wand wahrnehmen zu können. Kaum war die Portiere wieder geschlossen, so trat das Medium aus dem Versteck hervor, nahm den schwarzen Stoff ab, steckte ihn unter und setzte sich dann wieder auf seinen Platz. Nach wiederhergestellter Beleuchtung konnten nun die Anwesenden sogar eintreten, um die Kammer wieder zu prüfen, und keiner fand irgendwelche Präparation in derselben vor.

Dieser Spiritistenschule entsprangen die bedeutendsten Medien, und es ist nicht unmöglich, daß der berüchtigte Bastian die erwähnten Vorkehrungen bei seinen Experimenten, über welche Baron Hellenbach in seiner Schrift „Logik der Thatsachen“ berichtet, in Anwendung brachte, um den Herrn Baron und viele andre zu täuschen.

Es leuchtet ein, daß die vorbeschriebene Art der Geistererscheinung sich für kleinere Zirkel und in fremden Wohnhäusern nicht wohl eignet. Aber auch zu solchen Vorführungen fanden die Spiritisten bald Rat. Sie bedienten sich der schwarzen Trikots, auf welche ein Skelett mit Leuchtfarbe gemalt ist. Das Medium konnte seinen Anzug bequem hierüber anziehen und sich mit Leichtigkeit im Dunkelkabinett desselben entledigen, ein Paar präparierte Handschuhe anlegen und eine gleichfalls aus schwarzem Stoff gefertigte Maske vorthun. So vorbereitet, konnte der sogenannte Geist jede Bewegung ausführen, nahe vor die Zuschauer hintreten, sogar Berührungen vornehmen und auch plötzlich verschwinden, indem er sich einfach umdrehte, so daß den Zuschauern der nicht bemalte dunkle Rücken des Mediums zugekehrt war und der Geist somit für dieselben unsichtbar blieb. Nach dem Wiedereintritt des Geistes in das Kabinett steckte das Medium schnell Maske und Handschuhe ein, zog Rock und Stiefel wieder an und setzte sich in den gehörigen Verzückungszustand.

Die Entdeckung dieses Kunstgriffes blieb freilich nicht lange aus, und die Medien sahen sich nun gezwungen, die Gestalten ihrer Erscheinungen verkleinert oder nur halb vorzuführen. Sie entschuldigten diese Wandlung mit dem Vorwande, das Medium besitze nicht genug Fluidum, um die Materialisation ganzer Gestalten zu ermöglichen. Der wirkliche Grund war aber, daß die Medien in letzterer Zeit mehr der schärferen Prüfung ausgesetzt und nicht im stande waren, ein komplettes Geistergewand sicher zu verbergen. In der Regel wird ein solches Geistergewand in mehreren Teilen hergestellt, welche aus dem feinsten Mull gearbeitet, sich dicht zusammenlegen lassen. Diese einzelnen Stücke werden an verschiedenen Stellen des Körpers, in den hohlen Absätzen, in den Kleidungsstücken u. s. w. verborgen gehalten. Ein Vertrauter Bastians, der ihn und seine Täuschungsmittel genau kennt, erklärte, daß Bastian sein Geistergewand klein zusammengelegt an einer Stelle am Körper verbarg, von welcher er sicher annehmen durfte, daß man auf sie die Untersuchung nicht erstrecken würde. Übrigens ist es den Medien sehr wohl bekannt, daß die Prüfungen in den Privatzirkeln nie sehr streng sind, denn Privatpersonen sind in der Regel gar nicht geneigt, eine scharfe Prüfung vorzunehmen, ja sie fühlen von vornherein Mitleid für das arme Geschöpf, welches

dazu ausersehen ist, den Anwesenden die Bewohner der andern Welt vorzuführen. Auch mögen sie durch solche Vorszenen nicht die Dauer der Vorführung unnötig verlängern, noch viel weniger möchten sie das Schamgefühl oder den Anstand verletzen. In den meisten Fällen erkennen unbefangene, minder zum Aberglauben geneigte und scharfe Beobachter schon am ganzen Benehmen des Mediums und seines Begleiters den plumpen Betrug und treten sogar gern noch im letzten Augenblick zurück, wenn nicht die Neugierde, selbst zu sehen, was die sogenannten Wundermänner eigentlich zeigen werden, oder auch der Wunsch der Anwesenden und der Gedanke, letzteren das Vergnügen nicht zu stören, sie vorwärts triebe.

Leider aber werden durch derartige Vorführungen Leichtgläubige nur zu oft dem Spiritismus genähert, welche sich dieser Lehre in der Hoffnung anschließen, die neuesten Erscheinungen auf einem für sie ebenso interessanten wie unerklärlichen Gebiete beobachten und vielleicht gar ergründen zu können. Manche Menschen wieder, welche von Geburt schon mystisch veranlagt sind, lassen sich dem Spiritismus zuführen, weil sie sich auf diesem Gebiete in ihrem Elemente fühlen. Auch die Sucht nach Abenteuern treibt nicht wenige Menschen auf dieses dunkle Gebiet. Oft sind es junge unverdorbene Personen meist nur durch ihre Neugier dazu getrieben, welche, statt Befriedigung zu finden, später enttäuscht der Sache den Rücken kehren, sobald sie den Schwindel erkannt haben und sich stark genug fühlen, ihm zu widerstehen. Leider ist die Zahl der Opfer, welche dem Spiritismus verfallen, keine so geringe, wie man annimmt, und nicht wenige mußten in den fast erschreckend allerorten sich überfüllenden Irrenhäusern Aufnahme finden.

Die Versuchung ist für die Bedauernswerten zu groß. Denn jeder zum Aberglauben geneigte Mensch, der viel von Geister- und Gespenstergeschichten gehört oder gelesen hat, fühlt bald das Verlangen, etwas Wunderbares erleben zu können oder wenigstens sich persönlich Aufklärung darüber zu schaffen. Werden nun einem solchen Leichtgläubigen von gewissenlosen Medien die Geister in moderner Gestalt vorgeführt, so findet er als Uneingeweihter keine Erklärung für die Erscheinungen und ist deshalb geneigt, jene Gestalten für übernatürliche Wesen zu halten; kurz, er schwört zur Fahne der

Spiritisten, welche kein Mittel scheuen, ihr Opfer einzufangen und zu fesseln.

Als überzeugend wirken für den Neuling die sogenannten Geisterphotographien, welche in den spiritistischen Kreisen eine weite Verbreitung haben. Ein Spiritistenführer, der das photographische Fach genau kennt, gibt die Versicherung, daß sämtliche Geisterbilder Originale seien, und gelegentlich einer Sitzung am hellen Tage aufgenommen wurden, wo weder das Medium noch der Photograph die Gestalt hätten wahrnehmen können.

Auch dem Verfasser wurden behufs seiner persönlichen Bekehrung verschiedene Geisterphotographien von einem Spiritisten überreicht; er nahm dieselben dankend in Empfang, behielt sich aber vor, der Sache auf den Grund zu gehen und die Bilder einer genauen Prüfung in bezug auf ihre technische Herstellung zu unterwerfen. Er zog nun bei hervorragenden Fachmännern Erkundigungen darüber ein, ob es möglich sei, daß die Kamera ein Bild aufnehme und auf der Platte wiedergebe, dessen Original thatsächlich nicht vor dem Objektiv steht, wenigstens nicht für das menschliche Auge sichtbar ist. Von allen Seiten wurde solche Leistung als eine Unmöglichkeit bezeichnet, und selbst die von einem Photographen angestellten Versuche mit einem Medium führten zu keinem Resultat. Die weiteren Nachforschungen über die Herkunft der fraglichen Bilder blieben indes nicht ohne Erfolg. Ein Hamburger Photograph prüfte sämtliche Bilder und konstatierte, daß dieselben keine Originale sondern Reproduktionen seien, und zwar solche, die sehr unvollkommen gefertigt waren. Diese Aussage fand seitens andrer Photographen ihre Bestätigung, und es stellte sich schließlich heraus, daß fast sämtliche Geistergestalten, welche auf den Bildern als männliche Gestalten vorgeführt sind, von Damen dargestellt wurden. Man vermochte mit Hilfe eines Vergrößerungsglases genau die Gestalten wie deren Umrisse und die des Kleides zu erkennen, woraus klar hervorgeht, daß selbst die Originale künstlich hergestellte Geisterbilder sind.

Der Verfertiger dieser Bilder gab dieselben jedoch für Originale und echte Geisterphotographien aus, er annoncierte sogar in den Tagesblättern und lud alle Interessenten zur Besichtigung der von ihm gefertigten Geisterphotographien ein, welche er nicht verkaufte,

sondern jedem gratis zur Verfügung stellte. Die Behauptung, daß diese Bilder Geisterphotographien seien, war sehr kühn, zumal er selbst ganz genau wußte, daß diejenigen Photographien, welche er selbst kopiert hatte und keine Originale waren, während er doch die seinigen als Originale ausgeben wollte. Herr Professor Sellin, dem der Verfasser die Photographien zur Beurteilung vorlegte, bezeichnete sie sofort entschieden als Kopien seiner Photographien, welche von einem gewissenlosen Menschen hergestellt waren, den er auf frischer That bei der Ausübung seiner Kunst ertappt hatte. Er erklärte, daß die Photographien künstlich gemachte seien, daß er sie dem jetzigen Verbreiter auf einige Tage geliehen habe, um sie dessen spiritistischen Freunden zu zeigen, und daß letzterer diese Gelegenheit benutzt habe, die Bilder zu kopieren, ohne daß ersterer als Eigentümer davon wußte.

Geisterphotographie

Heute noch werden diese Bilder dem leichtgläubigen Publikum als echte Geisterphotographien offeriert, um die große Menge von der Existenz der Geister zu überzeugen.

Kurze Zeit nach dieser Richtigstellung empfing der Verfasser den Besuch des Arbeiters, welcher bei dem Fabrikanten der Geisterphotographien als Gehilfe und Stadtreisender in Diensten stand. Er kam zu ersterem, um das Geschäft seines Prinzipals bei ihm zu empfehlen, welche Gelegenheit dazu führte, Näheres über die Anfertigung sogenannter Geisterbilder zu erfahren. Aus dem Munde dieses Mannes,

welcher den Eindruck eines ruhigen und bescheidenen Menschen macht, erfuhr der Verfasser denn, auf welche Weise die Geisterbilder hergestellt wurden; auch der Gehilfe bestätigte die Aussprache des Gelehrten, daß die Photographien künstliche Geisterbilder und keine Originale, sondern Reproduktionen seien. Er versicherte, daß keine einzige Platte im Atelier seines Herrn zu finden wäre, welche einen derartigen Geist aufwiese, wie sie die vorliegenden Photographien zeigten.

Es ist also Thatsache, was nicht allein jeder Photograph, sondern sogar jeder Laie zu erkennen vermag, daß die Bilder durch künstliche Hilfsmittel hergestellt waren. Auf den Photographien kann man die Konturen derjenigen Personen, welche den Geist dargestellt haben, deutlich wahrnehmen und man braucht kein Photograph zu sein, um zu erkennen, daß die unteren Partien der betreffenden Personen wegretouchiert wurden, um das Bild des Geistes halb oder schwebend erscheinen zu lassen.

Geisterphotographie.

Bei Würdigung der Sache selbst, d. h. des Schwindels, der mit Geisterbildern und mit Geistererscheinungen überhaupt getrieben wird, wirft sich von allein die Frage auf, warum sich die Geister mit sogenanntem Geistergewand umgeben, welches sichtbarlich dieser Welt entliehen ist. Warum umhängen sie sich mit einem weißen Stoff, dessen Abgrenzung man ebenfalls auf den Bildern erkennen kann, und welcher sogar an einigen Stellen Löcher aufweist? Warum schmücken sie sich mit einem Barett, Turban, Blumen und allerhand Firlefanz? Sollte dieses dazu dienen, überzeugender auf die Zweifler einzuwirken, so irren sich die Spiritisten gewaltig, denn es läßt uns über die nutzlosen Experimente der Spiritisten, welche uns durch die Vorführung derartiger Jammergestalten das Fortleben nach dem Tode beweisen

wollen, nur einfach lächeln. Glauben die Spiritisten, daß die Geister vom Jenseits aus alles sehen, was hier auf Erden vorgeht, überall anwesend sein können, auf uns Erdenbewohner einzuwirken vermögen und uns sogar Mitteilungen und Offenbarungen machen können, so sollten jene Gläubigen bestrebt sein, die Geisterwelt für uns Erdenbewohner in besserer Weise nutzbar zu machen. Sie sollten mit Hilfe der Geister Aufklärung über Vorgänge schaffen, welche das allgemeine Interesse in Anspruch nehmen, und z. B. dazu beitragen, unaufgeklärte Verbrechen zu erhellen und die wirklichen Thäter zu enthüllen, damit nicht, wie es so oft vorgekommen ist, Unschuldige jahrelang im Kerker schmachten müssen.

Hierdurch würden sie den Menschen eine sicherere Überzeugung von der Geisterwelt verschaffen. Solange aber die Spiritisten nicht durch solche gemeinnützige Wunderleistungen das Dasein und Wirken der Geister erweisen, sondern nur bestrebt sind, durch armselige Gaukeleien das Volk aufzuregen oder zu täuschen, ist es Pflicht geistig gesunder Menschen, dies gemeinschädliche Treiben, das nur dem Aberglauben frönt, zu bekämpfen.

Die Geisterfreunde der Spiritisten führten bis heute den Leichtgläubigen nur solche Experimente vor, welche durchaus erklärbar sind und welche von vielen Bewohnern unsrer Erde ebenso gut, ja oft viel unterhaltender zum Vortrag gebracht werden. Die Spiritisten verwickelten sich übrigens bei Herstellung ihrer Geisterbilder in den Widerspruch, daß nach ihren stets festgehaltenen Glaubenssätzen die leuchtenden Geistergestalten nur im Dunkeln auftreten, während doch die photographische Aufnahme bekanntlich im Dunkeln ohne Lichteinwirkung nicht möglich ist. Auch würde der spiritistische Grundsatz, daß die Geister zu ihrer Verkörperung ein Fluidum benötigen, das sie dem Gehirn des Mediums entziehen, mit den fraglichen Photographien nicht stimmen, auf denen mittels Vergrößerung die Struktur der Mullumkleidung an den Geistergestalten deutlich zu erkennen ist. Oder ließe sich etwa glaubhaft machen, daß jener Gehirnstoff aus Mull bestehe?

Zwar konnte der Umstand, daß einige Gewänder der vermeintlichen Geister durchsichtig erscheinen, indem sie die Körperteile des dahinter steckenden Mediums erkennen lassen, den fraglichen Gestalten

einen unerklärlichen und übernatürlichen Anstrich verleihen. Es handelt sich jedoch hier nur um ein kleines Geheimnis bei der Herstellung. Hat man erst dasselbe, wie es dem Verfasser gelungen ist, durchschaut, so kann man sich höchstens noch über das Ungeschick und die Unverfrorenheit wundern, womit die Spiritisten bei ihren photographischen Aufnahmen, denen sie eine so hohe Bedeutung zumessen, als unverkennbare Stümper zu Werke gehen. Möge uns über dieses kleine Wunder die alltägliche Erfahrung hinweghelfen, daß die Einsichtslosigkeit im umgekehrten Verhältnis zu ihrer Überhebung steht, oder deutlicher gesprochen, daß die Menschen, je unwissender sie in einer Richtung sind, um so stärker ihre Leistungskraft darin rühmen, aus dem einfachen Grunde, weil sie es nötig haben, da andre es nicht thun, und weil ihnen bei ihrer Unkenntnis die eigentlichen Pointen und Schwierigkeiten nicht zum Bewußtsein gelangen.

Geisterphotographie.

Was nun die hier vorliegende Frage der Echtheit und photographischen Herstellung von Geisterbildern anlangt, so bot sich zu einer scharfen Prüfung die beste Gelegenheit, als der Zauberkünstler Jacoby dem Verfasser gestattete, von seinen nach Slade und Bastian in hoher Vollkommenheit vorgeführten Geistergestalten photographische Aufnahmen zu bewirken. Er gab seine Vorstellungen in einem Saale ohne Bühne, ohne Podium und ohne jegliche Beihilfe; er ließ sich nach Art des Mülsener Mediums binden, in die Dunkelkammer tragen

und ließ von dort aus die Geistergestalten, oft mehrere zugleich, durch die Portiere treten oder durch den dunklen Saal schweben.

Selbst von spiritistischer Seite wurde anerkannt, daß eine derartige Vorführung Bewunderung erwecke, weshalb man Jacoby selbst für ein ausgezeichnetes Medium hielt.

Jacoby löste seine Aufgaben jemalig tadellos und mit durchschlagendem Erfolge; er hätte in der That als vollkommenes Medium die Welt bereisen können, ohne unter den sogenannten Medien selbst einen ebenbürtigen Rivalen zu treffen. So oft er auch Spiritisten und Medien zur Konkurrenz herausforderte und so hohe Summen er hierbei aussetzte, nirgends meldete sich jemand, um seine Geister an die Seite der Jacobyschen zu stellen; sie erschienen also vermutlich aus einer zu hohen Sphäre.

Hiernach konnte der Verfasser für seine vorher gedachten Untersuchungen kaum eine bessere Grundlage als die von Jacoby vorgeführten Erscheinungen wählen, und er bediente sich hierbei des elektrischen Lichtes, durch welches er plötzlich in der Dunkelsitzung die Szene grell beleuchtete, um photographische Aufnahmen zu bewirken. Diese Aufnahmen lieferten zugleich für das Publikum den Beweis, daß der Künstler während der Geisterproduktion entfesselt war und daß er persönlich mit der sogenannten Geistergestalt agierte. Seine Person trat aber auf diesen Bildern noch nicht so deutlich hervor, als wie solches bei den von spiritistischer Seite hergestellten Aufnahmen der Fall war. Dieses Ergebnis erklärte sich aus dem Umstande, daß Jacoby seine Geister frei schwebend vorführte, während die Spiritisten, noch nicht zu solcher Vollkommenheit gelangt, durch ihre Medien selbst den Geist darstellten. Zugleich führte den Verfasser aber seine Erfahrung auf die richtige Fährte, um das spiritistische Verfahren bei der photographischen Aufnahme zu entdecken.

Die Spiritisten lassen nämlich das sogenannte Medium und die in ein Geistergewand gehüllte Person gleichzeitig vor den photographischen Apparat treten. Nach etwa drei Sekunden schließt indes der Photograph plötzlich die Kamera auf einen Augenblick, währenddessen die Geistergestalt zur Seite tritt. Dagegen bleibt das Medium noch einige Sekunden länger sitzen, nachdem der Photograph den Apparat wieder geöffnet hat. Durch dieses Verfahren wird erreicht,

Jacoby im Reiche seiner Geister.
(Sogenannte Geister-Photographie.)

daß der Geist durchsichtig erscheint; soll er noch heller erscheinen, so läßt man ihn zuerst einige Sekunden länger vor dem Apparat stehen. Will man aber Geister photographieren, welche nur halb sichtbar sind oder die hinter ihrem Gewande stehende Person nicht erkennen lassen, so braucht man nur die Aufnahme bei einer Beleuchtung mit Magnesiumdraht vorzunehmen und den Geist von einer Seite kurz zu beleuchten; doch hat man hierbei zu beachten, daß das Licht nicht in die Kamera zurückfällt.

Nach Ermittelung dieses Verfahrens hat der Verfasser nun eine Reihe möglichst guter, technisch vollendeter Geisterbilder anfertigen lassen, welche wohl geeignet sein könnten, Leichtgläubigen die Existenz von Geistern vorzugaukeln. Er stellt aber Exemplare jedem Interessenten gegen Zahlung des Selbstkostenpreises aus dem Grunde zur Verfügung, um seinen Mitmenschen zu beweisen, daß auch in dieser bildlichen Darstellung von Geistern die Spiritisten auf Täuschung und Betrug ausgehen und zu solchem Zwecke sich einfacher natürlicher Mittel bedienen, deren Anwendung und Zusammenhang mit der erzielten Wirkung sie als Geheimnis bewahren.

Zum Schluß folgt hier noch ein Wort des Mephisto, der in seiner Unterredung mit dem Schüler zuletzt „des trockenen Tones satt" geworden. In seinem Sinne soll hier noch ein Rezept angedeutet werden, nach welchem sich in einer andern Weise Geister produzieren lassen. Man verschaffe sich vor allem einen Einfaltspinsel, dessen Geist durch lange Eintauchung in Leichtgläubigkeit „sensitiviert" ist, und erforsche dessen persönliche wie Familienverhältnisse, insbesondere gewisse Andeutungen über seine verstorbenen Lieben. Dann suche man aus vorrätigen photographischen Negativen eins aus, welches einem seiner verewigten Angehörigen möglichst ähnlich erscheint, lege dieses Negativ auf eine lichtempfindliche Platte und halte sie nahe an eine Gaslampe. In solcher Weise erhält man eine verschwommene Kopie des Negativs auf einem Teile der Platte, welche man in die Kamera schiebt, um nunmehr die Aufnahme der Person selbst in gewöhnlicher Weise zu bewirken. Als geeigneter Hintergrund für derartige Geisterbilder ist die Ansicht einer Anstalt für Schwachsinnige bestens zu empfehlen.

Sensationelle Wunder.

Es gibt eine beträchtliche Anzahl interessanter, in neuester Zeit vorgeführter Experimente, die ausdrücklich und absichtlich als Wunder ausgegeben werden, obschon sie sich unmittelbar auf die Anwendung physikalischer und optischer Gesetze zurückführen lassen. Wollte man sie lediglich unter dem letzteren Gesichtspunkte darstellen, so würden sie zwar zur Belehrung des Volkes beitragen, allein ihre öffentliche Vorführung würde kaum den gewünschten Zuspruch finden und die Mühe des Künstlers nicht lohnen. Aus solchen Rücksichten ziehen es die Darsteller derartiger Neuerungen vor, sie in ein mystisches Dunkel zu hüllen. Denn sie wissen nur zu wohl aus Erfahrung, daß alles Geheimnisvolle die Menschen mehr anzieht und zu finanzieller Vergütung, d. h. zur Zahlung von Eintrittspreisen bewegt, als die nüchterne Aufstellung noch so sinnreicher Apparate der Mechanik und Optik. Die Darsteller bemühen sich deshalb, jene an sich mehr oder minder einfachen Apparate mit allem möglichen Flitterwerk auszuputzen und die Vorführung selbst in eine unterhaltende Form, welche Herz und Sinne und die Phantasie gefangen nimmt, zu kleiden. Der Zuschauer fällt dann meistenteils gar nicht auf den Gedanken, daß es sich bei dem Blendwerk im Grunde nur um die geschickte Ausnutzung einer physikalischen Idee und Vorrichtung handelt.

Aus der Reihe solcher Apparate mag hier zunächst genannt sein:

Der durchsichtige Türke, noch vor wenigen Jahren auf allen Märkten und Messen vorgeführt. Die mechanische Vorrichtung bei dieser Figur war keineswegs neu, lediglich die Form, in welche man sie hier gebracht hatte.

Das Geheimnis besteht darin, daß die Person, welche den Türken vorstellt, ein ziemlich weites Metallrohr um den Leib trägt, welches sich vorn und hinten im rechten Winkel umbiegt. Zur Verhüllung der Rohrenden, welche mit runden Glasscheiben versehen sind, muß das Gewand des Türken möglichst weit gearbeitet sein. Vier kleine Spiegel sind unter einer Neigung von 45 Grad mit ihrer Spiegelseite den Außenwinkeln zu gerichtet und in die Winkel des Rohres eingefügt. Wenn nun der Zuschauer durch dieses Winkelrohr hindurchschaut, so erkennt er ein dahinter stehendes Licht und glaubt unmittelbar durch das ganze Rohr oder vielmehr durch den Leib des

Die mechanische Vorrichtung zur Figur des durchsichtigen Türken oder das Winkelrohr.

Türken hindurchzusehen. In Wirklichkeit strahlt hier aber, gleichwie beim Zauberspiegel, der erste Spiegel das von ihm aufgenommene Bild des brennenden Lichtes in alle weiteren Spiegel zurück und gibt es auf der andern Seite wieder, wo es dem Auge, in gerader Richtung gestellt, als der wirkliche Gegenstand, also als das brennende Licht selbst erscheint.

Das Durchstechen einer Person wird mittels der gleichen Vorrichtung eines Winkelrohres ausgeführt, indem man einen sehr elastischen, aus gutem Federstahl gearbeiteten Degen in das vordere Rohrende einführt und durchschiebt. Natürlich kommen hier die Spiegelgläser in Wegfall, auch ist das Rohr hier nicht scharfwinkelig, sondern mit runden Ecken versehen, so daß die imitierte Degenklinge leicht hindurchgleiten kann. Damit aber die Spitze auf dem Rücken des Künstlers genau zum Griffe passend wieder zum Vorschein kommt, ist das hintere Ende des Rohres mit einer Führung versehen, welche verhindert, daß sich die Spitze zur Seite biegt.

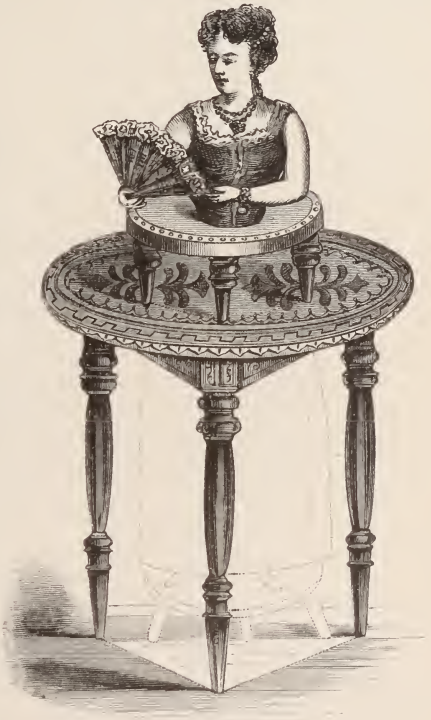
Gehen wir nun zu solchen Scheinwundern über, welche mittels der Kombination von Spiegelgläsern ausgeführt werden.

Der sprechende Kopf. Ein runder Tisch mit vier Beinen ist so aufgestellt, daß das eine Bein nach vorn, dem Publikum zugewendet steht. Zwischen diesem Vorderbein und dem rechts wie links von ihm befindlichen Beine ist je ein belegtes Spiegelglas in genau gearbeitete Fugen der Tischbeine eingepaßt. Hinter diesen Spiegeln, unter dem Tische sitzt die ausführende Person auf einem niedrigen Bock. Die Tischplatte, welche reich mit Gravierungen verziert ist, hat eine runde Öffnung, durch welche die darunter sitzende Person den Kopf steckt. Um den Rand dieses Loches zu verhüllen, werden die zwei Hälften des Tellers aus Neusilber über die Öffnung und um den Hals der Person zusammengelegt. Damit ferner der Zuschauer den unteren Saum des Spiegels nicht erkennen kann, stellt man den Tisch auf einen weichen Teppich, so daß der Rand des Glases sich in diesen hineinpreßt. Der Zuschauer sieht nun in schräger Richtung gegen die Spiegel und kann dieselben nicht wahrnehmen, weil er ihre Abgrenzung nicht sieht. Ebensowenig bemerkt er die hinter dem Spiegel sitzende Person. Wohl aber könnte er das vierte Bein des Tisches vermissen, der ja gleichfalls hinter den Spiegeln steht. Um diesen Mangel auszufüllen, stellt man rechts und links vom Tische je ein Postament und eine Lampe darauf, im rechten Winkel zum Spiegel. Beide Säulen haben dieselbe Form wie die Tischbeine, nur sind sie höher und derartig zu

Der sprechende Kopf.

den Seiten aufgestellt, daß man sie im Spiegel an der Stelle wieder sieht, wo eigentlich das vierte Tischbein hingehört. In vielen Fällen wird auch das ganze Stück mit einem dreibeinigen Tische vorgeführt. Eine Art spanischer Wand umgibt die Szene, damit die Zuschauer nicht zu sehr seitwärts, noch hinter den Tisch sehen können. Mitunter ist auch wohl eine Barriere in einer Entfernung von zwei Metern vor den Tisch gezogen, um die Zuschauer in angemessener Entfernung zu halten.

Eine andre Ausführung besteht darin, daß der Tisch vorerst leer dasteht und der Vorführende mit einem leeren Kasten in der Hand erscheint, in welchem angeblich der Kopf enthalten sein soll. Der Boden dieses Kastens ist mit Scharnieren versehen und läßt sich nach innen an der Rückwand hochklappen, so daß er sich genau an diese anlegt. Das viereckige Loch in der Tischplatte ist bei dieser Ausführung durch eine Klappe geschlossen, deren Abgrenzung mit Verzierungen überdeckt ist. Sobald nun der Darsteller den leeren Kasten auf den Tisch über die Klappe setzt, welche genau so groß ist als der Boden im Kasten, so hebt die unter dem Tische sitzende Person mit ihrem Kopfe die beiden Klappen empor und diese legen sich rückwärts im Kasten an. Wenn nun der Künstler die sich nach vorn öffnende Thür herunterlegt, erscheint der Kopf im Kasten. Dieser wird von allen Anwesenden für ein Wunder angesehen, da derselbe, wie von mehreren Seiten untersucht worden, lebend ist und oft in den verschiedensten Sprachen redet. Zum Schluß wird der



Fatima, die Dame ohne Unterkörper. (S. 298.)

Kasten wieder geschlossen, welchen Augenblick die darunter sitzende Person benutzt, um sich in den Tisch zurückzuziehen und beide Klappen wieder zu schließen, worauf der Kopf, scheinbar im Kasten befindlich, zur Seite gestellt wird.

Fatima, die Dame ohne Unterkörper, ein noch kürzlich viel bewundertes Phänomen, beruht im allgemeinen auf dem gleichen Prinzip wie der sprechende Kopf; aber statt des Halses beim sprechenden Kopf wird bei der Rumpfdame, die auf einem etwas höheren Sessel hinter den Spiegeln sitzt, die Taille mit einem niedrigen dreibeinigen Schemel und die Abgrenzung oberhalb des Schemels mit etwas Stoff umgeben. Unter dem Schemel sind, ebenso wie beim Tisch, zwei Spiegel angebracht, so daß jeder glaubt, unter diesem hindurchsehen zu können. Der Schausteller dieses Phänomens sucht in der Regel, für diese Vorführung eine hübsche junge Dame zu engagieren, welche auch im stande ist, die Gesellschaft durch angenehmen Vortrag zu unterhalten.

Das Verschwinden einer Person wird ebenfalls mittels eines Spiegeltisches zur Ausführung gebracht. Der Künstler stellt sich auf den Tisch, läßt sich mit einem vorher untersuchten Sturz bedecken, öffnet die Klappe in der Tischplatte, kriecht hinunter und schließt die Klappe wieder, wonach der Sturz abgehoben wird und er verschwunden ist. Auf dieselbe Weise erscheint er auch wieder.

Statt des Tisches kommt hierbei mitunter ein großer runder Sessel ohne Rücklehne in Anwendung, der gleichfalls wie der Tisch mit Spiegeln vorgerichtet ist. Der Künstler stellt sich auf den Sessel, wirft über sich eine große Decke, läßt sich dann langsam nieder und tritt hinter den Sessel, um sich in gebückter Stellung hinter den Spiegeln zu verbergen. Ein Diener nimmt das Tuch vom Sessel, zeigt es als leer vor und nimmt zum Schlusse sogar den Sessel fort. Er hebt ihn dabei hoch und läßt die Spiegel im Winkel zu einander auf dem Fußboden stehen, welche durch die Dekoration derartig verdeckt sind, daß von ihnen nichts wahrzunehmen ist.

Die Verwandlung einer lebenden Person in eine andre kann auch ohne Spiegel ausgeführt werden. Ein Sessel oder ein Tisch

wird ziemlich nahe vor den Hintergrund gestellt. Der Tisch hat eine sehr dünne Holzplatte, und vor Beginn der Vorstellung kriecht zuweilen ein Diener unter dem Tische durch, um zu zeigen, daß keine Präparation vorhanden sei. Der Hintergrund, aus schwarzem Samt gefertigt, hat an der Stelle, wo der Tisch steht, einen thürartigen Einschnitt, hinter welchem sich in der Entfernung von einem halben Meter ein zweiter Samthintergrund befindet. Der Ausschnitt im Samt ist bei der Beleuchtung auf zwei bis drei Meter nicht mehr erkennbar. Sobald die Person auf dem Tische steht, halten zwei Diener ein ausgespanntes Tuch vor denselben, um ihn für einen Augenblick den Blicken der Zuschauer zu entziehen. Inzwischen wird ein dritter Samthintergrund und zwar vor dem ersten heruntergelassen, welcher vor dem auf dem Tische stehenden Künstler bis auf die Tischplatte herunterſinkt. Nach Wegnahme des Tuches erscheint der Tisch leer, und die Abgrenzung des vordersten Vorhanges ist nicht sichtbar. Auf gleicher Weise geht die Verwandlung einer Person in eine andre vor sich, indem sich die erste nach hinten über eine hier angelegte Laufbrücke durch den Einschnitt entfernt und die andre an deren Stelle den Platz auf dem Tische einnimmt. Hierzu bedarf man keines dritten Vorhanges, da es genügt, ein großes Tuch vorzuhalten, während beide Personen ihre Plätze wechseln.

Auf Bühnen, wo weder Spiegel noch Samthintergrund in Anwendung kommen, und wo der Tisch dem Zuschauerraume näher gerückt werden soll, ist der Tisch mit einer Doppelplatte versehen und mit einer breiten Samtdecke behangen. Hinter dem Tische befindet sich eine Art Servante (Tischgestell), worauf die mit einem Sturz bedeckte Person verschwindet. Auch kommt hierfür ein Tisch in Anwendung, dessen obere Platte derart hergerichtet ist, daß die Person sich bequem unter die Tischplatte begeben, und statt ihrer eine andre Person von der Servante aus sich schnell auf die wieder hergerichtete Tischplatte stellen und nach den Abheben des Sturzes statt der ersten Person erscheinen kann.

Die singenden und schwebenden Engelsköpfe werden auf einer Bühne vorgestellt, deren Hintergrund eine zweite kleinere Bühne enthält, welche mit einem besonderen Vorhang verschlossen ist. Diese

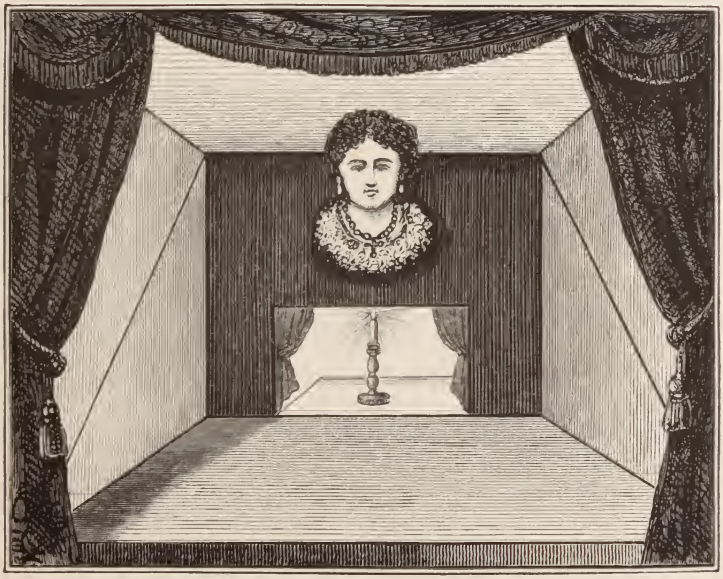
hintere, in der Dekoration erhöhte Bühne ist rechtwinkelig, etwa 3—4 m breit, 3 m hoch und 3 m tief. Vom vorderen Rande dieser kleinen Bühne bis zum oberen Saum ihrer hinteren Wand liegt eine große und stark belegte Spiegelscheibe, welche an beiden Seiten der flachen Wand der Bühne fest anliegt. Die Seitenwände sind entweder aus schwarzem Samt gefertigt oder mit einer Malerei versehen, deren Linien in dem schrägen Spiegel ihre Fortsetzung finden. Hierbei wird der Saum des Spiegels, welcher sich an jeder Seite hochzieht, als Dekorationslinie betrachtet, die sich mit einer andern kreuzt, welche aus der vorderen Ecke zum Spiegelglas führt und in diesem ihre Fortsetzung findet. Der Plafond, welcher durch Draperie oder Proszenium den Augen der Zuschauer entzogen wird, ist mit gleicher Dekoration wie die Seitenwände versehen; er findet seine Wiedergabe in dem darunter schräge liegenden Spiegel, so daß er als Hintergrund in diesem senkrecht zu demselben erscheint.

Der schräghin gegen den Spiegel sehende Zuschauer, welchem die Seiten und der Hintergrund im rechten Winkel erscheinen, glaubt einen freien Raum vor sich zu haben, zumal er die Abgrenzung des Spiegels, selbst mit bewaffnetem Auge, nicht zu erkennen vermag.

In die Spiegelscheibe sind fünf große Löcher geschnitten, geordnet in zwei Reihen. Hinter der Spiegelscheibe aber liegen fünf junge Mädchen auf den Knieen und stecken ihre Köpfe durch die Löcher der Spiegelscheibe. Um den Rand der Löcher zu bedecken, haben sie kleine Flügel um den Hals gebunden und kleine aus Mull gefertigte Krausen darüber befestigt. Sobald der Vorhang dieser kleinen Bühne sich erhebt, bewegen sich diese niedlichen Engelsköpfchen hin und her und singen ein Loblied, wodurch der Effekt bedeutend erhöht wird.

Stella ist die Bezeichnung für ein ähnliches Experiment, bei welchem nur ein einziger lebender Kopf vorgeführt wird. Diese Vereinfachung des vorigen Schaustückes liegt in der Schwierigkeit, große Spiegelscheiben gefahrlos zu transportieren. Statt der Bühne ist hier ein kleines Gestell hergerichtet, in der Art des Polichinellekastens. Die Oberdecke ist schwarz und hat nach vorn einen viereckigen Ausschnitt. Zu beiden Seiten sind kleine Gardinen angebracht. Damit

diese nicht nach unten fallen, ist über den Ausschnitt eine Glasplatte gelegt, auf welcher die Gardinen wohlgeordnet ruhen. Auf dem vorderen Rand des Plafonds, auf dessen Außenseite, steht ein kleines Brett, welches sich im Spiegel als Boden hinter dem im Hintergrunde erscheinenden Ausschnitt wiedergibt. Auf diesem Boden kann man beliebige Gegenstände befestigen, welche im Hintergrunde so erscheinen, als ständen sie hinter dem Ausschnitte. Da oberhalb des Plafonds von außen eine Beleuchtung angebracht ist, so gibt sich



Stella.

auch diese im Spiegel wieder, und man glaubt durch die Öffnung hindurchsehen zu können. Den besten Beweis hierfür liefert aber der Künstler dadurch, daß er sich selbst hinter dem Ausschnitt zeigt und die Anwesenden begrüßt. In Wirklichkeit jedoch betritt er eine zur Seite des Gestelles angebrachte Trittleiter und blickt von oben durch die Öffnung des Plafonds, wonach das Spiegelbild sich im Hintergrunde wiedergibt. Die mitwirkende Dame ruht hierbei gleichfalls auf den Knieen hinter dem Spiegel; sie ist in ein möglichst phantastisches Kostüm gekleidet.

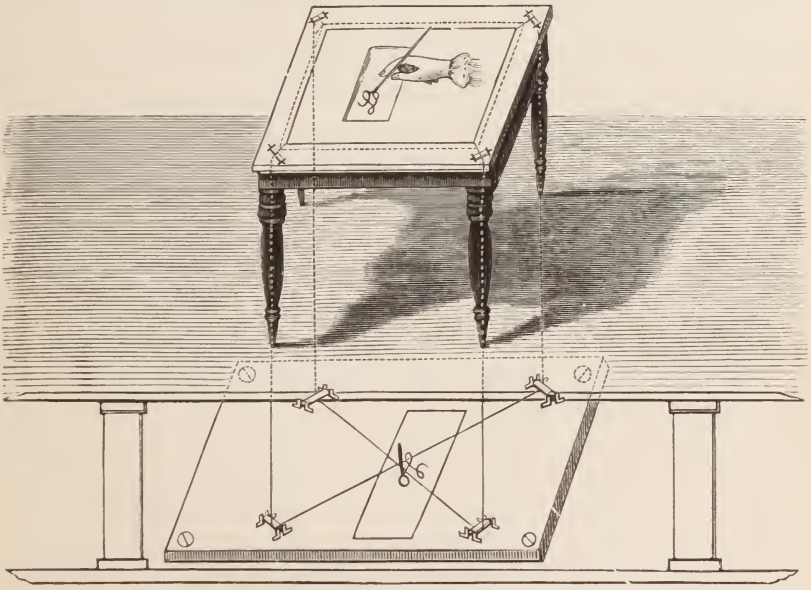
Omega ist als eines der neuesten Scheinwunder berühmt geworden, doch von dem vorbeschriebenen Stück abgeleitet, aber viel einfacher in der Ausführung. — Auf einem Tische mit dünner Platte steht ein kleines Gestell, in der Art eines „stummen Dieners".

In den beiden Füßen dieses Gestelles, welche sich von hinten nach vorn erheben, ist ein Spiegelglas eingefügt, welches entgegen der bisherigen Anordnung sich mit dem oberen Saum nicht von vorn nach hinten, sondern umgekehrt von hinten nach vorn neigt. Die Verbindungsstange, welche die zu beiden Seiten sich kreuzenden Füße des Gestelles verbindet, ist halbrund und liegt mit ihrer Fläche gegen den Spiegel, um als runder Stab zu erscheinen. In der auf diesem Gestelle ruhenden Platte ist gleichfalls eine Klappe wie beim Spiegeltisch angebracht, welche die hinter dem Spiegel knieende Person öffnet, um ihren Kopf von unten durchzustecken. Falls diese Person eine größere ist als ein zehnjähriger Knabe, so wendet man für den unteren Tisch eine Doppelplatte an, deren Zwischenraum so groß ist, daß die Person mit den Knieen darin liegen kann. Das Ganze ist, um den Blick der Zuschauer hinter den Spiegel zu hemmen, mit einer dreiseitigen, stramm gespannten spanischen Wand umstellt, deren Seitenwände ziemlich weit nach vorn hinausgerückt sind. Zur Beseitigung des Übelstandes, daß sich bei der Anwendung eines nach vorn geneigten Spiegels der vor demselben befindliche Fußboden darin spiegelt, wird der Fußboden mit demselbem Stoff überspannt, aus dem die spanische Wand gefertigt ist. Infolgedessen glaubt man unter dem Gestell hindurchsehen zu können. Auch hierbei kommt der

Omega.

Kasten wie beim Spiegeltisch in Anwendung, um den Schein zu erregen, als ob der Kopf erst mit dem Kasten auf die Platte des stummen Dieners gestellt werde.

Die schreibende Hand gehört zu jenen Täuschungsstücken, bei welchen anscheinend automatische Bewegungen aus dem Grunde wunderbar erscheinen, weil sie ihrer Natur nach geistige Einwirkung voraussetzen, ohne daß letztere, als Ausfluß einer verborgenen Person, von den Zuschauern bemerkt werden kann. In der Platte



Die schreibende Hand.

eines vierbeinigen Tisches ist eine dicke Glasscheibe mit dunklem Untergrund eingelegt, deren Saum ringsherum von einem 10—12 cm breiten Holzrahmen umfaßt ist. Der Tisch steht auf einem Podium, welches mindestens so hoch ist, daß sich ein Mensch bequem darunter in liegender Stellung verbergen kann. Eine aus Wachs gefertigte, mit einer seidenen Manschette versehene Damenhand liegt auf der Glasplatte in deren Mitte. In ihrem Innern ist anscheinend ein Uhrwerk, das vor den Augen der Zuschauer mit einem Schlüssel aufgezogen wird. In Wirklichkeit ist jedoch kein Uhrwerk darin, vielmehr

wird mit dem Schlüssel nur ein einfaches Gesperr zum Scheine umgedreht. Der Zuschauer soll glauben, daß ein wirkliches Uhrwerk und eine sinnreiche Mechanik die Bewegungen der Hand hervorruft; er glaubt solches um so mehr, als er nach dem Aufziehen des Uhrwerkes wahrnimmt, wie sich die Hand in der That bewegt.

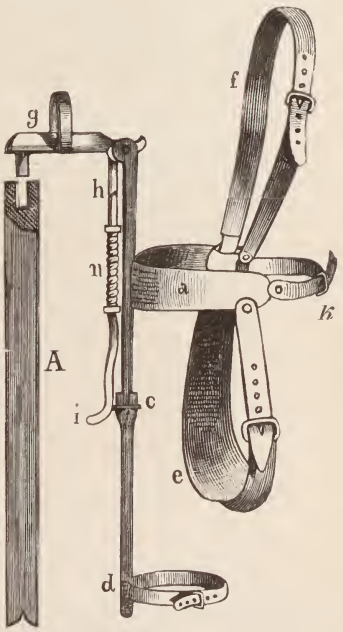
Die Ausführung ist eine andre, als man gewöhnlich annimmt. Unter der Glasplatte befindet sich eine zweite etwas größere Glasplatte, deren Saum durch den Holzrahmen der Tischplatte gedeckt wird. Unter letzterem sind kleine Kugelrollen angebracht, auf denen diese Glasscheibe ruht. In ihren vier Ecken sind Löcher gebohrt, und in jedem ist eine Darmsaite befestigt, welche, über Rollen geleitet, je durch ein hohles Tischbein geführt ist. Unter dem Podium, wo die Darmsaiten hervortreten, sind ebenfalls vier Rollen angebracht, über welche die Enden hinweggeleitet, stramm angezogen und in der Mitte zwischen den vier Rollen zusammengeknotet sind. Der Bewegung, welche mit diesem Knoten ausgeführt wird, folgt nun auch die untere Glasplatte im Tisch. Da aber deren Saum unter dem Rahmen verdeckt liegt, so ist die Bewegung der Glasplatte nicht erkennbar. In der Mitte der oberen Glasplatte ist ein etwa 3 cm großes Loch, auf welches die automatische Hand gelegt wird. Letztere hat nach unten einen Stift, der durch die Mitte dieses Loches in ein für denselben passendes Loch der unteren Glasplatte fest eingesetzt wird, und so macht die Hand gleichzeitig mit der unteren Glasplatte die Bewegung mit. Wenn nun eine Person aus der Gesellschaft einen Namen nennt, welchen die Hand schreiben soll, so ergreift der unter dem Podium befindliche Gehilfe, der den Namen hörte, den Knoten, führt hiermit die Bewegung aus, als schreibe er den Namen, und die Hand, welche einen weichen Bleistift mitführt, schreibt den Namen auf ein untergelegtes Stück Papier.

Eine neuere Ausführung dieser schreibenden Hand zeigt dem Zuschauer ein Zeichenbrett auf einer freistehenden Staffelei und vor dem Brett ein Lineal, auf welchem eine kleine Hand mittels Zapfen festgesetzt wird. Das Lineal ist durch Schnüre hinter der Staffelei herunter bis zum Fußboden und dann nach hinten geleitet. Der dort befindliche Gehilfe hat eine Zeichnung, z. B. einen Napoleonskopf, in übernatürlicher Größe, welche ihm als Schema dient und flach auf

dem Fußboden liegt. Er erfaßt die Schnüre und geht langsam den Konturen des Bildes nach, und die Hand auf der Staffelei führt dieselbe Bewegung mittels eines schwarzen Kreidestiftes aus.

Eine besondere Leitungsschnur bewirkt, sobald sie angezogen wird, daß die Hand sich vom Bogen abhebt, falls sich dieselbe von einer Seite zur andern begeben muß, ohne einen Strich zu zeichnen.

Der Gehilfe hat in der Regel die Konturen einer großen Anzahl von Köpfen berühmter Männer zur Hand, welche er, je nach der getroffenen Wahl, als Unterlage oder Schema benutzt. Dieses Stück erscheint um so rätselhafter, als es dem Künstler gestattet, die Staffelei kurz vor Beginn der Vorführung aufzustellen, sowie dieselbe nach Schluß der Vorführung wieder zur Seite zu setzen, ohne daß eine besondere Vorbereitung daran bemerkt würde.



Das schwebende Mädchen ist ein immer noch sehr beliebtes und bewundertes Experiment. Am Ende eines starken Untersatzes wird ein dickes Gasrohr A von etwa 2 m Länge eingesetzt und daneben auf dem Untersatz ein Schemel von 20—30 cm Höhe gestellt. Eine junge Dame, ausgerüstet mit einer aus starkem Eisen gefertigten Schwebemechanik, besteigt den Schemel. Diese Mechanik besteht aus einer starken Eisenstange, an welcher ein breites gepolstertes Blech a mit drei daran befestigten Riemen (f, k, e) den Körper umspannt. Das Ende der Stange ist bei d gleichfalls mit einem Riemen an das Bein der Dame befestigt. Ein Scharnier c gestattet eine freie Bewegung des Beines Am oberen Ende der Stange ist ein runder Zapfen g, welcher in das Gasrohr eingesteckt wird. Bei h befindet sich gleichfalls ein Scharnier nebst einem Sperrrad mit drei Sperrzähnen.

Unter der flachen Lagerstange befindet sich ein langer Sperrkegel, welcher mit einer Spiralfeder n versehen, unabläſſig gegen das Sperrrad drückt. Sobald man am Ende desſelben bei i anzieht, holt man den Sperrkegel zurück, und die drei Zähne des Sperrrades können

Das ſchwebende Mädchen.

ſich frei bewegen, wenn man die Lagerstange hebt, beziehentlich ſinken läßt. Je nachdem man nun den Sperrkegel einſpringen läßt, kann man die Lage der Stange und der darauf ruhenden Dame verändern. Damit der Arm ſtets bei g anliegt, iſt auch dieſer mittels eines Riemens befeſtigt.

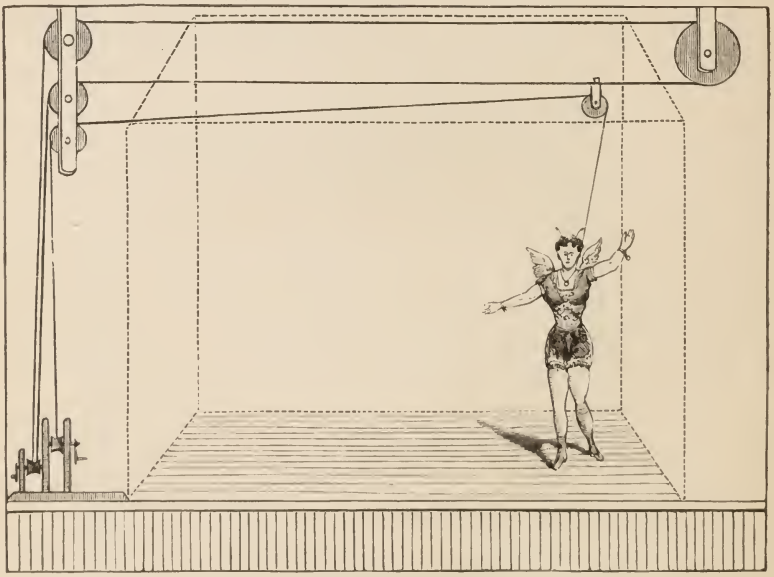
Wenn die Dame auftritt, so ist der Sperrkegel noch bis auf den ersten Zahn zurückgelegt, so daß sie den Arm am Körper anlegen kann und der Zapfen g sich bei n anlegt. Das Kostüm, welches die Dame trägt, bedeckt diese Mechanik vollständig. Sie betritt also vorerst den Schemel, streckt den rechten Arm aus und läßt dadurch den Sperrkegel bei h hinter den ersten Zahn springen. Der Vorführende holt ein zweites Gasrohr herbei, stellt dasselbe unter den linken Arm der Dame, stützt ihren Kopf auf den rechten Arm, wobei er den

Zapfen bei g in das Gasrohr einführt und thut, als ob er sie magnetisiere, so daß sie anscheinend in einen magnetischen Schlaf verfällt. Hiernach entfernt er das Gasrohr vom linken Arme der Dame und legt denselben an ihren Körper an, nimmt nun auch den Schemel fort, und die Dame bleibt in der Lage, wie die Linie l angibt, hängen.

Hierauf hebt er sie so hoch, wie die Linie m angibt, und bis der Sperrkegel hinter dem zweiten Zahn einspringt. Endlich hebt er sie bis in die horizontale Lage und läßt dabei den Sperrkegel hinter

dem dritten Zahn einspringen. Zum Schluß löst er den Sperrkegel, läßt sie langsam wieder herunter, stellt wieder den Schemel unter und läßt sie nun anscheinend wieder erwachen, worauf sie abtritt.

Bei einer neueren Art dieser Schwebeproduktion hat die Dame auf ihrem Rücken eine Hebevorrichtung, welche der Vorführende beim Auftreten der Dame neben der Stange mit einem aus feinen Stahldrähten zusammengedrehten Drahtseil verbindet. Letzteres wird hinter dem Gasrohr zur Erde und von hier über eine Rolle zur Seite



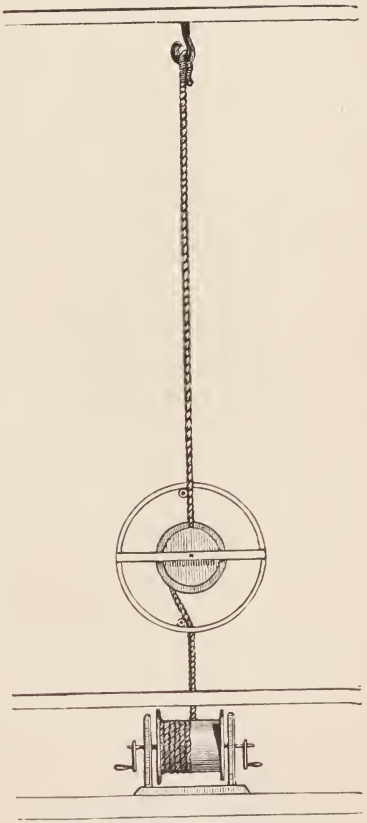
Die goldene Fliege.

geleitet; sein Ende wird um die Trommel einer starken Winde gelegt. Sobald diese Winde nun gedreht wird, hebt sich die Dame scheinbar von selbst langsam, da die Winde mit Übersetzung arbeitet und somit das Drahtseil nur langsam aufnimmt. Durch Einstellen eines Sperrkegels kann die Lage der Dame in beliebiger Stellung festgestellt werden

Die goldene Fliege. Auf dem Schnürboden der Bühne sind drei Rollenhalter befestigt, über deren Rollen die entsprechenden Drahtseile geleitet sind. Links hinter dem Proszenium ist eine doppelte

Winde aufgestellt. Über die eine Rolle, welche mit ihrem Kloben am Drahtseil befestigt ist, führt ein zweites Drahtseil, dessen eines Ende auf dem Rücken der Tänzerin, welche die goldene Fliege vorstellen soll, an ihrem Korsett befestigt ist. Das andre Ende ist über die erste Rolle bis hin zur Winde geleitet, an deren Walze es befestigt ist. Sobald nun diese Walze gedreht wird, hebt oder senkt sich die Dame.

Das eine Ende des ersten Drahtseiles geht von der Walze der andern Winde aus über die zweite Rolle und endlich zurück über die dritte Rolle bis zur Walze. Beide Enden dieses Drahtseiles sind mehrmals um die Walze gelegt, so daß sich bei Umdrehung der letzteren soviel von dem einen Ende aufrollt, als von dem andern abrollt, somit die am ersten Drahtseil befestigte dritte Rolle sich hin und her bewegen läßt. Eine Person dreht mit der Winde die letzte Rolle hin und her, während eine andre Person mit einer zweiten Winde die Tänzerin hochzieht, beziehentlich niederläßt. Das zweite Drahtseil ist so fein, daß man es bei schwacher Beleuchtung auf der Bühne nicht einmal mit Hilfe eines Opernglases sehen kann.



Steigende Kugel. Vorrichtung dazu.

Die steigende Kugel ist 1 m im Durchmesser. Durch deren Mitte geht ein starkes Drahtseil, dessen beide Enden unten am Podium und oben am Schnürboden befestigt sind. Eine junge Dame besteigt die Kugel, wonach letztere sich langsam zu heben beginnt und bis zu dem Plafond emporsteigt. Bevor sie wieder langsam fällt, umbindet die Dame das Drahtseil oben mit einem Tuch, wodurch

der Beweis geliefert werden soll, daß die Kugel nicht mit dem Drahtseil gezogen wird. Die Täuschung ist eine sehr gute, doch kommt dieses Experiment jetzt nur noch wenig zur Ausführung, weil eine ernstliche Gefahr hierbei nicht ausgeschlossen ist.

Im Innern der Kugel ist ein Flaschenzug angebracht, bei welchem zwei Scheibenräder nebeneinander gestellt sind. Die Enden zweier Drahtseile sind an den Walzen befestigt und in entgegengesetzter Richtung mehrmals umgewickelt; das eine Ende ist nach oben geleitet und befestigt, das andre Ende nach unten durch ein Loch im Podium geführt, über eine Rolle seitwärts zu einer Winde geleitet und an dieser befestigt. Sobald die Winde in Betrieb gesetzt wird, rollt sich auf der andern Scheibe des Flaschenzuges das nach oben gehende Drahtseil auf, die Kugel samt der darauf stehenden Person hebt sich und senkt sich wieder bei entgegengesetzter Drehung.

King-Fu.

King-Fu. Auf einem kleinen Säulentisch steht ein viereckiger Kasten, worauf ein gepolstertes Kissen liegt. Letzteres bildet die Unterlage für eine sitzende Figur, welche, in türkisches Kostüm gekleidet, die Beine nach vorn übereinander geschlagen hat. Vor der Figur sieht man ein schräges Brett angebracht, welches zum Schreiben dienen soll. Das Innere der hohlen Figur birgt einen Knaben im Alter von 8 bis 10 Jahren. Der Kasten ist kreuzweise mit Wänden abgeteilt, so daß man von jeder Seite durch denselben hindurchsehen kann. Zu diesem Zwecke ist also in jeder Ecke des Kastens eine rechtwinkelige Abteilung mit schwarzlackierten Brettern angebracht, wodurch im Kasten ein Kreuzgang gebildet wird.

Der in der Figur befindliche Knabe sitzt in einem Kissen in der

Mitte auf dem überdachten Kreuzgange und hat die Füße in die beiden vordersten Abteilungen an den Ecken des Kastens gestellt. Der Kopf des Knaben befindet sich ungefähr in der Höhe der Schultern im Innern der Figur, und damit der Knabe die Anwesenden beobachten kann, ist die Brustpartie der Figur mit einer Art Drahtgewebe überzogen und derartig mit Spitzen und Schleifen besetzt, daß ersterer unbemerkt von innen nach außen hindurchschauen kann. Die Hände steckt der Knabe in zwei Ärmel, welche vorn um ein paar Wachshände befestigt sind, deren Verlängerung nach innen derselbe erfaßt, um die nötigen Bewegungen der Figur auszuführen. In der rechten Wachshand, welche auf dem kleinen Schreibbrette liegt, ruht ein Bleistift zum Schreiben. Mit der linken Hand klopft die Figur auf, um die Zahl der mit Würfeln geworfenen Augen anzugeben.

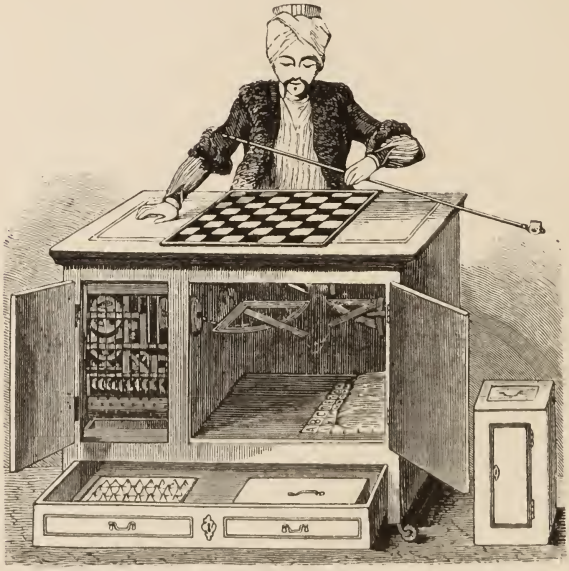
Der Vorführende öffnet, nachdem er einige Personen durch den unteren Kasten, in dessen Kreuzgang ein imitiertes Uhrwerk wahrnehmbar, hindurchsehen ließ, eine kleine Thür auf der einen Brustseite der Figur und zieht an dieser Stelle sowie weiterhin am Kasten selbst ein imitiertes Uhrwerk auf. Hierauf bewegt die Figur den Kopf zur Seite und nickt, wodurch die Täuschung erzielt wird, als würden diese Bewegungen durch den Gang der Uhrwerke hervorgerufen. In Wirklichkeit führt jedoch der Knabe die Bewegungen des Kopfes aus, indem er an verschiedenen Schnüren zieht.

Nun beantwortet die als Automat ausgegebene Figur schriftlich an sie gerichtete Fragen, wobei sie die Antwort auf ein Stückchen Papier bringt. Sie schreibt z. B. auf, ob die sechste Person in erster Reihe ein Herr oder eine Dame sei; sie gibt deren Alter an (falls solches dem Knaben bekannt ist), nennt die mit Würfel geworfenen Augen, gezogene Karten u. dergl. mehr. Selbstverständlich kommen hierbei präparierte Würfel und künstliche Karten in Anwendung. Auch richtet der Knabe manche Antwort danach ein, wie sie der Vortragende in vorher verabredeten Fassungen stellt.

„Psycho, der Kartenspieler", beruhte auf einem ähnlichen Prinzip, nur mußte hierbei die ausübende Person die verschiedensten Kartenspiele perfekt spielen können. Dieser sogenannte imitierte Automat wurde am 30. März 1880 in Blanchs Theater vor Sr. Majestät König

Oskar II. von Schweden vorgeführt. Der König nahm sogar Gelegenheit, in Gegenwart seiner Familie und seines Hofstaates mit dem vermeintlichen Automaten, dessen Einrichtung er huldvoll bewunderte, eine Partie Karten zu spielen.

Noch weitergehende Fürstengunst wurde einem andern imitierten Automaten, nämlich der sogenannten Schachmaschine zu teil, mit welcher mehrere gekrönte Häupter, wie Friedrich der Große, Napoleon I., Eugen Beauharnais, Partien gespielt haben. Sie sollen auch sämtlich



Der Schachautomat oder Wolfgang von Kempelens Schachmaschine.

dem Besitzer für beträchtliche Summen sein Geheimnis abgekauft haben, um hinterher zu entdecken, daß letzteres eigentlich in nichts bestehe. Jedenfalls hatten sie in ihrem Leben die Thatsache, wie der Mann zur Maschine werden kann, so gründlich kennen gelernt, daß es für sie einen besonderen Reiz haben mußte, zu erfahren, wie einmal eine Maschine zum Manne werden kann. Die sogenannte Schachmaschine, eine Erfindung des ungarischen Mechanikers Wolfgang von Kempelen, war im letzten Grunde nur ein großer, mit vielem Räderwerk angefüllter Kasten. Derselbe trug oben ein Schachbrett, dessen eine

Figurenhälfte von einer dahinter befindlichen, in türkische Tracht gekleideten Automatenfigur geleitet wurde, die mit irgendeinem dazu gewillten Zuschauer den Kampf aufnahm. Vorher wurden zur beliebigen Einsicht mehrere Thüren des Kastens, die nichts weiter als ein reiches Rädergetriebe erblicken ließen, nacheinander geöffnet. Die ganze Künstlichkeit der Maschine bestand aber in einer so geschickten Raumverteilung, daß sich ein Mann von kleiner Gestalt, der nachher den Arm des spielenden Türken leitete, in einzelnen Fächern

Ajeeb, der neue Schachautomat.

verborgen halten konnte, obschon das zuschauende Publikum nach und nach alle Räumlichkeiten genau in Augenschein genommen zu haben vermeinte.

Das Räderwerk und manche andre Äußerlichkeiten dienten nur dazu, um die Täuschung zu vervollständigen, so daß nicht wenige an das rein mechanische Spiel der leblosen Figur selbst geglaubt haben, wie es schon oben mit bezug auf mehrere gekrönte Häupter angedeutet werden konnte.

Zur Erklärung des Geheimnisses, welche auf die verschiedenste Weise versucht wurde, erhoben sich in Zeitblättern wie in besonderen Broschüren damals so viele Stimmen, daß die Abhandlungen über den Schachautomaten fast eine eigne Litteratur ausmachen. Zum erstenmal öffentlich wurde die Maschine von Kempelen um das Jahr 1796 vor dem kaiserlichen Hofe zu Wien vorgeführt, später auch dem großen Publikum in Paris und London gezeigt. Im Jahre 1806 spielte auch Napoleon mit ihr. Nachdem der Verfertiger im Jahre 1804 gestorben war, ging die Maschine in den Besitz von Mälzl, dem bekannten Erfinder des Metronoms, über, welcher sie in verschiedenen Hauptstädten Europas, im Jahre 1820 zum zweitenmale in London öffentlich zeigte und hierbei zuletzt durch den Schachspieler Mouret, der im Innern verborgen das Spiel des Türken leitete, unterstützt wurde. Zuletzt soll die Maschine nach der Neuen Welt gebracht worden und dort zu Philadelphia am 5. Juli 1854 verbrannt sein.

In neuerer Zeit sind dann verschiedene Nachbildungen jener alten Schachmaschine unter phantastischen Namen, wie Ajeeb und Mephisto aufgetaucht, bei denen teilweise auch die Anwendung elektrischer Kraft eine Rolle spielte, selbstverständlich nur zu dem Zwecke, um die Bewegungen der Figur zu regeln, bez. die Führung der Steine auf dem Brette aus der Ferne zu übertragen.

Da die im Schachspiel möglichen Kombinationen schon wegen der vorkommenden willkürlichen Wiederholung einzelner Züge durchaus ins Unendliche gehen, so kann von einer Vorausberechnung und deren Übertragung auf ein sinnreiches und noch so umfangreiches Uhrwerk nicht die Rede sein. Die Urteilslosigkeit der großen Menge ist aber so stark und über die Einsicht in thatsächlich Mögliches anscheinend erhaben, daß sie auch in diesem Falle dem Glauben an übernatürliche Leistung, nämlich an das wirkliche Spiel der Mechanik selbst Vorschub zu leisten vermochte.

Es möge bei dieser Gelegenheit noch des sogenannten Blindlingsspieles im Schach Erwähnung gethan werden, weil diese Fertigkeit ebenfalls häufig als ein sogenanntes Wunder angestaunt worden ist. Bei nur einiger beharrlichen Übung und normalen Gedächtnisstärke kann aber jene Geschicklichkeit von jedem theoretisch gebildeten und

praktisch erfahrenen Schachfreunde erworben werden. Auch das gleichzeitige Gedächtnisspiel einer ganzen Reihe von Partien ist für den Kenner kein Geheimnis, welcher weiß, daß es hierbei nur darauf ankommt, durch irgendwelche äußere Marken oder Anknüpfungen die einzelnen gleichzeitigen Spiele zu unterscheiden und jemalig wiederzuerkennen. Im Hinblick auf die sachliche Schwierigkeit ist es durchaus gleichgültig, ob ein Blindlingsspieler an zehn gleichzeitigen Partien vielleicht fünf Stunden oder ob er an einzelnen unmittelbar aufeinander folgenden zehn Spielen jemalig eine halbe Stunde Zeit verwendet, da er in beiden Fällen immer nur fünf Stunden lang in Schachkombinationen arbeitet. Allerdings mag die eine gleichwie die andre Weise wegen der länger dauernden Anstrengung nicht ohne Mühe, und wie man weiß, oft unter starker Erregung der Nerven vor sich gehen. Daß natürlich besondere persönliche Eigenschaften oder Fähigkeiten, namentlich die Leichtigkeit, sich in der Phantasie ein treues Bild der einzelnen Brettstellungen zu schaffen, dem einen Spieler mehr als dem andern zu statten kommen, versteht sich ebenso wie bei allen andern Leistungen menschlicher Kraft von selbst.

Thauma. Jede optische Täuschung, welche in der Darstellung des isolierten Teiles eines lebenden menschlichen Körpers gemacht wird, mag es nun ein rumpfloser Kopf, eine körperlose Büste oder ein Körper ohne Haupt sein, wird immer die Zuschauer überraschen und ihre Neugier anreizen.

Als vor kurzem das lebende Rätsel einer „lebenden Rumpfdame" in Deutschland zuerst in Castans Panoptikum zu Berlin vorgeführt wurde, erregte es eine wirkliche Sensation. Man fragte sich: „Wo ist der Körper dieses lebenden Wesens, oder vermag dasselbe ohne Körper zu leben?" Allerdings waren aus früherer Zeit noch ähnliche Vorführungen bekannt, und man erinnerte sich wohl, daß dabei Spiegel in Anwendung gekommen waren. Hier aber wurde der Effekt, wie man sich überzeugen konnte, ohne jegliche Spiegelung hervorgebracht.

Verschiedene illustrierte Zeitschriften haben sich bemüht, dieses neueste Wunder der Optik aufzuhellen, jedoch ist es ihren Herausgebern nur halb gelungen, weil ihnen die Ausführung lediglich vom

Erzählen bekannt ward, sie selbst die Einrichtung jedoch nicht hinreichend geprüft hatten.

Zur richtigen Erklärung bemerke man, daß mittels eines zusammenlegbaren Gestelles aus Holz eine kleine Bühne ohne Podium hergerichtet wird, deren Öffnung etwa zwei Meter im Quadrat faßt und mit einer Portiere geschlossen ist. Als Proszenium dient ein einfacher Stoff, welcher zu den Seiten der Bühne, wie unten und oben, ausgespannt ist. Um unberufenen Zutritt zu hindern, ist in einer Entfernung von einem Meter vor der Bühne in einer Höhe bis zum unteren Saum derselben, etwa ein Meter vom Fußboden entfernt, eine Barriere errichtet.

Hinter diesem Bühnenrahmen befindet sich nun im Abstande von etwa einem Meter ein schwarzer Samthintergrund, und zu beiden Seiten der Bühne stehen je zwei Samtkulissen. Vor der Bühne, zu beiden Seiten derselben, sieht man je zwei bis drei Lampen angebracht, welche, mit Reflektoren versehen, so gestellt sind, daß die Lichtstrahlen nur ein wenig auf die Bühne fallen, dagegen ganz dem Zuschauer entgegenfallen.

Der hierdurch geblendete Zuschauer sieht in einen dunklen Raum hinein, welcher für ihn unergründlich zu sein scheint, da er weder die Abgrenzung des Samts noch diesen selbst zu erkennen vermag.

In der Mitte dieses Dunkelkastens hängt eine Schaukel, aus hellem Holz und lichten Schnüren, gefertigt, weshalb sie leicht erkannt werden kann.

Der Samthintergrund hat an der Stelle jenseit der Schaukel ein rundes Loch, hinter welchem ein zweites langes Brett mit einem gepolsterten Kissen angebracht ist. Dieses Brett hängt gleichfalls an Schnüren und dient dem Körper der vorführenden Dame als Ruhebett. Daneben steht eine Trittleiter, welche die Dame benutzt, um sich bequem auf das Kissen zu legen. Hierbei steckt sie den Oberkörper durch das Loch im Hintergrunde, welches nachher ihren Leib umschließt. Damit auch hier keine Abgrenzung erkenntlich sei, hat die Dame ein schwarzes Samtmieder und eine imitierte Taille angezogen. Sie vermag in ihrer Lage längere Zeit ohne jegliche Anstrengung zu liegen. Der Zuschauer sieht keine Abgrenzung und glaubt eine Dame ohne Unterkörper zu schauen, zumal die Taille

und deren Dekoration höchst natürlich erscheint. Die Dame lebt, denn sie bewegt den Kopf, die Augen und Arme, ja sie spricht und unterhält sich sogar mit den Anwesenden.

Der vorführende Herr kann den Anwesenden beweisen, daß hier keine Täuschung durch Spiegelung vorliegt, indem er mit einem Dolche unter, über und zu allen Seiten der Dame agiert. Er setzt die Schaukel sogar in Bewegung, wodurch die Anwesenden in Staunen versetzt werden; dieselben ahnen ja nicht, daß sowohl der Körper der Dame, welcher hinter dem Hintergrunde ruht, wie auch der Hintergrund selbst alle Bewegungen mitmachen. Zum Schluß hebt sich die Rumpfdame in die Höhe, indem sie die Schnüre der Schaukel erfaßt. Der Vorführende hebt das Brett der Schaukel zur Seite, umfaßt die Taille der Rumpfdame und liefert den Beweis, daß ein Körper oder Spiegel nirgends vorhanden ist.

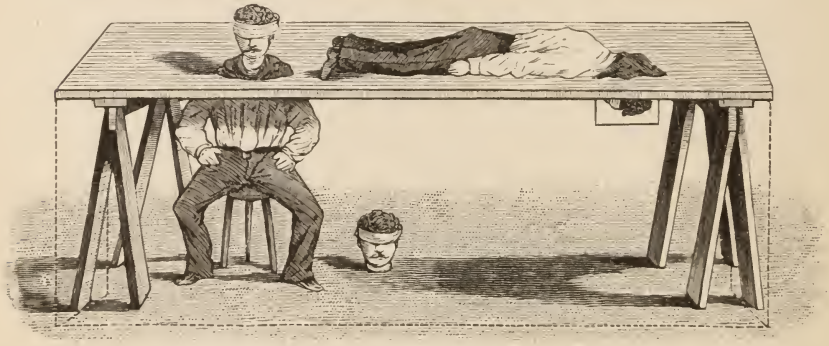
Durch letzteres Experiment, welches die Täuschung als solche vollendet, wird der Effekt bedeutend erhöht.

Die Enthauptung eines Menschen wurde als Täuschungsstück früher lediglich auf der sogenannten Zauberbühne ausgeführt, welche einen schwarzen Samthintergrund hatte. Vor diesem nahm die zu enthauptende Person auf einem Stuhle Platz; der Künstler erfaßte ihren Kopf bei den Haaren und führte mit einem Degen einen Schnitt an dem Halse aus. Hierauf stellte er sich vor die enthauptete Person, um scheinbar den Kopf abzunehmen, wodurch die Manipulation verdeckt wurde. Inzwischen wurde ein andrer Samthintergund in einer Entfernung von 30 cm vor dem ersteren so weit heruntergelassen, bis derselbe den Kopf der scheinbar enthaupteten Person deckte. Gleichzeitig nahm der Künstler einen ihm aus dem Hintergrunde dargereichten Wachskopf, welcher dem Haupte der Person glich, und zeigte ihn als abgeschnittenen vor. Nachher wanderte dieser falsche Kopf wieder nach dem Hintergrund zurück, und dieser hob sich von neuem, um die Person wieder im lebensfähigen Zustande erscheinen zu lassen. Heute wird das Kunststück freier, d. h. in einem offenen Saale vorgeführt.

Der moderne Zauberkünstler ersucht eine insgeheim eingeweihte Person vorzutreten und entledigt dieselbe ihres Rockes, der Weste

und des Kragens. Er verbindet die Augen derselben mit einem Tuch, stellt sich ihr links zur Seite, erfaßt den Kopf der Person mit der linken Hand, ein Schwert mit der rechten und führt letzteres schneidend über den Hals der Person hinweg. Das Blut spritzt zur Seite und läuft über das weiße Hemd der zurücktaumelnden Person.

Der Künstler wirft das Schwert zur Erde und eilt, als er bemerkt hat, daß der Kopf nicht ganz vom Rumpfe getrennt ist, in Begleitung seines Dieners herbei um die Person auf einem Tische auszustrecken. Beide legen dieselbe so auf den Tisch, daß sie mit dem Gesicht nach unten liegt, und der Künstler trennt nun den Kopf gänzlich vom Rumpf, zeigt ihn vor und setzt ihn zum Fußende der



Die Enthauptung eines Menschen.

Person auf den Tisch. Hierauf ersucht der Künstler einen etwa anwesenden Arzt zu prüfen, ob das Blut Menschenblut und der Kopf zu einem lebenden Menschen gehört. Dieser bestätigt es in der Regel, da er sich von der Wirklichkeit überzeugt hat, und der Effekt erlangt hierdurch seinen Höhepunkt.

Nunmehr schreitet der Künstler zur Erklärung des Wunders und liefert hierdurch den Beweis, wie leicht man die Menschen, selbst Ärzte zu täuschen vermag, wenn die Prüfung wie hier eine nur oberflächliche ist. Er hebt die um den Tisch hängende Decke empor und die Zuschauer sehen, wie die darauf liegende Person den Kopf durch ein Loch in der Tischplatte, das bisher mittels einer nach unten sich öffnenden Klappe verschlossen war, gesteckt hat. Der Künstler hat, indem er sich hier vor den Tisch stellte, schnell einen Wachskopf aus

diesem Loch hervorgeholt, welcher ihm vom daruntersitzenden Diener gereicht wurde; er hat auch ein rotes Tuch über das Loch und den Hals des anscheinend Enthaupteten gelegt, als wolle er den Blutsturz damit stillen. Der falsche Kopf ist ähnlich dem der Person und auch mit einem gleichen Tuch umbunden. In den Haaren befindet sich eine Druckvorrichtung, durch welche man aus dem Hals Blut entströmen lassen kann.

Den Kopf setzt der Künstler scheinbar zu den Füßen der enthaupteten Person, stellt sich dabei wieder vor den Tisch und reicht ihn von oben durch die auch hier bereits vom Diener geöffnete Klappe. Letzterer nimmt den Kopf schnell entgegen, setzt ihn neben sich auf den Fußboden und steckt seinen eignen Kopf, welcher dem des Enthaupteten gleichfalls ähnlich und mit einem gleichen Tuch umbunden ist, von unten durch dieses Loch, wobei der Künstler ein Tuch um den Hals herumlegt. Den zu diesem Kopf gehörigen Körper sieht der Zuschauer wie den nebenstehenden Wachskopf unter dem Tische. Der durchgesteckte Kopf ist vorher hell geschminkt worden, damit er recht blaß erscheint.

Wenn die Schlußszene für die Zuschauer auch eine höchst komische und die Erklärung recht interessant ist, so sollten doch die Organe der Behörden allerorten dem Beispiele der Hamburger Polizeibehörde folgen, welche eine Vorführung solcher grauenerregenden Szenen nicht mehr gestattet. Es gibt unendlich viel interessantere Kunststücke, welche die Zauberkünstler den Zuschauern vorführen können, als das unästhetische Abschlagen eines falschen Menschenkopfes und das Wiederaufsetzen desselben.

Die Vorführung dieses Wunderwerkes, welches in der Täuschung des Publikums als die höchste Wunderleistung erscheint, dient nur dazu, den Sinn des Volkes gegen blutige Thaten abzustumpfen und es zum Behagen an rohen Szenen aufzureizen, weshalb man sich nicht wundern darf, daß in vielen eine bestialische Geschmacksverwilderung großgezogen wird.

Ende.

Verlag von Otto Spamer in Leipzig.

Die

Moderne Salon-Magie.

Planmäßige Darlegung und vollständige Erklärung der bedeutendsten Vorführungen der Zauberkunst, ihrer Hilfsmittel und Kunstgriffe.

Von

Carl Willmann.

Mit 548 erläuternden Abbildungen.

Geheftet ℳ 7.50.

Gebunden ℳ 9.—

Das vorzüglich ausgestattete Buch bietet reichen Stoff zu Vorführungen im Salon und wird sich Dilettanten sowohl, wie auch den Meistern der Kunst als ein unentbehrlicher, weil zuverlässiger Ratgeber erweisen.

Der Gedächtniskünstler als Hellseher.

Vollständige Erklärung und Anleitung zur Hellseherei mit Hilfe der Gedächtniskunst, zum Selbststudium für Dilettanten.

Von Carl Willmann.

ℳ 2.—

Früher erschien!

Illustrierte Zauber-Soiree

für Privat-Aufführungen im Salon.

Nebst zugehörigen Erklärungen. Von Mit 12 ganzseitigen Abbildungen.

Geheftet Jacoby-Harms, ℳ 4.—

Prestidigitateur in Hamburg-Barmbeck.